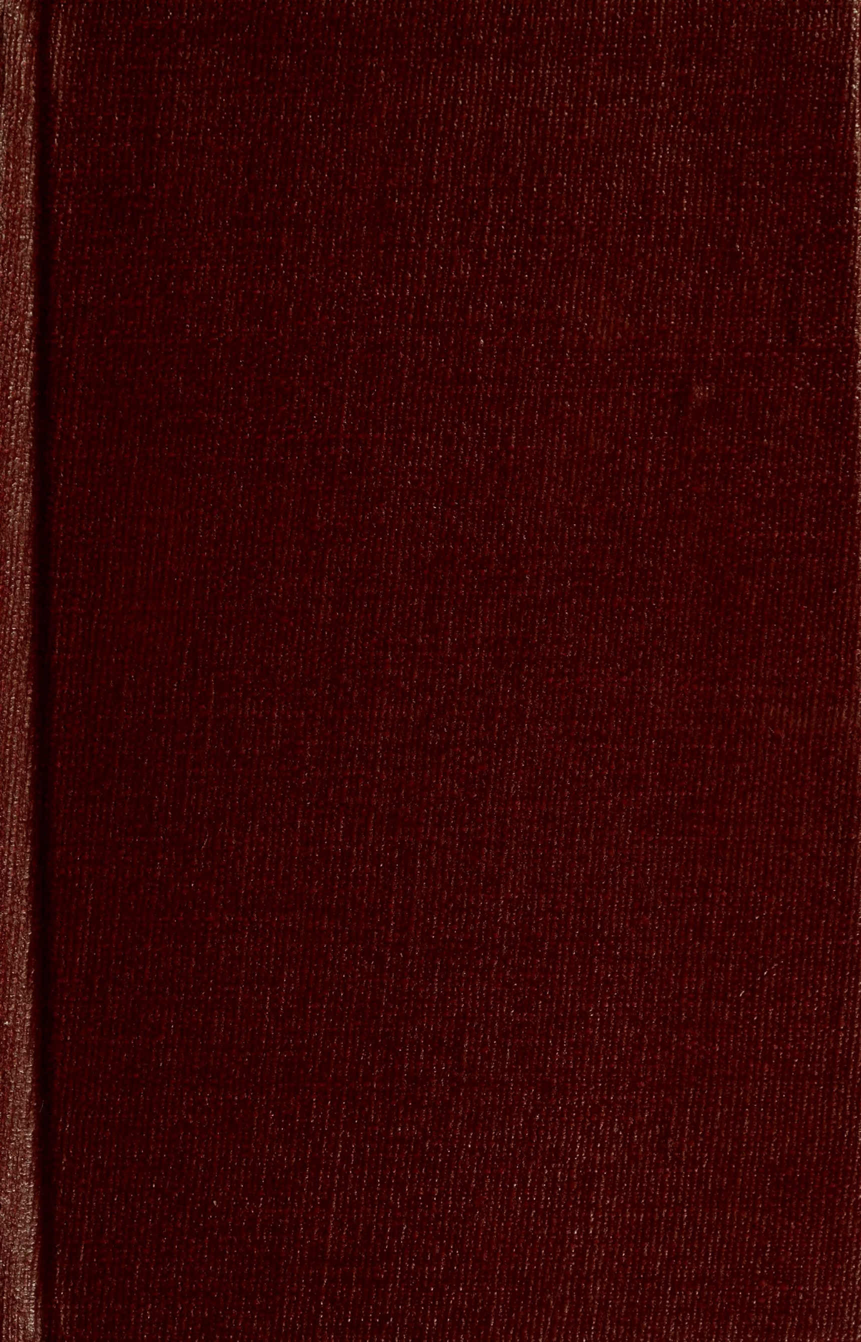
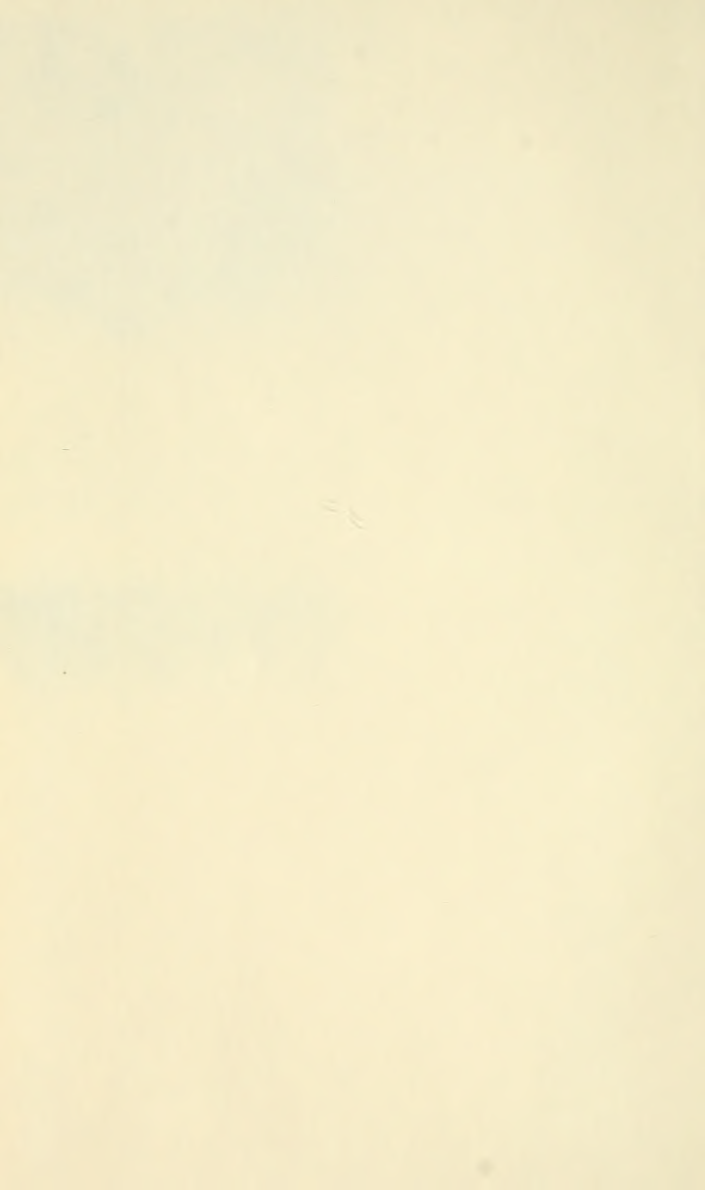






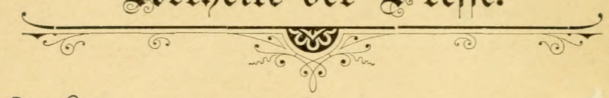







Hermine von Dalheim.

Urtheile der Presse.

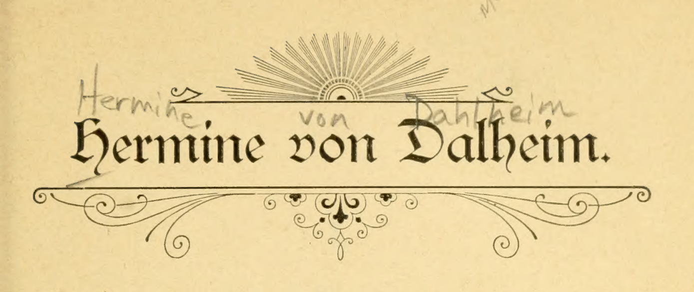


Bolandens Methode, religiöse und soziale Wahrheiten in Form von Novellen und Romanen unter die Leute zu bringen, hat in diesem Buche eine glückliche Nachahmung gefunden. Die Geschichte ist spannend geschrieben; der Knoten gut geschürzt, die Lösung befriedigend. Das gewöhnliche Thema von den beiden, die sich haben wollen und zuletzt sich glücklich kriegen, fehlt auch hier nicht, ist aber in einer nicht gewöhnlichen, sondern so edlen Weise behandelt, daß gerade unter diesem Gesichtspunkte das Buch **besondere Empfehlung** verdient. Die Charaktere sind scharf und ideal gezeichnet, so daß die einen durch Tugendglanz blenden, die anderen durch Bosheit erschrecken. Die Heldin des Stückes insbesondere durchläuft als Engel der Barmherzigkeit ihre kurze Lebensbahn. Der Verfasser, ein **Redemptoristen-Pater** hat die wirkliche Welt und den charakterbildenden Kampf des Lebens recht getreu zu schildern nicht unterlassen. Den mitgetheilten Scenen des Kulturkampfes liegen wirkliche Begebenheiten zugrunde.

Die einladende Schale der Erzählung umschließt einen gesunden und erfrischenden Kern. Die Einwendungen des Materialismus, des Rationalismus und des Protestantismus gegen die Religion überhaupt und die katholische Kirche werden von den eingeführten Personen in kräftiger und überzeugender Sprache, welcher der Witz und Humor nicht fehlt, dargestellt. Wir können daher das außerordentlich billige Buch, das der **erwachsenen Jugend** in den **Städten** besonders **reichen Nutzen zu bringen geeignet** ist, **bestens empfehlen.** Vater Kolping würde dasselbe mit Freude auch jedem Gesellen in die Hand gegeben haben; es darf aber ebenso vielleicht noch mehr in den Salons der höheren Stände Einlaß beanspruchen, um mancher gnädigen Herrschaft die Wahrheit in angenehmer Weise zu sagen.

(Grazer Volksblatt.)

Ein anderes Blatt: näml. die „Schles. Volksztg." schreibt: Thatsachen aus der Kulturkampfszeit sind nach Bolanden'scher Methode in dieser Novelle zu einer spannenden Geschichte vereinigt, deren Heldin als Konvertitin in der Uebung christlicher Barmherzigkeit ihr junges Leben vollendet. Der Verfasser hat die Charaktere scharf zu zeichnen verstanden und ein unzweifelhaftes Geschick zu derartigen didaktischen Leistungen der Belletristik bekundet. Der Kern nämlich der anziehenden Erzählung ist eine packende und überzeugende **Widerlegung der materialistischen und sozialdemokratischen Weltanschauung sowie der protestantischen Entstellungen der katholischen Glaubenslehre.** Gediegene theologische Bildung ist hier mit populärer Klarheit verbunden. Wem daran gelegen ist, schlagfertige Apologeten für die Verhältnisse des täglichen Lebens namentlich in Deutschland zu bilden, wird in der Verbreitung dieses billigen Buches ein sehr passendes Mittel besitzen. Obgleich die Geschichte sich in den höheren Kreisen der Gesellschaft abspielt, ist die Darstellung unter Voraussetzung einer ordentlichen Schulbildung leicht verständlich.



Hermine von Dalheim.

Eine Erzählung

aus den ersten Jahren des Kulturkampfes
in Deutschland.

Von

P. Franz Rechtschmied,

aus der Kongregation des allerheiligsten Erlösers.

Zweite Auflage.

Münster i. Westfalen.
Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).

Oberhausen.
Buch- und Kunstdruckerei Richard Kühne.

I.

Im Schloßgarten.

Der preußisch-österreichische Krieg im Jahre 1866 hatte in Deutschland eine große Veränderung hervorgerufen. Preußen wurde das Haupt des deutschen Bundes, so manches bislang souveräne Land verlor die Selbständigkeit und wurde preußische Provinz.

Diesen Ereignissen folgte der französische Krieg. Die deutschen Heere gingen in Feindesland von Sieg zu Sieg, nahmen selbst Paris, und die deutschen Fürsten riefen ihren Bundesherrn zum Kaiser aus.

Der Jubel war groß, dauerte aber nicht lange; die berüchtigten Maigesetze, die so viele Millionen deutscher Unterthanen auf das tiefste verletzten, erblickten das Licht der Welt, und ihre Ausführung rief den sogenannten Kulturkampf ins Leben.

Wir versetzen unsere geehrten Leser in eines der ersten Jahre dieses Kulturkampfes, und führen sie in das Städtchen Schönbach, welches in einem jener kassierten Ländchen liegt, und seinen Namen offenbar seiner Lage verdankt.

Zwar zählt es an sechshundert Häuser; dieselben sind jedoch mit wenigen Ausnahmen klein, bestehen vielfach nur aus einem Erdgeschoß, und liegen großenteils in unregelmäßigen Reihen an den beiden Ufern des Flüßchens Schönbach. Was der Stadt einige Schön-

heit verleiht, und ihr, von der Ferne aus betrachtet, das Aussehen eines Parkes giebt, sind die großen Linden, welche an den Ufern die Stadt durchziehen, und mit andern Bäumen vermischt, sie ganz umgeben.

Der Frühling war eben wieder in das Land gekommen, und hatte Berg und Thal mit frischem Grün überzogen. Die zahlreichen Obstbäume in den Gärten prangten in ihrem schönsten Blütenschmucke; nur die Kirschbäume hatten bereits ihr weißes Kleid abgelegt und schickten sich an, mit dem beliebteren Rot sich zu zieren.

An einem der letzten Tage des Monats Mai war nach einer trüben, vielfach regnerischen Woche die Sonne wieder in voller Pracht aufgegangen, und stand schon fast drei Stunden am wolkenlosen Himmel, als aus einem unansehnlichen Hause der Stadt ein vornehm gekleidetes Mädchen trat und eiligen Schrittes auf die Hauptstraße zu gelangen suchte. Es mochte achtzehn Jahre zählen, war von mittlerer Größe und erfreute sich einer Gesichtsbildung, die gewiß ein Gegenstand des Neides für manche andere ihres Geschlechtes war. Was am meisten auffiel, war die große Freude, die aus den lebhaften Augen strahlte. Während einige Tauben, die sich ihr Frühstück sammelten, auf die Seite gingen, um ihr freien Durchgang zu gewähren, bemerkte sie, daß eine derselben auf sie zutrippelte und wie neugierig zu ihr aufschaute. „Gira, bist du hier?“ rief das Mädchen mit Interesse. Sogleich flog die Taube auf die entgegengehaltene Hand und bezeugte Freude, ihre Herrin wieder gefunden zu haben. „Du untreues Ding“, schalt dieselbe mit lächelndem Munde, „warum hast du dich verführen lassen? Jetzt bekommst du dafür zwei Tage Hausarrest.“ Die Taube hatte sich nämlich zwei Tage früher einer umherfliegenden Schar angeschlossen, war

mit derselben in die Stadt gekommen und nicht mehr zurückgekehrt.

Den Vogel auf der Hand setzte sie den Weg fort. Als sie fast an das Ende der Stadt gekommen war, wurde sie von zwei Kindern bemerkt, die mit abgezehrten, traurigen Gesichtern unter der Thüre eines halbzerfallenen Hauses standen.

„Schau, dort geht Fräulein Regina," rief das ältere dem jüngern Schwesterchen zu, — und sogleich eilten ihr beide mit sichtlicher Freude entgegen.

„Wie geht es der Mutter?" fragte Regina.

„Sie ist noch immer krank," antwortete weinend Josefa, das ältere Mädchen.

„Sage ihr, ich lasse sie grüßen; ich werde sie bald mit Fräulein Hermine besuchen."

Mit diesen Worten wollte sie die Kinder verabschieden. Aber schon nach einigen Schritten wandte sie sich nochmal zu den Kindern:

„Habt Ihr etwas zu essen?"

„Nein, gnädiges Fräulein!" erklärte Josefa, „wir haben nicht einmal ein Stücklein Brot im Hause."

Regina durchsuchte sofort ihre Taschen, fand aber nicht mehr als achtzig Pfennige, die sie dem Kinde übergab: „Bringe dies der Mutter; — ich habe jetzt nicht mehr."

Außerhalb der Stadt verließ das Fräulein die Straße, und schlug einen schönen Fußweg ein, der durch eine große Wiese zum Schlosse Dalheim führt, während die Fahrstraße durch eine große Biegung die Höhe des Hügels zu erreichen sucht, auf dem dasselbe erbaut ist.

Das Plateau der Anhöhe ist groß genug, um nebst dem Schloß noch einen großen Garten und einen Teil des Parkes zu fassen. Dann steigt das Terrain sanft

aufwärts, und erhebt sich endlich sehr steil zu einer Höhe von nahezu tausend Meter über der Meeresfläche.

Das Schloß stammt in seiner jetzigen Gestalt erst aus dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, und wurde vom Vater des gegenwärtigen Besitzers von Grund aus neu, und dem Geschmacke der Neuzeit entsprechend aufgeführt; — das frühere war nämlich in den französischen Kriegen ein Raub der Flammen geworden. Durch seine zwar einfache aber gefällige Bauart, noch mehr aber durch die Lage gewährt es einen sehr angenehmen Aufenthalt und bietet gegen Süden, über die Stadt hinweg, gegen Westen und teilweise auch in östlicher Richtung eine entzückende Aussicht.

Nördlich vom Schlosse und an dasselbe angrenzend liegt der schon erwähnte Park mit großen Buchen und Linden, die aber, sobald der Boden zu steigen beginnt, dichtem Gesträuche Platz machen, durch welches verschiedene Wege führen. Bei ruhiger Luft hört man schon in ziemlicher Entfernung das rauschende Getöse eines Wasserfalles. Ganz am Ende des Parkes, da wo der Berg sehr steil abfällt, dringt nämlich aus der Spalte einer Felsenwand eine reiche Quelle, und stürzt aus einer Höhe von sechs Meter in fast senkrechter Richtung in das selbstgegrabene Becken. Nach kurzem Laufe ergießt sich das Wasser in einen kleinen Teich, und sucht dann, östlich den Park durchfließend, die Ebene zu erreichen.

Südlich vom Schlosse liegt der große Garten.

Um dieselbe Zeit, als Regina die Stadt durcheilte, trat ein Mädchen in denselben, welches mit Regina in gleichem Alter stehen mochte. Ein feiner, weißer Strohhut bedeckte die reichen dunkelbraunen Haare; ihre Gesichtszüge zeugten von großer Sanftmut, Freundlichkeit und Liebe; die Kleidung war wohl höchst sauber, aber ziemlich einfach; es war eben nur die gewöhnliche Haus-

kleidung. Am Arme trug sie ein niedliches Körbchen, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war.

Der Weg, den sie einschlug, führte an den arbeitenden Gärtnergehilfen vorbei, die bei ihrer Annäherung die Hüte zogen, dem „gnädigen Fräulein" einen guten Morgen wünschten, und dafür nebst Gegengruß noch einige freundliche Worte erhielten.

In der Mitte des Gartens befindet sich ein großes Bassin, aus dessen Mitte ein dreifacher klarer Wasserstrahl emporspringt, und mit drei glänzenden Kugeln spielt. Dahin lenkte das Fräulein ihre Schritte. Sie öffnete das Körbchen, mäßigte den Wasserstrahl durch einen Tritt auf den am Rande des Bassins angebrachten Mechanismus, und warf dann den muntern Bewohnern des klaren Naß einige große Stücke Brot zu. Das Haschen und Gezappel der großen und kleinen Fische, wie sie, aber oft vergeblich, ein Stück zu fassen suchten, wie sie sich nicht selten darum zankten und es einander abzujagen suchten — dies machte ihr stets Vergnügen; — und wenn sie dann auch Brosamen hineinwarf, was selbst die kleinsten Fischlein herbeilockte, und eine neue allgemeine Jagd, ein wirres Durch- und Übereinander veranlaßte, so war sie vielfach sehr heiter.

Auch diesmal sah Hermine, so hieß das Fräulein, mit Vergnügen dem muntern Treiben ihrer Gäste zu. Aber auf einmal veränderte sich ihr Antlitz. Tiefe Trauer und Wehmut traten an die Stelle der frühern Heiterkeit.

„O mein Gott!" begann sie halblaut zu seufzen; alles ist so munter und fröhlich, und ach, ich kann es nicht sein. Meine Freuden dauern nur kurze Minuten. Mein Herz ist so öde und leer, und weiß nicht einmal warum."

„O mein Gott!" fuhr sie nach einer Pause fort, „laß mich doch erkennen, was ich thun soll um auch so

heiter zu sein wie Regina. Sie ist so gut und fromm wie ein Engel, besonders in der letzten Zeit. Ach, könnte ich auch so sein!"

Sie neigte sich auf das eiserne Geländer nieder, welches das Bassin umgiebt, und begann bitterlich zu weinen. Ein paar Thränen fielen in das Wasser und sie bemerkte, daß ein Fischlein nach denselben schnappte. „Armer Tropf! du hast noch Hunger," sagte sie, während ihr noch thränenfeuchtes Antlitz wieder zu lächeln begann, und warf noch eine Handvoll Brosamen in das Wasser.

Unterdessen war Hermine noch von andern Gästen bemerkt worden. Eine Schar Spatzen kam schreiend dahergeflogen, und setzte sich ihr gegenüber auf das Gitter; sie waren nämlich gewohnt, auch etwas zu erhalten.

„Ihr Schelme!" fuhr sie, wieder etwas aufgeheitert, dieselben an; „euch soll ich schon lange nichts mehr geben. Ihr findet ja Futter genug."

Aber die Herren und Damen Spatzen ließen sich nicht so kurz abweisen, drehten die Köpfe bald rechts, bald links, und trippelten dem wohlbekannten Körbchen immer näher; ja einer der verwegensten hatte die Kühnheit, selbst auf den Rand desselben zu fliegen, um zu sehen, ob nichts mehr übrig sei.

Eine Handvoll Brosamen, auf den sandigen Weg geworfen, war endlich der Preis, den sie sich durch ihre Zudringlichkeit erwarben.

Hermine war noch mit der Beobachtung ihrer Gäste beschäftigt, als sie die vorhin erwähnten Arbeiter jemanden grüßen hörte. Ein Blick in dieser Richtung machte sie lebendig. Sie stürzte das Körbchen um, wodurch der letzte Inhalt desselben in das Wasser fiel, trocknete schnell ihre Thränen und eilte ihrer Freundin entgegen, die fast im Sturmschritt auf sie zukam.

„O wie froh bin ich, daß Du wieder da bist," rief

sie dem Mädchen entgegen; ich habe schon Langweile gehabt."

„Sei mir nicht böse, Hermine! daß ich Dich so lange habe warten lassen," bat Regina, denn diese war es, „ich habe mich freilich eine ganze Stunde länger aufgehalten, als ich es in Absicht hatte. Ich merkte meinen Fehler erst, als es schon zu spät war, ihn zu verbessern. Dafür bin ich fast gelaufen, um sobald als möglich nach Hause zu kommen."

„Wie geht es Deiner Mutter?"

„O danke, sie ist bedeutend besser, ganz heiter und zufrieden."

„Hat Dich Nannchen gesehen?"

„Ja; sie hat mir gesagt, daß Du mich hier erwartest. Sie wird das Frühstück in den „Pavillon" bringen."

Beide Mädchen schlugen den Weg zum „Pavillon" ein, der in nichts anderem bestand, als in einem höchst einfachen, aus Latten hergestellten Gartenhäuschen, welches mit Reben umpflanzt war. Als sie dem alten Gärtner begegneten, einem Greise von nahezu achtzig Jahren, der aber wegen seiner Geschicklichkeit noch immer die Oberaufsicht führte, und derselbe, den Hut in den Händen, freundlichst grüßte, sagte Hermine mit schelmischem Lächeln:

„Setzen Sie doch den Hut auf, Herr Andrä! sonst könnte sich eine garstige Fledermaus in Ihre langen Haare verwickeln."

„Aber jetzt, Fräulein Regina!" versetzte der Alte in heiterster Stimmung, „werden Sie doch einmal zugeben, daß Fräulein Hermine recht boshaft sein kann. Bald ist es mein Bart, an dem sie etwas auszustellen hat; jetzt müssen wieder die wenigen weißen Haare herhalten."

Nach einigen ähnlichen gegenseitigen Bemerkungen sagte Regina:

„Nun — Herr Gartenkönig! Wann oder wie bald werden Sie uns denn aus den Einkünften Ihres Reiches ein Präsent machen?"

„Gerade heute habe ich eine große Menge Steuerzahler ganz ausgeplündert, und einen Großgrundbesitzer gepfändet. Ich glaube, Sie werden im Gartenhäuschen frühstücken; dort habe ich das Eingebrachte hinterlegt."

Der gute Alte fühlte sich immer ganz selig, wenn die beiden „Kinder" ihn neckten und mit ihm scherzten. Aber nicht bloß er, sondern die gesamte Dienerschaft war ihnen mit aufrichtiger Liebe zugethan, und niemand wußte an ihnen im Ernste etwas zu tadeln. Ihre Sanftmut, Freundlichkeit und Liebe gegen jedermann, selbst gegen die letzte Küchenmagd fesselte alle Herzen.

Nach dem liebevollen Benehmen der Mädchen gegen einander hätte man sie für Schwestern halten müssen; sie waren aber nur entfernte Verwandte; ja Regina gehörte, streng genommen, nur zur Dienerschaft. Sie war nämlich nur die Gesellschafterin Herminens, die vier Jahre vorher ihre Mutter verloren hatte. Aber die beiden Mädchen hatten sich schon in den ersten Tagen ihres Beisammenseins so lieb gewonnen, daß einerseits Hermine vollständig vergaß, in welcher Eigenschaft Regina bei ihr weile, und sie nur als die vertrauteste Freundin, ja als teuere Schwester betrachtete, — andererseits Regina ihre abhängige Stellung, obgleich sie dieselbe nie aus den Augen verlor, doch nie empfand. Selbst von der Dienerschaft wurde sie gleich Herminen wie ein Kind des Hauses behandelt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren sie beisammen, so daß sie selbst in der Stadt vielfach „die unzertrennlichen Schloßfräulein" genannt wurden.

Regina war schon längere Zeit, und besonders wieder an diesem Morgen, wie schon erwähnt, sehr fröhlich und

heiter. Als sie nach dem gewöhnlichen Frühstücke mit Hermine den Erdbeeren und Kirschen zusetzte, die der „Gartenkönig“ in zwei Körbchen auf den Tisch gestellt hatte, konnte letztere sich nicht mehr enthalten, ihrer Verwunderung über die Munterkeit ihrer Gefährtin Ausdruck zu geben, und bemerkte:

„Ich möchte Dich fast beneiden, Regina, um Deine beständige Fröhlichkeit. Ich bin oft so melancholisch und niedergeschlagen, und weiß doch eigentlich nicht, was mir fehlt. Gerade heute wieder, bei der Fütterung der Fische, wurde mir so weh ums Herz, daß ich weinen mußte.“ Und während sie so klagte, liefen ihr aufs neue die Thränen über die Wangen.

„Liebe Hermine!“ antwortete Regina teilnahmsvoll, „ich glaube zu wissen, was Dir fehlt, ja früher in demselben Zustande gewesen zu sein, in dem Du Dich noch befindest.“

„Was soll dies sein?“ fragte Hermine gespannt; „ich verstehe mich selbst nicht.“

„Dein Herz verlangt bewußt oder unbewußt nach Gott, und findet ihn nicht. Selbst die Übungen der Religion lassen Dich kalt; Du findest weder Licht noch Salbung, findest Dich stets leer und vereinsamt, und diese geistige Öde ist die Ursache Deiner Traurigkeit. — Ist es nicht so?“

„Wirklich — mir scheint, Du hast recht. — Wenn Du aber früher dasselbe empfunden, was hast Du denn gethan, oder wie ist es gekommen, daß Du jetzt immer so heiter sein kannst?“

„Dies ist eine Frage, teure Hermine! deren Beantwortung in meiner jetzigen Lage sehr schwer ist.“

„Warum denn?“ fragte diese ganz erstaunt.

„Sie könnte Dich zum erstenmale auf mich böse, ja sehr böse machen; und dies würde mir und besonders

meiner Mutter sehr großen Schaden bringen, besonders dann wenn es Dein Vater in Erfahrung brächte."

Hermine machte große Augen über diese seltsame Mitteilung.

„Was soll das sein, Regina? das verstehe ich nicht. Wie sollte ich Dir böse werden, wenn Du mir die größte Wohlthat erweisest und mich von meiner Traurigkeit befreiest. Wie könnte es Dir und Deiner Mutter Schaden bringen, wenn Du mir zu etwas verhilfst, wofür ich Dir mein ganzes Leben hindurch nicht genug dankbar sein könnte?"

„Weil Du es nicht glauben würdest, was ich Dir sagen müßte, indem Du nur Unrichtiges und Falsches über das gehört und gelesen hast, was mir meine jetzige Zufriedenheit und Heiterkeit verschafft."

„Du sprichst heute ganz rätselhaft und willst mir Dein Geheimnis nicht entdecken. Aber sage mir aufrichtig: glaubst Du, daß ich ebenso zufrieden und heiter sein werde, wenn ich dasselbe thue, was Du gethan hast?"

„Daran zweifle ich nicht im geringsten."

„Und kann ich so glücklich werden," forschte Hermine mit fast fieberhafter Erregtheit, „ohne daß der Vater es erfahren muß, wie viel ich Dir, Deiner Vermittlung zu verdanken habe?"

„O ja — freilich. Dies hängt ganz von Dir ab."

Hermine begann zu weinen, und bediente sich, um ja nicht belauscht werden zu können, der französischen Sprache:

„Meine teure Schwester! Du weißt, wie innig ich Dich liebe." Sie stand auf, ergriff Reginas Hand und sagte:

„Ich schwöre Dir bei Gott: Wenn Du mir Dein Geheimnis entdeckest, werde ich es vor dem Vater und

vor jedermann vollkommen geheim halten und dafür sorgen, daß diese Mitteilung weder Dir noch Deiner Mutter je den geringsten Nachteil bringen kann. Willst Du mir nun sagen, wie ich so glücklich werden kann, oder verlangst Du noch etwas?"

„Ich brauche nichts zu verlangen als Verschwiegenheit, bis Umstände eintreten, welche dieselbe nicht mehr notwendig machen. — Was mich so glücklich macht, teure Hermine! und mir die reichste Quelle des Trostes ist, besteht in der einzig wahren Religion, im wahren Christentum."

Betroffen fragte Hermine:

„Und welches ist diese einzig wahre Religion? Ist es nicht die unsrige, in der wir beide erzogen worden sind."

„Nein, Hermine! der Protestantismus besitzt nur einige Stücke vom Christentum, und selbst diese Bruchteile sind vielfach so entstellt, daß sie miteinander im Widerspruche stehen. Das wahre Christentum ist nur in der katholischen Kirche zu finden."

„Wie? — Was? — Du katholisch?" rief Hermine, die sich vor Überraschung und Staunen kaum zu fassen vermochte. „Du bist katholisch, und findest in dieser Religion so viel Trost und Freude?"

„Ja, gewiß; aber nicht in jener katholischen Kirche, die Du aus protestantischen Büchern kennen gelernt hast."

„Wie so? Giebt es denn zwei katholische Kirchen?"

„In einem gewissen Sinne: ja; nämlich eine, die nur in der Einbildung existiert und in den Büchern der Protestanten geschildert wird, und eine andere, die in Wirklichkeit besteht. Dieselbe ist aber von der ersteren verschieden."

Hermine war wie aus den Wolken gefallen. Mit großen Augen starrte sie die Freundin an.

„Soll denn diese wirklich bestehende Kirche, der Du Dich angeschlossen hast, nicht jene Lehren und Einrichtungen haben, die uns gewöhnlich als katholische vorgestellt werden?"

„Nein — durchaus nicht. Alles, was Du bisher über die katholische Kirche gelesen und gehört hast, ist fast nur Lüge, Verleumdung und Verdrehung. Diese vorgeblich katholischen Lehren sind teils ganz erdichtet, teils entstellt, verdreht, falsch ausgelegt u. s. w., offenbar nur in der Absicht, die katholische Kirche verächtlich und verhaßt zu machen, sie mit Erfolg bekämpfen zu können, und vom Übertritt in dieselbe abzuhalten."

Das anfängliche Staunen Herminens verwandelte sich jetzt in sichtliche Unruhe.

„Ein Kampf mit solchen Mitteln ist in jedem Falle schändlich. Warum gebrauchen die Protestanten nicht ehrliche Mittel?"

„Darüber kann ich keinen bestimmten Aufschluß geben. Nur das weiß ich, daß schon die Gründer des Protestantismus zu diesen unehrlichen Mitteln ihre Zuflucht genommen haben, um Anhänger zu gewinnen und im Protestantismus festzuhalten, und daß diese Kampfweise bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird."

„O ich arme Betrogene!" rief Hermine weinend; doch schnell faßte sie sich wieder. „Ist dies auch wirklich wahr, — volle Wahrheit?"

„Es giebt ein leichtes Mittel, Dich davon vollkommen zu überzeugen. Vergleiche Deine bisherigen Kenntnisse von der katholischen Kirche und Lehre mit dem Inhalte eines ausführlichen katholischen Katechismus, oder wenn Du weiter gehen willst, lies die berühmtesten protestantischen Werke über die katholische Kirche und dazu eine katholische Dogmatik."

Es entstand eine längere Pause. Hermine wußte nicht, was sie denken sollte; endlich fragte sie:

„Wie lange bist Du schon katholisch?“

„Vor einem Monate wurde ich aufgenommen.“

„Darf ich fragen, wie es zugegangen ist, daß Du katholisch werden konntest?“

„Nach Gott verdanke ich dieses Glück meiner verstorbenen Schwester. Wie Du weißt, kam sie nach dem Unglück, das unsere Familie getroffen, als Erzieherin zu einem protestantischen Grafen, und wurde bald darauf katholisch. Wie sie zu diesem Schritte gekommen, habe ich nicht erfahren können. Ungeachtet dieser, wie ich damals meinte, sehr tadelnswerten Untreue gegen den Glauben, liebte ich sie doch recht innig und aufrichtig. — Du weißt auch, daß ich sie im verflossenen Winter auf ihrem Totenbette besuchte. Damals gelang es mir nun, ungeachtet der sorgfältigen Überwachung von seiten meiner Mutter, allein zu ihr zu kommen. Natürlich benutzte ich diese Gelegenheit vor allem zur Frage, ob sie sich nicht fürchte vor dem Tode, da sie den Glauben verlassen, in dem sie getauft worden, und eine Religion angenommen habe, in der man so unglaubliche Dinge glauben müsse.“

„Und was sagte die Schwester?“ forschte Hermine mit einer Spannung, die kaum die Antwort erwarten konnte.

„Zu meiner Überraschung erklärte sie, gerade aus der katholischen Religion so viel Trost zu schöpfen, daß sie ganz ruhig dem Tode entgegen sehe, obgleich sich ihr jetzt auch in der Welt gute Aussichten darböten, indem ein katholischer Graf sie heiraten wollte. „Du irrst Dich aber gewaltig, liebe Schwester!“ setzte sie hinzu, „wenn Du meinst, ich habe die Religion verlassen, in der ich getauft worden bin; denn durch die gültige Taufe wird

jedes Kind, also auch das protestantischer Eltern, ein Glied der katholischen Kirche, und tritt erst nach erlangtem Vernunftgebrauche, streng genommen, erst bei der Konfirmation aus der katholischen Kirche aus, und wird protestantisch!"

„Was? Regina! was sagte sie," unterbrach Hermine, „wir sollten in der Kindheit katholisch gewesen sein?"

„Ja, wir sind es gewesen. Auch mir kam diese Erklärung höchst sonderbar vor; aber seitdem ich die katholische Kirche und Lehre kenne, ist es mir ganz klar geworden."

„Wie ist dies möglich?"

„Die Sache ist sehr einfach. Christus hat die Taufe eingesetzt und zugleich bestimmt, daß, wer sie empfängt, dadurch ein Glied seiner Kirche werde. Diese seine Kirche konnte aber nur die katholische sein, da diese allein von ihm gegründet worden, und vom Anfange an ohne Unterbrechung bis jetzt bestanden hat; die protestantische ist ja erst fünfzehn Jahrhunderte später entstanden. Haben aber auch die Protestanten bei ihrer Trennung von der katholischen Kirche die Taufe beibehalten, so konnten sie doch die von Christus der Taufe erteilte Wirksamkeit nicht ändern. Das Kind wird also durch die Taufe ein Glied der katholischen Kirche, und bleibt es so lange, bis es sich selbst mit Wissen und Willen von derselben trennt."

„Regina! Wenn dies wahr ist," rief Hermine in augenblicklicher Aufregung, „dann bin ich noch katholisch; denn ich habe noch nie im Sinne gehabt, aus der katholischen Kirche auszutreten, weil mir nie der Gedanke gekommen, in derselben zu sein."

„Äußerlich ist dies bei der Konfirmation geschehen; innerlich sind viele Protestanten, freilich ohne es zu wissen, Glieder der katholischen Kirche, — alle jene

nämlich, die ohne ihre Schuld Protestanten sind, ihre Religion gläubig für die wahre halten und sich bestreben, ein frommes Leben zu führen. Aus diesem kannst Du auch ersehen, daß die katholische Lehre: außer ihr sei kein Heil zu hoffen, einen ganz andern Sinn haben müsse, als die Protestanten vorgeben."

Nach einer kurzen Pause rief Hermine lachend: „Regina! Regina! In Dir steckt der Kuckuck — oder ein Engel; — Du machst mich am Ende heute noch katholisch."

„Du bist es innerlich ohnehin immer gewesen."

„Erzähle weiter, wie Du katholisch geworden."

„Am Todestage der Schwester gelang es mir nochmal, allein bei ihr zu sein. Mit schon schwacher Stimme beschwor sie mich, ernstlich zu forschen, und auf das Heil meiner Seele bedacht zu sein. Sie hieß mich aus der Schublade ein Buch mitnehmen, und trug mir endlich auf, vorläufig alles vor jedermann, selbst vor der Mutter geheim zu halten. Abends starb die Schwester. Durch jenes Buch kam ich zur vollen Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion; der hiesige Stadtpfarrer vollendete den notwendigsten Unterricht, und nahm mich in die Kirche auf."

„Hast Du noch das Buch?"

„Ja; doch befindet es sich jetzt bei meiner Mutter.

„Ist sie denn auch katholisch?"

„Heute hat sie das Glaubensbekenntnis abgelegt."

„Hast Du sie katholisch gemacht?"

„O nein; durchaus nicht. Zum wahren Glauben führen ist ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit und Gnade. Der Mensch kann nur ein äußeres Mittel, ein Werkzeug in der Hand Gottes sein, und selbst dieses bin ich bei meiner Mutter nicht gewesen. Das Dienstmädchen, die Resi, die Du ja kennst, ist katholisch. Die Mutter

fragte sie um Verschiedenes in betreff der katholischen Lehre; sie machte dieselben Erfahrungen über die Entstellung derselben von seiten der Protestanten wie ich; sie forschte weiter, und kam so zum gleichen Entschlusse."

Als sich Hermine über Reginas Zurückhaltung beklagte, bat diese um Vergebung: sie sei dazu genötigt gewesen, indem sie nicht voraussehen konnte, wie ihr Schritt beurteilt werden würde. Einmal im ernsten Zweifel über die Religion habe sie eifrige Forschung nicht unterlassen dürfen, erklärte sie; um so weniger hätte sie, wenn auch nur äußerlich, protestantisch bleiben können, nachdem sie zur Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche gekommen.

„Hättest Du mich von Dir gestoßen," setzte sie hinzu, „wie könnte ich in meinem Alter so viel erwerben, um mich und meine Mutter zu erhalten."

„Wie? Du erhältst Deine Mutter?"

„Seit sechs Monaten lebt sie nur mehr von meinem Monatsgeld," bekannte Regina schüchtern, „sie hat nichts mehr."

Auf dem sandigen Wege wurden Schritte hörbar, und diesem Umstande verdankte es Regina, daß ihr ein Verweis erspart wurde. „Nannchen", das Kammermädchen der beiden Fräulein, erschien unter dem Eingange der Laube und brachte Hermine die Nachricht: der Vater lasse sie rufen, und sei in seinem Zimmer zu treffen.

„Nannchen" führte diesen Namen nicht ohne Grund; denn sie war so klein, daß man sie für ein Kind von acht bis neun Jahren halten konnte, obgleich sie jedenfalls über vierzehn Jahre zählen mußte; wie alt sie wirklich war, wußte niemand, sie selbst am wenigsten. Sie war überdies sehr schwach und zart gebaut, jedoch von angenehmem Äußern, und stand bei Hermine und Regina

in großer Gunst, die sie anfangs ihrer gänzlichen Hilflosigkeit, später ihrem guten Betragen zu verdanken hatte. Sie war auch den beiden Fräuleins mit einer Liebe zugethan, wie die zärtlichste Tochter zur besten Mutter keine größere haben kann; und nicht mit Unrecht; denn sie verdankte ihnen alles, selbst das Leben.

Es war im ersten Winter, den Regina auf dem Schlosse zubrachte, als sie eines Tages in Begleitung Herminens ihre Mutter in der Stadt besuchte. Ganz unerwartet stellte sich ein heftiger Sturm mit starkem Schneefall ein, und weil es schon spät wurde, machten sie sich doch auf den Rückweg, obwohl sie erwarten durften, daß bei dieser Witterung ein Schlitten entgegen kommen würde.

Der gewöhnliche, bedeutend kürzere Fußweg war des Schnees wegen ungangbar, daher mußten sie auf der Fahrstraße bleiben. Als sie an die Stelle kamen, wo sich der Weg zum Schlosse abzweigt, bemerkte Regina, wie eine kurze Strecke vor ihnen ein Kind durch einen heftigen Windstoß in den Straßengraben geschleudert wurde. Sogleich eilten beide dorthin, mußten aber das Kind erst suchen; denn es war schon ganz im Schnee begraben.

Nur mit großer Mühe brachten sie es wieder auf die Straße; es konnte aber vor Schwäche nicht mehr stehen und kein Wort reden.

„Was fangen wir mit dem Kinde an?“ fragte Regina voll Mitleid.

„Wir tragen es mit nach Hause; in die Stadt haben wir zu weit; es könnte auf dem Wege erfrieren. Zudem wissen wir nicht, wohin es gehört.“

Zum Glück kam der Schlitten, den ihnen der Vater entgegengeschickt hatte. Das Kind, das nur einige elende Fetzen am Leibe hatte, wurde eilends in Decken gehüllt,

und in wenigen Minuten war das Schloß erreicht. Hermine ließ es in ihr Zimmer tragen und in ihr eigenes Bett legen.

Als es sich etwas erholt hatte und wieder sprechen konnte, bat es flehentlich und mit gefalteten Händen um „Schutz vor den bösen Zigeunern“. Erst als man es vollkommen beruhigt hatte, nahm es Suppe, und fiel dann in einen so tiefen Schlaf, daß es erst nach achtzehn Stunden wieder erwachte.

Aus Anna's Erzählungen über ihre Schicksale möge folgendes genügen:

Sie wurde schon im zartesten Alter, jedenfalls vor ihrem sechsten Jahre von Zigeunern geraubt, oder möglicher Weise, wie ihr die Zigeuner sagten, denselben von den Eltern geschenkt. Aus ihren schwachen Erinnerungen ergab sich, daß sie die Tochter eines reichen Herrn oder dessen Bedienten, ihre Heimat Ungarn oder Siebenbürgen war. Sechs oder sieben Jahre hatte sie bei den Zigeunern unter großen Entbehrungen und harter Behandlung zugebracht, und bereits zwei Monate hatte sie sich mit Fluchtplänen beschäftigt. In der letzten Nacht hatte die ganze Bande die einsame Waldhütte verlassen, um einem Dorfe einen Besuch abzustatten. Diese Gelegenheit benutzte Anna, um ihren Plan auszuführen. Sie suchte auf die Straße zu kommen, und floh dann in entgegengesetzter Richtung. Sie lief und ging die ganze noch übrige Nacht und den folgenden Tag, ohne jemand anzusprechen, damit sie nicht den etwa nachsetzenden Zigeunern ausgeliefert würde; ja sie war entschlossen, lieber zu verhungern oder zu erfrieren, als nochmals unter die Hände ihrer Quäler zu geraten.

Hermine besann sich nicht lange, was mit Anna anzufangen sei, da sie ihr schon in den ersten Tagen in das Herz gewachsen war.

Wie gesagt, war Nannchen in die Laube gekommen, um Hermine zum Vater zu rufen.

„Nimm Dir die Hälfte der Erdbeeren und Kirschen,“ sagte Hermine; „die übrigen bringe Fräulein Lina. Was macht sie heute?“

„Sie ist gar nicht gut aufgelegt,“ meinte Nannchen lächelnd, „sie gleicht heute fast der häßlichen Zigeunerin.“

„Warum? Hat sie Dich grob behandelt?“

„O nein, nicht einmal zanken thut sie mit mir; sie hat mich recht gern. Mir scheint jetzt, es fehlt ihr etwas da drinnen;“ dabei wies sie auf das Herz. „Bei den Zigeunern ist's mir schlecht genug ergangen, besonders wenn ich großen Hunger hatte, und statt Brot Schläge bekam. Aber der Lina geht's noch schlechter. Ihre Augen, das Gesicht und ganze Benehmen, — alles zeugt von Angst und Schrecken; so kommt es mir vor.“

„Was Dir nicht alles einfällt,“ erwiderte Hermine lachend, und machte sich mit Regina auf den Weg, um ins Schloß zurückzukehren.

„Was die Zigeunerin für scharfe Augen hat,“ scherzte Regina, und Hermine ergänzte: „Am Ende entdeckt sie vor uns, was der Lina fehlt. Sie ist freilich auch viel öfter bei ihr, und Lina ist gegen sie als Dienstmädchen nicht so mißtrauisch, wie gegen uns.“

Die beiden Freundinnen eilten durch die breiten hellen Gänge des Schlosses, die mit herrlichen Bildern geziert waren. Landschaften, lebensgroße Porträts und Schlachtenbilder wechselten untereinander ab und erregten die Schaulust aller Fremden, die das Schloß besuchten.

Regina ging in ihr Zimmer, um daselbst auf den Knieen zu danken, daß alles so gut abgelaufen sei, und für ihre Gebieterin und Freundin um die notwendige Erleuchtung zu beten, den Weg zum wahren Herzensfrieden zu finden.

„Bis morgen mittag muß alles in Ordnung sein," hörte Hermine zum anwesenden Diener sagen, als sie in das Zimmer des Vaters trat. Derselbe war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren mit stark grauen Haaren und Backenbart, von mittlerer Größe und erfreute sich eines ziemlichen, jedoch nicht übermäßigen Umfanges. Das Zimmer mußte als Wohnzimmer und Kanzlei dienen, und war dementsprechend, jedoch einfach möbliert.

„Hermine! Setze Dich hierher," sagte der Vater, als der Diener mit einer stummen Verbeugung gegen den Schloßherrn und dessen Tochter verschwunden war, „ich habe heute mehreres mit Dir zu reden." Zugleich rückte er auf dem Sofa auf die Seite und wies auf den dadurch freigewordenen Platz.

„Zuerst etwas von Edmund. So eben schreibt er, das Studium der Theologie aufgegeben zu haben. Du weißt, ich habe dieses Studium von jeher ungern gesehen, und nur die selige Mutter hat ihn dazu gebracht. Du weißt ja auch, wie es mit den Pastoren, in unserer Gegend wenigstens, bestellt ist, wie sie als „Verkünder des reinen Wortes Gottes", wenn nicht durch Worte, so doch durch ihre Handlungsweise sich als Ungläubige zu erkennen geben.*) Morgen wird Edmund nach Hause kommen. — Jetzt etwas, was Dich näher angeht. Du erinnerst Dich noch des jungen Herrn v. Bergstein?"

„Ja; er war voriges Jahr hier auf Besuch."

---

*) Zum Verständnis dieses Vorwurfes muß beigefügt werden, daß in Schönbach und Umgebung vielfach ein und derselbe Pastor für die geistigen Bedürfnisse, sowohl der lutherischen als auch der helvetischen Protestanten zu sorgen hat. Wenn man die große Verschiedenheit beider Konfessionen selbst in den wichtigsten Lehren ihrer symbolischen Bücher betrachtet, so ist es freilich sehr schwer zu begreifen, wie ein konfessions-gläubiger Pastor dieser Aufgabe sich unterziehen kann.

„Er ist ein junger, schöner, stattlicher Mann," fuhr der Vater lächelnd fort; „er ist reich und der einzige Erbe der großen Besitzungen seines Vaters. Du hast ihm voriges Jahr so gut gefallen, daß er Dich als Hausfrau heimführen möchte."

Hermine erschrak sichtlich über diese Nachricht.

„Lieber Vater! Ich habe noch nie ernstlich ans Heiraten gedacht. Ich kenne auch Herrn v. Bergstein noch wenig. Ich möchte mich nicht gleich auf die äußere Erscheinung hin an jemand hingeben, und eine so folgenschwere Verbindung eingehen."

„Dies verlange ich auch nicht. Ich habe Dir seine Absicht, die ihn nächster Tage hierherführen wird, nur mitgeteilt, damit Du ihn studieren kannst, und wenn er Dir gefällt, im voraus weißt, daß ich nichts dagegen habe. — Übrigens kenne ich sein Vorhaben nur durch seinen Vater, der mir ohne Wissen des Sohnes davon Mitteilung gemacht hat."

„Gegen den Besuch habe ich nichts," antwortete Hermine erleichtert; „aber ich bitte Dich, lieber Vater, ihm ja keine Zusicherung zu geben." —

„Ich hätte noch eine Bitte," fuhr sie fort, als sie merkte, daß der Vater mit seinem Gegenstande fertig war; „erlaube mir, daß ich nachmittags mit Regina eine Spazierfahrt mache. Ich möchte auch Reginas Mutter besuchen, die schon längere Zeit krank ist. Und denke Dir, Vater! die liebe Regina giebt ihren letzten Pfennig von dem kleinen Monatsgeld zur Erhaltung der Mutter, die jetzt ganz arm geworden ist."

Der Vater merkte wohl, auf was es Hermine abgesehen, wollte aber die Anspielung nicht verstehen: „Gewiß, ein schönes Zeichen kindlicher Liebe! Nicht wahr?"

„Ohne Zweifel," bestätigte die Tochter, welcher es jedoch um mehr als bloße Anerkennung zu thun war;

„die arme Regina aber dauert mich, die auf solche Weise nichts besitzt, als ihre wenigen Kleider. Ihr Monatsgeld ist ja so gering, daß ihre Mutter kaum davon leben kann, wenn sie ihr auch den letzten Pfennig giebt. Ich habe erst heute und ganz zufällig diese Entdeckung gemacht."

„Du bist aber wirklich ein ewiger Bettelsack; da soll ich also wieder helfen? Gewiß hast Du Dein ganzes Taschengeld wieder an die Armen verschenkt?"

„Ich habe zwanzig Mark Schulden."

„Eine saubere Wirtschaft. — Wie viel willst Du denn wieder?"

„Greife nur recht tief, lieber Vater! Je mehr, desto besser. Hunger thut weh, und es giebt so viele hungrige Mägen. Wir brauchen deshalb doch nie Hunger zu leiden."

„Aber gewiß mißbrauchen viele Deine allzugroße Freigebigkeit."

„Das kann nicht leicht geschehen; denn Straßenbettler erhalten nur einige Pfennige; alles übrige kommt rechtschaffenen Hausarmen zu, die sich zu betteln schämen."

Freigebigkeit gehörte nicht zu den Tugenden des Schloßherrn; aber seinem Lieblinge gegenüber war er schwach; ihm eine Bitte abzuschlagen, dazu war er schon seit Jahren nicht mehr fähig. Er zog die Schublade des Tisches, vor dem beide saßen. Mehrere Rollen Gold- und Silbermünzen lagen in derselben. Als er unschlüssig schien, welche er geben sollte, zeigte Hermine auf eine derselben: „Schenke mir diese, Vater! dann gebe ich lange Zeit Ruhe."

„Kind! wo denkst Du hin? Du bringst mich noch an den Bettelstab," fuhr der Vater auf, „dies sind fünfhundert Mark."

„O Vater! schenk' sie mir;" zugleich schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte ihn.

„Du Schmeichlerin! — So nimm's Dir; aber nun mache Dich fort, sonst raubst Du mich noch ganz aus."

Schnell war die Geldrolle in der Tasche Herminens verschwunden — ein paar herzliche Küsse — und der Vater befand sich wieder allein.

Mit väterlicher Freude hatte er der schönen Gestalt, welcher Unschuld und Güte auf die Stirne geschrieben standen, nachgesehen, bis sie unter der Thüre verschwunden war; aber dann machten sich auch die fünfhundert Mark geltend.

„Das ist zum katholisch werden," begann er, vor sich hinbrummend; „ja wahrhaftig, das ist zum närrisch werden! Wieder ist mein Vorsatz, mein, wie ich glaubte, so fester Vorsatz, in Trümmer gegangen, und diesmal gar fünfhundert, sage fünfhundert Mark. Das ist zum toll werden. Sie treibt es immer ärger; meine Nachgiebigkeit macht sie immer kühner. — Ein sonderbares Mädchen! — Nur die Armen, und wiederum: die Armen! Um den schönen und reichen v. Bergstein scheint sie sich wenig zu kümmern. Ich möchte wetten: er wird einen harten Strauß zu bestehen haben, bis er sie erobert. Und wenn ihm dies gelingt — dann — wie wird es dann gehen, wenn er sie nicht schon am ersten Tage unter Curatel stellt?"

Er stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. „O diese Kinder! Hermine will Geld; Edmund braucht Geld zu ganz unnützen Studien; Arthur braucht heidenmäßig viel Geld, nur um seine dummen Liebhabereien zu pflegen. Nein, — das kann und darf nicht so fortgehen; ich muß, — ich muß, — ja ich muß sparsamer werden;" dabei stampfte er heftig auf den Boden, wie, um seinen Vorsatz zu bekräftigen; warf sich dann auf das Sofa, und vertiefte sich in die Zeitungen.

Unterdessen war Hermine fast fliegend auf ihr Zim=

mer gekommen, und rief durch die offenstehende Thüre in das anstoßende ihrer Freundin:

„Hei, Regina! komm her — komm doch gleich und sieh, was ich jetzt für einen Fang gemacht habe. Wenn dies meine Armen wüßten, sie würden allesamt Alleluja singen."

Wie ein Geizhals sich freut, viel Geld in den Händen zu haben, so frohlockte auch Hermine über das glänzende Metall, das vor ihr auf dem Tische lag.

„Heute nachmittag besuchen wir Deine Mutter; von jetzt an werde ich für sie sorgen, Du behältst Deinen kleinen Gehalt für Dich."

„Das wäre zu viel, liebe Hermine!" entgegnete Regina, „ich brauche ja das Geld nicht, da Du so gütig für alles sorgst, wessen ich bedarf, und Du müßtest den andern Armen entziehen, was Du meiner Mutter geben würdest."

„O fürchte nichts. Die Armen kommen nicht zu kurz. Wenn ich nichts mehr habe, gehe ich wieder „pumpen". Der Vater wird schon wieder geben. Und will er mir endlich nicht mehr schenken, so muß er mir auf mein mütterliches Vermögen leihen."

„Was erwartest Du denn für einen Lohn vom göttlichen Heilande dafür, daß Du ihn so oft speisest, bekleidest und tröstest?" fragte Regina lächelnd.

Hermine sah ihre Freundin mit großen Augen an. „Was soll das sein?"

„Hast Du nicht oft in der Bibel gelesen, daß unser Heiland erklärt, alles dasjenige als ihm selbst erwiesen zu betrachten, was wir dem geringsten seiner Brüder, nämlich unsern Nebenmenschen thun? Wird er nicht nach seinen eigenen Worten beim letzten Gericht den einen den Himmel geben, weil sie ihn in der Person des armen leidenden Mitmenschen gespeist, getränkt, bekleidet haben

u. s. w. — Und wird nicht bei den andern die Unterlassung dieser Liebeswerke — oder wie wir Katholiken alle Werke dieser Art nennen — dieser guten Werke als Ursache der Verdammnis angegeben? Daß der Glaube diesen Werken vorausgehen müsse, versteht sich ja von selbst."

Ganz betroffen, fast erschreckt sah die Gefragte auf Regina.

„Ich Närrin!" brachte sie endlich hervor, so gedankenlos lesen wir Protestanten die Bibel. — Ich habe bisher so wenig, ja eigentlich gar nicht daran gedacht, aus Liebe zu Gott dem Nächsten Gutes zu erweisen. Alles geschah nur, weil mein Herz mich dazu drängte, und mit den Leiden der Armen Mitleiden fühlte."

Sie setzte sich zum Arbeitstisch. Da brachte Nannchen einen an Hermine adressierten Brief mit der Bemerkung: ein abgezehrter, ganz krank aussehender Mann habe denselben gebracht, und warte auf eine Antwort. Sie durchflog den Brief, und ließ dann den Überbringer rufen. Die Antwort bestand in vierzig Mark und in der Weisung, wieder zu kommen, sobald er sich in Not befinde.

„Ein auffallendes Zusammentreffen," bemerkte Hermine, während sie die von den Thränen des Beschenkten nassen Hände abtrocknete; „wir sprechen heute das erste Mal vom katholischen Glauben; wir reden eben von dem, was ihr Katholiken „gute Werke" nennt, und da schickt mir der katholische Pfarrer diesen Menschen, der durchaus rechtschaffen, aber infolge langer Krankheit mit seiner ganzen Familie in die größte Not geraten sei. Zum Schluß fügt er den Wunsch bei, Gott möge mir zum Lohn für meine Mildthätigkeit das Licht der Wahrheit in vollem Glanze leuchten lassen, und mich ganz an sich ziehen."

„Ja, Gott gebe es," dachte sich Regina, sprach jedoch

diese Worte nicht aus, und folgte dem Beispiele ihrer Gebieterin, die sich wieder an den Tisch setzte.

Jedoch die Arbeit, eine Blumenstickerei, wollte diesmal, besonders Herminen, nicht von statten gehen; alle Augenblicke ging ein Stich fehl; ja nach einiger Zeit lachte Regina laut auf und fragte:

„Welche Rosen haben denn himmelblaue Blätter?"

„Du bist die Ursache," erwiderte Hermine, als sie ihre Arbeit betrachtete; „Du machst mich ganz konfus. Laß meine blauen Blätter in Ruhe und sage mir dafür, wie das zusammengeht, daß Du an den katholischen Fasttagen mit uns Fleischspeisen genossen hast, und dabei doch gut katholisch sein kannst?"

Regina hatte noch vor ihrer Aufnahme in die Kirche dem Pfarrer ihre Verhältnisse mitgeteilt, die dem Leser aus dem Gespräche im Garten bereits bekannt sind, und der Pfarrer hatte darauf hin erklärt, daß sie unter solchen Umständen nicht verpflichtet sei, sogleich ihren Schritt bekannt zu machen; desgleichen verpflichteten die Kirchengebote nicht derart, daß sie in jedem Falle beobachtet werden müßten, wie z. B. Kranke, welchen Fastenspeisen wirklich schädlich wären, ohne Sünde Fleischspeisen genießen dürfen; überdies hätten die Bischöfe, und durch diese auch die Pfarrer die Vollmacht, in einzelnen Fällen und bei wichtigen Gründen zu dispensieren; deshalb gebe er ihr vorläufig für ein halbes Jahr die Erlaubnis, Fleischspeisen zu genießen, und an Sonn- und Festtagen den Besuch des Gottesdienstes zu unterlassen, so oft dies notwendig sei, um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen; jedoch dürfe sie auf keine Weise an dem protestantischen Gottesdienste teilnehmen, oder sonst durch Wort oder That sich als Protestantin ausgeben.

„Leider," schloß Regina ihre Erzählung, „setzte der Pfarrer am Ende eine Bedingung hinzu, deren Erfüllung

mir sehr schwer fallen wird, wenn sie über kurz oder lang zur Ausführung kommen muß."

„Welche Bedingung?"

„Wenn ich anderswo eine Anstellung finden kann, wo ich meinen Glauben bekennen, die Gebote der Kirche beobachten darf, und nicht voraussichtlich auf andere Weise große Gefahr laufe, so muß ich diesen Platz verlassen."

„Nein — nein, dies darfst Du nicht," rief Hermine mit einer Heftigkeit, wie sie Regina noch nie an ihr bemerkt hatte; „nein, Du darfst mich nicht verlassen, am wenigsten jetzt," und weinend umschlang sie ihre Freundin, als sollte sie ihr schon jetzt entrissen werden.

Regina suchte sie zu beruhigen, sie habe noch keine Aussicht auf eine solche Anstellung; übrigens, setzte sie bei, stehe ja alles in der Hand Gottes, der leicht solche Umstände herbeizuführen vermöge, daß sie ungehindert bei ihr bleiben könne.

„Du darfst mich nicht verlassen, liebe Regina," erklärte Hermine aufs neue; „jetzt, freilich, darf der Vater durchaus nichts erfahren; aber vielleicht in einigen Wochen oder Monaten wird sich alles anders gestalten; dann darf er alles wissen, und Du kannst Dich dann unangefochten als Katholikin zeigen. Aber verlassen darfst Du mich nicht; wenn Du gehst, gehe ich mit Dir."

Durch die offenen Fenster wurde Klavierspiel hörbar. Wehmütig, klagend, höchst melancholisch zeugte das Spiel von tiefem Seelenschmerze; doch bald ging dasselbe in wilden, leidenschaftlichen Sturm über; ja die beiden Lauschenden konnten am Ende nicht mehr verkennen, daß sogar Verzweiflung aus den Saiten sprach.

„Die arme Lina!" seufzte Hermine, „ist es denn schon so weit mit ihr gekommen! Was mag doch wohl die Ursache ihres Leidens sein?"

Fräulein „Lina" (Karolina) war die Tochter vor-

nehmer und reicher Eltern. Obwohl sie in der Blüte der Jahre stand — erst einundzwanzig Jahre zählte, — hatte doch ein tiefer Gram nicht bloß ihre frühere Munterkeit vollständig verscheucht, sondern auch die Schönheit gänzlich zerstört; und schon der erste Anblick genügte, um zu erkennen, wie sehr sie leide. Vergeblich hatten verschiedene Ärzte zwei Jahre hindurch alle Kunst aufgeboten, die Melancholie zu heilen. Endlich wurde Lina, in der Hoffnung, daß Wechsel der Luft und der Gesellschaft einen wohlthuenden Einfluß ausüben könnte, auf das Schloß gebracht. Menschenscheu hatte sie sich den abgelegensten Teil desselben zur Wohnung ausgebeten, und verkehrte nur mit den beiden Fräuleins, selbst ihr mitgebrachtes Kammermädchen wurde nach Hause geschickt; Nannchen mußte auch ihre Bedienung übernehmen.

Für die beiden Freundinnen war es aber eine große Aufgabe, täglich wenigstens ein paar Stunden bei der Leidenden zuzubringen; ihr mißtrauisches, verschlossenes Wesen stieß zu sehr ab, und machte das Verweilen bei ihr oft sehr peinlich und niederdrückend. —

Es war Mittag geworden. Wie nicht selten, war auch diesmal bei Tisch ein Platz unbesetzt geblieben; es fehlte Arthur, der älteste Sohn des Schloßherrn. Er war der äußeren Erscheinung nach zwar ein stattlicher Mann von sechsundzwanzig Jahren mit rabenschwarzem Vollbart, aber etwas geckenhaften Wesens; und sein Benehmen war nicht selten rauh und stolz, abstoßend und verletzend.

„Es gab soeben eine Komödie in der Stadt," erklärte er, endlich in das Speisezimmer tretend, „und ich konnte es mir nicht versagen, bis zum Ende den Zuschauer zu machen."

„Welche Komödie?" fragten alle.

„Wie bekannt, ist der hiesige katholische Pfarrer be-

reits das dritte Mal von den Segnungen des Kulturkampfes erreicht worden. Da er aber jetzt erklärt hat, kein Geld mehr zu haben, um die hundert Mark zu zahlen, zu welchen er verurteilt ist, wurden ihm heute die wenigen Möbel gepfändet und gleich auf dem Stadtplatz versteigert, um das Strafgeld hereinzubringen."

„Der arme Pfarrer! Und das nennst Du eine Komödie!" schalt Hermine, indem sie dem Bruder einen verweisenden Blick zuwarf.

„Schau mich nur nicht so grimmig an," entgegnete Arthur, „laß mich weiter erzählen; die Komödie beginnt erst."

Dieselbe bestand in einem Vorfalle, wie sich ein solcher nicht so leicht ereignet.

Bei der Versteigerung gab es wohl viele Zuschauer, aber keine Käufer. Jeder schämte sich, durch ein Angebot den Gewaltakt zu billigen, und der in Schönbach wohnende Sohn Israels war zum Glück oder Unglück eben verreist. Die Diener der Gewalt waren in großer Verlegenheit, und mußten manche beißende Bemerkung hinnehmen. Der katholisch getaufte aber erzliberale und regierungsfreundliche Bürgermeister, der auch zugegen war, hätte sich wohl gerne bei der Regierung ein neues Blatt eingelegt; aber er wußte mit Bestimmtheit, daß alsdann zu Hause von seiten seiner teuren Ehehälfte ein nicht endenwollendes Donnerwetter der heftigsten Art zu erwarten wäre.

Doch endlich kam Hilfe und Rettung aus unliebsamer Lage, und zwar durch die Frau des Bürgermeisters, die mit drei andern Bürgersfrauen erschien, und die geforderten hundert Mark erlegte.

Die Absicht der Frauen war schnell erraten, und der Herr Bürgermeister sah sogleich ein, daß seine liberale Ehre dadurch aufs höchste gefährdet werde.

„Wie kannst Du so etwas thun ohne meine Erlaubnis?" fuhr er seine Frau an, während die Zuschauer in lautes Gelächter ausbrachen. Allein die Zurechtgewiesene setzte sich in eine Positur, daß dem Herrn Gemahl das Herz im Leibe zitterte. „Was?" rief sie, „Du willst mir vorschreiben, was ich mit meinem Gelde thun dürfe?" und ohne sich weiter um ihn zu kümmern, — er zog sich auch unter neuem Gelächter der Anwesenden bescheiden zurück — belud sie sich mit einigen leichten Möbeln; die andern Frauen folgten ihrem Beispiele, und einige Männer trugen ihnen die schweren nach.

Unter zahlreicher Begleitung setzte sich die Prozession in Bewegung zum Pfarrhof, alles wanderte auf den alten Standort zurück, und ein herbeigerufener Notar mußte in aller Form einen Leihkontrakt niederschreiben.

„Der alte Graukopf hat nun wieder seine Sachen," schloß Arthur seine Erzählung, „die Regierung kann sie ihm nicht mehr wegnehmen oder pfänden. Dafür wird er das nächste Mal und wahrscheinlich bald in das Loch gesteckt; denn er läßt sich gewiß nicht abhalten, es wie bisher zu treiben."

„Wie viel doch die Katholiken und besonders die Geistlichen durch diesen leidigen Kulturkampf leiden müssen, ohne Strafwürdiges gethan zu haben," klagte Hermine.

„O Du grundgescheite Advokatin!" rief Arthur lachend; „ist es denn nicht strafwürdig, Staatsgesetzen den Gehorsam zu verweigern?"

„Wenn es immer schlecht wäre, Staatsgesetze unbeachtet zu lassen, ihnen den Gehorsam zu verweigern," entgegnete die Schwester, „so hätten die ersten Christen sehr übel gethan, die Anbetung der Götzen aufzugeben, und sich lieber ums Leben bringen, als zum Götzendienst verleiten zu lassen."

„Dort handelte es sich um etwas ganz anderes,“ erklärte Arthur ausweichend.

„Staatsgesetz bleibt Staatsgesetz,“ fiel Hermine ein, „der schändliche Götzendienst war durch das Staatsgesetz geboten, das Christentum aber auf das strengste verboten. Und wenn es Gesetzgebern einmal einfiele, den Unterschied zwischen „Mein“ und „Dein“ aufzuheben, oder zu verordnen, man dürfe fortan nicht mehr auf den Füßen, sondern müsse auf den Händen gehen, so müßte nach Deinen Grundsätzen die Verweigerung des Gehorsams als Verbrechen angesehen werden.“

„Du neugebackene Philosophin! wo ist denn Deine Philosophie zu Hause?“ warf Arthur hin, während der Vater über seine Niederlage herzlich lachte.

„Ich kann nur mit größter Achtung auf diejenigen sehen, die lieber alles zum Opfer bringen, als dem untreu zu werden, was sie als ihre Pflicht erkennen. Laß also den „Graukopf“ in Ruhe, wenn Du nicht willst, daß ich über Deinen Schwarzkopf komme, oder Dir den abscheulichen Besen anzünde.“

„O meinen schönen Bart darf niemand beleidigen, auch Du nicht. — Fräulein Regina! Geben Sie acht; Hermine wird gewiß noch einmal katholisch und wird dann auch Ihnen den Kopf verdrehen.“

„Laßt das gut sein,“ fuhr jetzt der Vater zwischen die Streitenden, und stand vom Tische auf; die letzte Äußerung Arthurs mußte ihn sehr unangenehm berührt haben.

Den ganzen noch übrigen Tag war Hermine nachdenklich und ungewöhnlich ernst, sprach jedoch kein Wort über Religion. Selbst bei dem Besuche der Mutter Reginas äußerte sie bloß: da dieselbe nur ihrer Überzeugung gefolgt sei, wüßte sie nicht, warum sie tadeln sollte.

Als sie sich abends trennten, sagte Hermine: „Regina! bete für mich.“

II.

Auf der Universität.

„Weiß doch der Kuckuck, was mit meinem armen Herrn geschehen ist! Früher stets so gut, so freundlich, fast wie das Fräulein, — jetzt ein wahrer Brummbär, dem man kaum etwas recht machen kann. Früher war's immer so ruhig in seinem Zimmer, daß man jedes Mäuschen hätte hören können; — jetzt geht er herum, als müßte er den Boden einstampfen. — Er brummt und schimpft für sich allein: Heuchler! Pharisäer u. s. w. — saubere Titel das! wem mögen sie gelten?"

So sprach halblaut ein junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren, der in einer deutschen Universitätsstadt auf seinem Zimmer am Tische saß. Er hatte den Rock ausgezogen; die Kravatte lag auf dem Tisch, und die Weste war größtenteils aufgeknöpft; denn es war sehr warm, und der Herr nahm es mit der Toilette nicht strenge. Auf dem Tisch lag eine große, beinahe vollendete Zeichnung des Schlosses Dalheim mit Stadt und Umgebung, an welcher der Diener eben arbeitete.

Allein diesmal wollte die Arbeit nicht von statten gehen; die Aufmerksamkeit war zu sehr auf die Vorgänge im inneren Zimmer gerichtet. Kaum hatte er einige Striche gemacht, so horchte er wieder, und hielt mit sich selbst halblaute Gespräche.

„Wenn es nur nicht etwa gar im obern Stocke fehlt," begann er wieder, als er seinen Herrn gewaltig auf den Tisch schlagen hörte; „es wäre schade — jammerschade um ihn, wenn er durch das viele Studieren verrückt würde."

Niedergeschlagen und traurig nahm er aufs neue den Bleistift zur Hand; allein er legte ihn sogleich wieder beiseite.

„Ja, dies ist das beste; — wenigstens kann man mir keine Vorwürfe machen, wenn die Geschichte schlimm ausgeht.“

Die Zeichnung wurde auf ein Nebentischchen gelegt, und der Diener schickte sich an, dem Vater seines Herrn zu schreiben.

Da erfolgten mehrere heftige Schläge auf den Boden, starke Schritte wurden hörbar, und im nächsten Augenblicke die Thüre heftig aufgerissen.

„Josef! Mach Feuer im Ofen.“

Sprachlos vor Schrecken starrte der Diener seinen Herrn an.

„Vorwärts,“ kommandierte derselbe, „hast Du heute Schneckenfüße? Heize ein.“

„Erlauben, gnädiger Herr! daß ich um Holz gehe.“

Dem Diener traten Thränen in die Augen, als er das Zimmer verlassen hatte. „Jetzt haben wir's. Was ich gefürchtet, ist bereits eingetreten! Jetzt bei dieser Hitze noch einheizen? Er ist so blaß, so aufgeregt! — O hätte ich doch schon früher geschrieben.“

Als er den Befehl des Herrn ausgeführt hatte und in dessen Zimmer trat, sah er Bücher und Schriften im bunten Durcheinander auf dem Boden liegen.

„Da nimm den ganzen Plunder und stecke ihn in den Ofen.“

Bald waren die Schriften dem Feuer überliefert; aber wehmütig sah der Diener die elegant gebundenen Bücher an.

„Schade um die schönen Bücher,“ meinte er.

„Was? Schade? nur vorwärts,“ wiederholte der Herr, „nicht alles, was glänzt, ist Gold.“

die Arme nachlässig auf dem Rücken, bald ernst, bald spöttisch lächelnd, stand er vor dem Ofen und sah zu, wie ein Buch nach dem andern ins Feuer wanderte. Knisternd krümmten sich die Einbände, verschafften dadurch dem gefräßigen Elemente bequemeren Zutritt, und beschleunigten so den völligen Untergang.

Als das letzte Buch in den Flammen lag, schien auch der Zorn und die Aufregung des Herrn verschwunden.

„So ist's recht, Josef! jetzt hast Du ein Meisterstück vollbracht! Mach' Dich bereit; wir gehen auf den Fichtenhof; dort kannst Du Deine rußige Kehle mit frischem Gerstensafte auswaschen."

„Jetzt ist die Reihe, närrisch zu werden, an mir," brummte der Diener, als der Herr in sein Zimmer zurückgegangen war; „jetzt kenne ich mich nicht mehr aus. Kaum sind die Bücher verbrannt, so ist er wieder ruhig, kann wieder scherzen! Haben denn tausend Teufel in den Büchern gesteckt, und sind sie mit diesen verbrannt? Kurios!"

Eine Stunde später gingen Herr und Diener außerhalb der Stadt auf einem Feldwege dem Fichtenhofe zu. Derselbe liegt am Fuße eines Hügels und ist im Sommer, besonders an heißen Tagen abends sehr besucht. Das Gebäude, zweckentsprechend gebaut und groß genug, um eine bedeutende Zahl Gäste zu fassen, steht jedoch an solchen warmen Tagen leer; um so belebter ist dann der Platz zwischen dem Gebäude und dem Hügel, wo dichtbelaubte Bäume angenehmen Schatten gewähren; und der Inhalt eines großen Eiskellers ist sehr geeignet, Akten-, Komptoir- und Straßenstaub abzuwaschen.

Josef wußte schon, daß er sich bereit zu machen habe, in zwei Tagen abzureisen. Er sprach eben seine Freude darüber aus, seine Zeichnung fast vollendet zu

haben, und Fräulein Hermine damit überraschen zu können, als er durch den Ruf: „Dalheim! Dalheim!" unterbrochen wurde.

„Grüß' Dich der Himmel," rief dieser dem nachkommenden Freunde und Studiengenossen Theodor Langs zu; „beinahe hätte ich Dich nicht mehr erkannt, so lange hast Du Dich nicht mehr sehen lassen."

„Dies kommt wohl daher, daß Du gar so eifrig die „Schlafsäle" besuchst."

„Ei — ei, Freundchen!" meinte Edmund, „der Kessel schilt den Ofentopf, schwarz sind alle beide. Ich bin anderthalb Monate ausgeblieben, und Du?"

„Just eine Woche länger. Wozu auch das höchst langweilige Geplapper anhören. Dafür sitze ich lieber zu Hause; und handelt es sich ums Schlafen, so gehts besser auf dem Sofa, als auf der Bank."

„Wie wird's aber dann mit dem Examen ausschauen? Du weißt, G..... und M.... sind Wortfuchser und Kleinigkeitskrämer; und giebt's einen „Aufsitzer", dann ist es nichts mit der gehofften Anstellung im Konsistorium."

„Das ganze Konsistorium soll meinetwegen zum Plunder gehen, und wenn's der T.... holt, ist's auch kein Unglück. Das Examen aber werde ich wohl lange auf mich warten lassen."

„So! Warum denn?" fragte Edmund, indem er, um seine Lachmuskeln leichter beherrschen zu können, den Freund mit weit geöffneten Augen ansah und das größte Staunen zur Schau trug.

„Ich mag weder Heuchelei treiben, noch Komödie spielen; ein solches Handwerk ist mir zu schlecht."

„Wer verlangt denn dies?" fragte Edmund, den Einfältigen spielend.

„Hast Du denn altes Haferstroh im Kopf, oder willst

Du mit mir Komödie spielen?" rief Theodor unwillig; „ich sehe mich genötigt, trotz des Sträubens meines Herzens mit dem Christentum zu brechen; ich bin zur Ueberzeugung gezwungen, daß das Christentum nur ein menschliches Werk ist. Wie könnte ich nun ein Amt annehmen, z. B. das eines Pastors, eines Predigers, um dem unwissenden Volke Dinge zu sagen und Lehren vorzutragen, von deren Falschheit ich überzeugt bin? — Ja, viele thun es um des Geldes, um der Einkünfte willen; ich aber würde mich vor mir selbst schämen, würde mich für einen elenden Heuchler und Dieb ansehen. Darum weg mit der auf Wind gebauten Theologie, weg mit jedem Amte, mit jeder Stellung, worin ich das Volk mit Lügen und Täuschungen füttern müßte."

„Ach ja," fuhr er nach einer kleinen Pause auf einmal wie umgewandelt fort, „ein schöner Traum war es, was mir bis jetzt das Heiligste, das Teuerste war, der Glaube an einen menschgewordenen Gott, der aus Liebe zu mir sein Leben hingeopfert hat. — So froh ich einerseits sein muß, die Wahrheit entdeckt zu haben, aus dem Zustand des Träumens erwacht zu sein, so leidet doch das Herz darunter. Innig gläubig an Christus als Gottmenschen, wäre mir das Leben ganz rosig vorgekommen, und hätte ich auch in der Täuschung gelebt — ich würde dennoch aus diesem Glauben große Vorteile für das Leben geschöpft haben. — Aber nun ist der Glaube für mich unmöglich."

„Bist wirklich ein armer Tropf," meinte Edmund, „warum verwirfst Du den Protestantismus?"

„Wie kannst Du noch fragen? Du willst offenbar mit mir Komödie spielen; Dein langes Fernbleiben von den Vorlesungen, Deine vollständige Zurückgezogenheit während dieser Zeit lassen mich mit Sicherheit schließen, daß es Dir ähnlich wie mir ergangen, und daß Du

Privatstudien gemacht habest. Nun — Du weißt, wie der Protestantismus entstanden, wie und von wem die einzelnen Sekten desselben gestiftet worden — und in welch' unlösliche Widersprüche er sich notwendig verwickelt. Je mehr ich studierte und forschte, um meine Zweifel zu bekämpfen, desto klarer wurde mir die Falschheit des gesamten Protestantismus. Ich habe die berühmtesten Werke gelesen, um mich im Glauben zu erhalten. Aber die erbärmlichen Scheinbeweise, die sie enthalten, falsche Citate, Sophismen und die grenzenlose Uneinigkeit selbst in den wichtigsten Lehren — alles dieses konnte unmöglich meinen wankenden Glauben befestigen, mußte vielmehr das Gegenteil bewirken."

„Was willst Du jetzt anfangen? Willst Du katholisch werden?"

Diese Frage brachte Theodor in neue Aufregung. Er blieb vor seinem Freunde stehen und maß denselben mit großen Augen von den Füßen bis zum Scheitel. „Jetzt weiß ich wirklich nicht, wie ich mit Dir daran bin. Entweder hast Du einen Leibschaden unter dem Hut, oder meinst, ich sei einem Narrenhause entsprungen. Ich — katholisch werden! Ist nicht die katholische Lehre der Art, daß es rein unmöglich ist, auch nur auf den Zweifel zu kommen, ob sie vielleicht die Wahrheit besitzen könnte? Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich ausschließlich der Vernunft zu überlassen; ja sie allein soll in Zukunft meine Führerin sein."

„Hast Du die katholische Lehre durch katholische Werke kennen gelernt?"

„Wie kannst Du noch dies verlangen?" fuhr Theodor wieder auf; „ist sie nicht von protestantischen Gelehrten untersucht, und als der Ausbund der Schlechtigkeit erkannt worden?"

„Mein Lieber! Du erklärst die Vernunft als Deine

ausschließliche Führerin, und schlägst ihr schon im nächsten Augenblicke auf das gröbste ins Gesicht — versündigst Dich schwer gegen ihre einfachsten Forderungen."

„Oho," rief Theodor spöttisch, „willst Du mir diese Sünde zeigen, damit ich sie beichten und mir für einige Mark die Lossprechung erkaufen kann?"

„Mit dem Beichten kannst Du schon noch warten. Aber Du hast nach Deinem eigenen Geständnis oft genug erfahren, mit welch' unsaubern Mitteln protestantische Theologen zu hantieren pflegen, daß sie also durchaus keinen Glauben verdienen; und dennoch glaubst Du fest an ihre Unfehlbarkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe in betreff der katholischen Kirche! Ist das der Vernunft gemäß? Sagt sie Dir nicht, es wäre gewiß angezeigt, auch in diesem Punkte solchen Herren etwas genauer auf die Finger zu sehen, mit Hilfe gediegener katholischer Werke zu untersuchen, ob sie nicht wissentlich oder wenigstens aus Dummheit und Unwissenheit mit Lügen, Verleumdung, mit Sophismen und andern gleich edlen Waffen gegen die katholische Kirche kämpfen? Alle Nachtvögel scheuen die Sonne, wie kannst Du Dich blind darauf verlassen, daß Leute dieser Art nur gegen die katholische Kirche auf ehrliche Weise kämpfen?"

Theodor fühlte sich in seinem Innersten getroffen. Die Richtigkeit der Worte Edmunds stand jetzt klar vor seinen Augen, und es bedurfte eine geraume Zeit, bis er sich von seiner Überraschung erholt hatte.

„Bist Du über Nacht katholisch geworden?" fragte er endlich, „oder was ist sonst mit Dir vorgegangen?"

„Vorläufig bin ich nichts anderes, als ein Bankerotteur, wie Du; nur bin ich es nicht in so weitem Umfange. Ich habe nichts verloren, als was ohnehin keinen Wert hat; Du aber hast Dich täuschen lassen, hast mit dem Wertlosen auch das Wertvollste über Bord geworfen."

„Und worin besteht dieses Wertvollste?"

„Im Glauben an Christus, im Glauben an die Gottheit Christi. In Bezug auf den Protestantismus habe auch ich vollständigen Bankerott gemacht. Heute, vor zwei Stunden habe ich den Bruch mit demselben durch das Inquisitionsgericht vollendet; alle Bücher und Schriften wurden zum Feuertode verurteilt, und das Urteil auch alsogleich vollzogen. Aber der Glaube an die Gottheit Christi, und mithin an die Göttlichkeit des Christentums ist so tief in mein Herz eingegraben, und die Beweise dafür sind so klar, daß nichts je imstande sein wird, mich davon abwendig zu machen."

Die beiden Freunde hatten sich so in ihren Gegenstand vertieft, daß sie erst auf den heiteren Zuruf einiger Studenten bemerkten, bereits am Fichtenhofe zu sein.

Das Gespräch der Tischgesellschaft, in welche Edmund und Theodor geraten waren, drehte sich um das neueste Ereignis im Kulturkampfe, das in der Abführung des katholischen Pfarrers einer benachbarten Gemeinde bestand.

„Wissen Sie schon, Herr v. Dalheim!" fragte einer der Studenten, „daß der Pfarrer von R...... wieder sitzen muß?"

„Habe bereits davon gehört, daß er, kaum vor einer Woche aus dreimonatlicher Haft entlassen, wieder in das Gefängnis geschleppt wird; ich weiß aber nicht warum."

„Ich bin in der Lage, Herr v. Dalheim! Ihnen darüber Genaues mitteilen zu können," mischte sich ein Beamter in das Gespräch, „kaum war der Pfarrer nach Hause gekommen, als er die Gesetze wieder mit Füßen trat. Er brachte nämlich in ein Dorf, daß nicht zu seiner Pfarrei gehört, „das letzte Abendmahl", und hatte die Kühnheit, oder besser gesagt, die Frechheit, zwei Tage darauf das gestorbene Weib daselbst feierlich zu begraben."

Um Genaues zu berichten, hätte er hinzufügen müssen,

daß jenes Weib die eigene Mutter des Pfarrers, jenes Dorf aber seit einiger Zeit, auch infolge des Kulturkampfes, des Geistlichen beraubt war.

„Wie lange wird er dafür sitzen müssen?"

„Das Urteil ist noch nicht gesprochen, jedoch ist es bereits außer Zweifel, daß er nach Abbüßung der Strafe ausgewiesen wird."

„Dann werden also die drei nebeneinander liegenden katholischen Gemeinden keinen Priester haben!"

„Dies ist ja eben das Notwendige," meinte der Beamte, „so lange die Katholiken Priester haben, gelingt es nicht, sie mürbe zu machen, und alle Fortschritts= und Aufklärungsprediger arbeiten vergeblich unter ihnen. Sind aber einmal Bischöfe und Priester entfernt, die den Glaubenszwiespalt schüren, dann wird auch der Religionshader aufhören; die Katholiken werden sich nach und nach mit der Landeskirche verschmelzen, und Sie, meine Herren!" fuhr er, an die gegenwärtigen Theologiestudierenden sich wendend, mit großem Pathos fort, „Sie werden die schöne Aufgabe haben, die reiche Ernte einzusammeln, und den alten Sauerteig des Papismus aus unserm schönen Vaterlande vollständig auszufegen. Und ist einmal der Hader in der Religion verschwunden, ist Deutschland nicht bloß im Politischen, sondern auch in der Religion einig — dann, meine Herren! dann wird es nichts mehr geben, was es nicht anstreben, und mit unbesiegbarer Kraft auch durchsetzen könnte."

Um diese Rede noch salbungsvoller zu machen, mußte noch eine lange Reihe allbekannter Schlagwörter, wie Ultramontanismus, Papismus, Geisteskrechtschaft, Inquisition, Ablaßkrämerei, Heiligen= und Knochenanbetung u. s. w. — u. s. w. aufmarschieren, welchen saftige Hymnen auf die Altkatholiken und auf jene Geistlichen folgten, die sich den Gesetzen gefügt hatten. Den Schluß

bildete die wiederholt ausgesprochene Hoffnung, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, in der sich ganz Deutschland der Segnungen des „reinen Evangeliums“ erfreuen werde.

So viel Albernheit, so viel den Ereignissen Widersprechendes auch in diesen Worten lag — allergehorsamst hatten die andern gegenwärtigen Beamten — Untergebene des Redners — durch wiederholtes Nicken und Lächeln ihre Zustimmung zu den ausgesprochenen Ansichten und Hoffnungen zu erkennen gegeben, die um so interessanter waren, als sie aus einem Munde kamen, von dessen Inhaber niemand sagen konnte, ob er oder sein Pudel mehr religiöse Überzeugung habe.

Auch die Studenten hatten aufmerksam auf die „schwungvolle“ Rede gelauscht, und am Schlusse lauten Beifall gezollt. Nur Edmund und Theodor hatten eine Ausnahme gemacht; ja ersterer hatte, um das Zittern der Hände zu verbergen, das Bierglas gefaßt, und Theodor bemerkte, daß es im Innern seines Freundes brodelte und zischte, wie in einem zum Zerspringen geheizten Dampfkessel.

„Meine Herren!“ begann auch dieser, indem er mit aller Anstrengung sich zu beherrschen suchte, „meine Herren! Erlauben Sie mir, zu dem eben Gehörten einige Bemerkungen zu machen, um die Sache in noch helleres Licht zu stellen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kulturkampf bereits große Wirkungen hervorgebracht hat. Es frägt sich jedoch, wem derselbe genützt, und wem er geschadet hat. Daß es auf die Vernichtung der katholischen Kirche abgesehen ist, kann nicht bezweifelt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, drangsaliert man die Katholiken nach dem Vorbilde Julians des Apostaten. Man verfährt mit Geld- und Gefängnisstrafen und Verweisung auf die freigebigste Weise; so viele Ordensleute beiderlei Geschlechtes hat man vertragsbrüchig aus dem

Lande gejagt, ohne ihnen ein strafwürdiges Verbrechen vorhalten zu können. Und — was ist die Folge aller dieser Maßregeln? Ganz das Gegenteil von dem, was man kurzsichtiger Weise erwartet hat. — Man hat oft auf die Altkatholiken hingewiesen und alles in Bewegung gesetzt, um ihre Zahl zu vermehren und ihr Ansehen zu heben. Man hat zahlreiche katholische Gemeinden mit der größten Ungerechtigkeit ihrer Kirchen beraubt, und sie einer handvoll Altkatholiken übergeben. Und was sind denn diese Altkatholiken oder Neuprotestanten, wie sie von den Katholiken vielfach genannt werden? Fast oder ganz ohne Ausnahme glaubensloses Gesindel, das sich um Religion jetzt ebenso wenig kümmert als früher, und den Namen altkatholisch nur als Aushängeschild gebraucht, um gute Geschäfte zu machen. Und wie steht's mit ihren Pfaffen? War es nicht bei den meisten derselben schon vor ihrem Abfalle bekannt, daß sie mit Madame Venus zu thun hatten? Die Skandale, die sowohl in Deutschland als in der Schweiz von diesen neuen Glaubenshelden bekannt werden, kann man oft genug in den Zeitungen lesen. Und dieses Gesindel will man als Sturmbock gegen die katholische Kirche gebrauchen?.

Genützt hat der Kulturkampf den zahlreichen beschnittenen und unbeschnittenen Juden, die eifrig hetzen, um dadurch die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, und so desto ungestörter und tiefer in fremde Taschen greifen und die eigenen Säckel füllen zu können.

Wer am meisten vom Kulturkampf getroffen wird, das ist der Protestantismus selbst. Man hat von jeher so unendlich viel gefaselt von protestantischer Toleranz und Duldsamkeit, und konnte nicht oft genug schreien und lärmen über katholische Intoleranz. Der Kulturkampf ist nur ein neuer Beleg von der Art und Weise,

wie der Protestantismus von jeher, von seiner Wiege an die Toleranz geübt hat, sobald er die Macht dazu in Händen hatte.

Daß es mit dem Protestantismus zu Ende geht, erkennt jeder, der die Augen offen hält und nicht blind ist.*) Wo ist noch Überzeugung zu finden? Arbeiten nicht zahlreiche Kathederschwätzer und Sudler aller Art, um durch Wort und Schrift den letzten Rest des Glaubens zu vernichten? Wie viele Pastoren leugnen öffentlich die Gottheit Christi, mithin die Göttlichkeit des Christentums, und wenn die Unterlassung der Taufe und die bloße Civilehe auch in Zukunft so zunimmt, wie bisher, so haben wir in wenigen Jahren nebst dem getauften auch noch ein ungetauftes Heidentum, und selbst den Namen Protestantismus kann man bald in die Rumpelkammer werfen.

Hoch darum jene heldenmütigen Opfer des Kulturkampfes, die lieber alles erdulden, als ihrer Überzeugung untreu werden; ein Pereat hingegen den erwähnten Kathederschwätzern und Sudlern; und das gleiche Pereat

---

*) Ein interessantes Geständnis machte in neuester Zeit, wie die Zeitungen Ende Juni 1892 berichteten, der weithin bekannte lutherische Berliner Hofprediger a. D. Stöcker in einem Vortrage auf der Berliner Pastoral-Konferenz. Er äußerte sich laut dem „Reichsboten“: „Vor vier Wochen sagte in einer kleinen Konferenz ein hochangesehener Mann, er glaube nicht, daß die Reformation sich dauernd in Deutschland halten könne. In drei- bis vierhundert Jahren würde Deutschland wieder katholisch sein. Das ist die Meinung vieler. Wer so wie ich in politischen Kreisen verkehrt, die nicht theologisch urteilen, hört oft solche Urteile. Wenn Deutschland auch nicht wieder katholisch wird, so viel ist gewiß, daß die evangelische Kirche immer mehr in Ohnmacht sinkt, wenn wir so weiter machen, wenn wir in diesem Quietismus verharren; denn ein solcher ist es, und kein edler Pietismus.“

allen jenen wie immer gekleideten Manteldrehern, die nur den Wind von oben beobachten, die Überzeugung und Gewissen in den Brotkorb werfen, und diesen als ihren Götzen anbeten, denen Beförderung das höchste und einzige Ziel ist, das sie anstreben."

Ganz ruhig, fast gemütlich, setzte er noch bei: „Meine Herren! Eine angenehme Unterhaltung zwischen Ihnen und mir ist heute wohl kaum mehr zu erwarten, darum wollen Sie entschuldigen. Guten Abend!"

Theodor, der selbst nichts weniger als solche „Bemerkungen" erwartet hatte, folgte seinem Freunde, alle Tischgenossen und Zuhörer waren aber so überrascht, ja verblüfft, daß sie in den ersten Augenblicken keine Worte fanden, und die beiden ungestört sich entfernen ließen. Ein paar Studenten, die an einem andern Tisch gesessen und nichts gehört hatten, schlossen sich auf dem Heimwege an.

Tags darauf, kurz vor Mittag, kam Theodor zu Edmund aufs Zimmer.

„Der Teufel ist los," rief er, noch unter der Thüre stehend.

„Wo denn?" fragte Edmund mit der größten Gleichgiltigkeit.

„Natürlich auf der Universität. Alles schreit, lärmt und tobt gegen Dich; in allen möglichen und unmöglichen Tonarten wird auf Deine Kosten musiziert, man will Dich durchprügeln, sobald Du Dich dort sehen läßt. Auch die Professoren sind von Deinen gestrigen Bemerkungen über sie, von dem ihnen ausgebrachten Pereat in Kenntnis gesetzt, und selbstverständlich sehr erbaut."

„Bist Du dort gewesen?"

„Nein, habe ja selbst ein schlechtes Gewissen, indem ich Dir gestern gleich nachgegangen bin. Auch über

mich wird deshalb geschimpft. Der Lugenauer war soeben bei mir, und hat mir alles erzählt."

Beide lachten noch aus vollem Halse über den Zorn der Professoren und Kollegen, als Josef den Universitätsdiener meldete und einen Brief übergab, den derselbe gebracht hatte. Das Äußere zeugte vom amtlichen Charakter des Inhaltes, der nur eine Vorladung sein konnte.

„O! wie gescheit doch diese Kathederschwätzer sind?" rief Edmund, in neues Gelächter ausbrechend; „jetzt glauben sie, ich werde vor ihnen Kratzfüße machen und um Verzeihung bitten;" und ohne den Brief zu öffnen, schrieb er auf das Couvert: „Allzugroße Aufmerksamkeit, retour," und ließ ihn durch denselben Boten an die Absender zurückbefördern.

Als der studentische Übermut sich abgekühlt hatte, sagte Theodor:

„Jetzt laß auch einmal ein gescheites Wort mit Dir reden und Dich fragen, was Du denn eigentlich jetzt vor hast. Willst Du wirklich mit Sack und Pack in das papistische Lager marschieren?"

„Von der Gottheit Christi, und mithin von der Göttlichkeit des Christentums bin ich vollkommen und fest überzeugt," erklärte Edmund, „ich müßte meine paar Gramm Vernunft in den Sack stecken, um mich den Rationalisten anschließen zu können. Weil nun aber der Protestantismus weder in seiner Gesamtheit, noch in einer einzelnen seiner bereits nicht mehr zählbaren Sekten das wahre Christentum ist, so sehe ich nichts anderes voraus, als daß sich bei genauer Untersuchung die katholische Kirche als wirklich göttlich herausstellen wird. Natürlich werde ich alsdann nicht zögern, um Einlaß zu bitten."

„Das muß sich alles erst zeigen, Du kannst nicht

genug auf Deiner Hut sein, um nicht getäuscht zu werden," warnte der besorgte Freund.

„Diese Mahnung ist überflüssig, lieber Theodor!" versetzte Edmund, „die Angelegenheit ist zu wichtig, um nicht mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Während ich aber dann im Lichte der Wahrheit mich sonne, wirst Du an Deinem Rationalismus herumbeißen, faustdicke Widersprüche und ellenlange Trugschlüsse verschlucken, oder Dir daran die Zähne stumpf nagen, Du wirst wie ein Spielball von einem philosophischen System in das andere geworfen werden, und bei jedem wird es Dir ergehen, wie einem hungrigen Bettler, der sich in einen herrlichen Palast und an eine reich besetzte Tafel versetzt glaubt, aber bald bemerkt, daß er nur geträumt habe. Diese beständige Enttäuschung wird Dein Anteil sein, wenn Du Deine Vernunft gebrauchst, und Dich nicht durch die erstbeste Quacksalberei von sogenannter Aufklärungs-Philosophie blind am Gängelbande führen läßt. Als Mann von wissenschaftlicher Bildung kannst Du nicht leben wie die Halbgebildeten und die Leute aus dem gemeinen Volke, die für ihren Unglauben, für ihre wässerige Aufklärung nichts anderes anzugeben vermögen, als was sie von einem halb oder ganz ungläubigen Aufklärungsgimpel gehört oder gelesen haben, — die unfähig sind, das Unzusammenhängende, das Vernunftwidrige, ja oft ganz Lächerliche ihrer Ansichten in betreff der Religion einzusehen. Eine solche Geistesblödigkeit ist bei Dir unmöglich."

„Wahrhaftig! an Dir geht ein ausgezeichneter Prediger verloren," scherzte Theodor, der indessen doch nicht einige Verlegenheit verbergen konnte. Bald sah er auf den glühenden Inhalt seines türkischen Pfeifenkopfes, bald auf die wirbelnden und tanzenden Rauchwolken, die seinem Munde wie einem Vulkane entströmten. Edmund

beschäftigte sich damit, seine ausgerauchte Pfeife aufs neue in brauchbaren Zustand zu versetzen.

Als Theodor in seiner stummen Rauchfabrikation verharrte und keine Lust zeigte, sich über seine Absichten näher auszusprechen, begann Edmund:

„Welcher Philosoph wird denn zuerst die Ehre haben, Herrn Theodor Langs zu seinen Anbetern zählen zu dürfen? Wird etwa Locke, Fichte, Schelling, Hegel oder Kant der großen Auszeichnung würdig erachtet werden?"

„Dummes Zeug!" murmelte Theodor aus dem dichten ihn umgebenden Tabaksqualm, „liegt alles in der Rumpelkammer menschlicher Verstandesnarrheiten."

„Aber vielleicht wird er sich dem neuen Lichte der Weisheit, dem Affen im Frack, dem Darvinismus ergeben?"

„Ist zu albern."

„Oder ist er vielleicht gar schon erleuchtet und durchleuchtet von dem Lichte der Lichter, von der „Philosophie des Unbewußten", die ja so viel Anklang findet?"

„In leeren Köpfen," ergänzte der Gefragte.

„Nun — dann bleibt Dir nichts übrig, als selbst eine neue Weisheit — Philosophie genannt, zusammenzubrauen. Für diesen Fall möchte ich mich Dir als Ratgeber anbieten, und gewiß — mein Rat würde Dir nicht ohne Nutzen sein."

„Und der wäre?"

„Ein ganz vortreffliches Rezept zur neuesten Philosophie."

„Das läßt sich hören, — es lautet?"

„Nimm allen nur erdenklichen Unsinn, — die erwähnte Rumpelkammer der ungläubigen und rationalistischen Philosophie bietet Dir die beste Quelle dazu — nimm ferner eine angemessene Quantität leeres Wortgeklingel, alte und neue Phrasen, wie sie in der besseren,

d. h. vornehmen halb und ganz ungläubigen Welt in betreff der Religion gebräuchlich sind. Alles dieses lasse in einem festen Mörser von einem starken Hausknecht durch einige Tage zum feinsten Pulver stoßen, sodann übergieße und vermische dieses Weisheitspulver mit einer ausgiebigen Portion Sauce, die aus beißendem Witz, Spott und Hohn und allen möglichen Sarkasmen gegen Christus und jeden positiven Glauben zusammengesotten ist, — und — die neue Philosophie ist fertig. Bringst Du es über Dich, noch eine gute Portion feinen Fleischextrakt beizumischen, wie er sich in zahllosen Gedichten, Novellen und Romanen im Überflusse aufgehäuft findet, so wird Deine neue Weisheit an Schmackhaftigkeit bei Zuhörern und Lesern sehr viel gewinnen."

„Wirklich ein herrliches Rezept," rief Theodor lachend, „die jetzige Philosophie scheint nach einem ähnlichen Rezept fabriziert zu sein."

„Noch ein wichtiger Punkt ist aber ja nicht zu übersehen," fuhr Edmund fort, nämlich, bei Verabreichung dieser ausgezeichneten Geistesnahrung hüte Dich sorgfältig vor der Thorheit, in klaren Worten zu sprechen oder zu schreiben, nur die Sauce und der Fleischextrakt müssen verständlich sein. Und bringst Du es dahin, in betreff der eigentlichen Weisheit so gelehrt zu reden und zu schreiben, daß Du Dich selbst nicht mehr verstehst, dann ist's am allerbesten."

Der Diener brach diese Erörterungen durch die Erklärung ab, daß es Zeit sei, zu Tisch zu gehen.

Nach dem Speisen erhielt Josef den Auftrag, alsogleich einzupacken und sich auf den Abend reisefertig zu machen.

„Warum denn gar so eilig?" fragte Theodor.

„Ich bin kein Musikliebhaber," erklärte Edmund, „und da nach Deinem Berichte der Teufel los ist, steht zu

erwarten, daß derselbe heute abend hier unter den Fenstern musiziert, und für den Glaser arbeitet. Darum reise ich noch heute ab, jedoch nicht direkt nach Hause, sondern über Köln. Den Hausherrn werde ich auf den wahrscheinlichen Besuch aufmerksam machen, er soll sich dann selbst um seine Fenster umsehen. — Und — wenn es bekannt wird, daß Du heute bei mir bist, dann sorge auch Du für Deine Ruhe."

Während Edmund seinem Vater den gefaßten Entschluß, die Universität zu verlassen, mit einigen Zeilen anzeigte, ging Theodor mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. In seinem Innern herrschte stürmische Aufregung, und ein Gedanke jagte den andern.

Als sich der Diener mit dem Briefe entfernt hatte, stellte Theodor seinen Spaziergang ein, blieb vor seinem Freunde stehen und sagte in einem Tone, der die Vorgänge in seinem Innern unschwer erkennen ließ:

„Du hast gestern und auch heute wieder behauptet, fest von der Gottheit Christi überzeugt zu sein, was sagst Du dann zu den vielen Beweisen, welche Professor Z.... gegen diese Lehre vorgebracht hat?"

„Diese Einwendungen, nicht Beweise, sind Lappalien, nichts weiter. Die meisten derselben habe ich schon vor Jahren in einem alten katholischen Buche gelesen, worin aber zugleich der klare Nachweis geliefert war, daß diese Einwendungen nur aus Sophismen, Verdrehungen und ähnlichen Dingen bestehen. Diese Kenntnis gab mir auch den Schlüssel in die Hand, um bei ruhigem Nachdenken auch die übrigen Einwendungen zu durchschauen, die in dem erwähnten Buche nicht enthalten waren, und eher noch erbärmlicher sind, als die ersteren."

Nun folgte eine zweistündige theologisch-polemische Disputation, welche jene Einwendungen gegen die Gottheit Christi zum Gegenstand hatte. Das Resultat war,

daß Theodor, durch Aufdeckung der Trugschlüsse u. s. w. vom Abgrunde des Unglaubens gerettet, sich auf eine feste Grundlage gestellt sah, um von da aus weiter nach der vollen Wahrheit zu forschen.*)

Erst auf dem Bahnhofe trennten sich die beiden Freunde, um unter ganz ungeahnten Verhältnissen nach Monaten sich wieder zu sehen.

---

*) Von der Mitteilung dieser und einer andern Disputation im IX. Kapitel muß deshalb Umgang genommen werden, weil dieselben, schon für theologisch und philosophisch Gebildete umfangreich, für minder Gebildete ohne ausführliche Erklärungen zu schwer verständlich wären und ein eigenes Buch erfordern würden. Gut und allgemein verständlich ist das Werk: Verteidigung des Christentums, oder Vorträge über Religion von Frayssinous, deutsch bei Hartleben in Pest, ebenso: Philosophische Studien über das Christentum von A. Niklas, Paderborn bei Schöningh.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch die vollkommen richtige Bemerkung eines berühmten Mannes anführen: daß es nämlich Beweise, welche den Verstand unter allen Umständen gefangen nehmen und zwingen, in allen jenen Fällen nicht gebe, wo es sich um Wahrheiten handelt, die auf das menschliche Herz eine Rückwirkung ausüben.

Es giebt mathematische Wahrheiten, die allgemein angenommen und von niemand bestritten werden, weil sie nämlich mit den verkehrten Neigungen des Herzens — mit der Moral in keiner Verbindung stehen. Im entgegengesetzten Falle würde zweifellos so mancher diese mathematischen Wahrheiten bestreiten, und sich allerlei Ausflüchte und Sophismen vormachen, wie es bei den Wahrheiten der Religion geschieht. Das Herz, der Wille, der an den verkehrten Neigungen und Leidenschaften hängt, sucht den Verstand mit aller Kraft in Schach zu halten und zu verblenden, um jenen Neigungen und Leidenschaften nicht entsagen zu müssen. Mit Ausnahme der wirklich ganz glaubenslos Erzogenen liegt für alle andern Ungläubigen und Glaubenslosen gerade hierin die Hauptursache ihrer Ansichten und vorgeblichen Überzeugungen.

III.

Der Baron.

Einige Tage nach Edmunds Ankunft auf Schloß Dalheim traf auch Herr v. Bergstein daselbst ein. Er kam mit aller Zuversicht, Hermine im ersten Sturme zu erobern, und hatte schon die Zeit, fast den Tag der Vermählung bei sich festgesetzt. Er war sich ja bewußt, im reichsten Maße alle Eigenschaften in sich zu vereinigen, welche in solchen Fällen gewöhnlich die beste Aussicht auf Erfolg gewähren. In der Blüte des Lebens stehend, ein schönes Äußere und feine Manieren besitzend, dazu Geläufigkeit, über alles und jedes zu reden, und über ein großes Vermögen verfügend — was sollte ein Mädchen mehr verlangen? Es müsse sich ja glücklich schätzen, dachte er, und mit beiden Händen zugreifen, wenn sich eine solche Partie darbiete.

Die große Freundlichkeit, mit welcher er vom Schloßherrn aufgenommen und behandelt wurde, mußte seine Hoffnung zur vollen Zuversicht steigern. Wohl bemerkte er, daß Hermine eine zwar höfliche und feine, aber strenge Zurückhaltung beobachte; jedoch, da er keine Ahnung hatte, daß sie um seine Absichten wisse, schrieb er dieses Benehmen nur ihrer Bescheidenheit und Rechtschaffenheit zu und fühlte sich genötigt, sie desto mehr zu schätzen. „Je kostbarer der Schatz," mochte er denken, „desto größere Mühe muß man sich geben, ihn zu erwerben."

Allein Hermine gehörte nicht zur großen Zahl jener, die nur auf das Äußere sehen, und durch den ersten Blick und durch wohlfeile Schmeicheleien sich bethören lassen. Ein noch größeres Hindernis für das Gelingen der Pläne

v. Bergsteins erwuchs aus den Zweifeln in betreff der Religion, in welche sie geraten war. Diese Zweifel, die sich um so tiefer in ihr Herz senkten, je mehr sie betete und um Erleuchtung flehte — diese Zweifel beschäftigten jetzt fast ausschließlich ihren Geist und waren nur geeignet, jeden Gedanken an eine Verbindung mit Bergstein als Thorheit erscheinen zu lassen. Daher war es sehr natürlich, daß ihr schon seine bloße Anwesenheit recht unangenehm und lästig wurde. Es blieb ihr jedoch nichts anderes übrig, als die äußerste Zurückhaltung zu beobachten, und ihm jede Gelegenheit, mit ihr allein zu reden, abzuschneiden. Regina hatte deshalb gleich bei seiner Ankunft den Auftrag erhalten, stets um sie zu sein, und diese vollzog denselben so pünktlich, daß Hermine ihre Absicht vollkommen erreichte.

Bereits war eine Woche seit Bergsteins Ankunft verflossen. Hermine sehnte sich mehr und mehr nach seiner Abreise, bemerkte aber immer deutlicher, daß er das gerade Gegenteil beabsichtige.

Doch ganz unerwartet zeigte sich eine Gelegenheit, dieser unliebsamen Lage zu entkommen. Edmund machte ihr nämlich die Mitteilung, er wolle zur Erholung auf einige Wochen in ein Bad reisen. Sogleich faßte sie den Entschluß, den Bruder zu begleiten. Sie sah in dieser Badereise zugleich eine willkommene Gelegenheit, sich leichter mit ihrem Anliegen befassen, und wenn sie damit zum Abschlusse komme, sich ohne Aufsehen in die katholische Kirche aufnehmen lassen zu können. „Bin ich nur einmal katholisch und besitze ich jenen wahrhaft himmlischen Frieden, den ich beständig an Regina bemerke — dann mag kommen, was da wolle, ich fürchte nichts mehr."

Die Erlaubnis vom Vater war leicht zu erhalten, und da sie nicht in der Gesellschaft glänzen wollte, waren

die Vorbereitungen in einigen Stunden getroffen. Daß Regina mitreisen mußte, war selbstverständlich, die arme Lina aber wurde ganz der Pflege Nannchens übergeben.

Der unglückliche, in seinen Hoffnungen getäuschte Brautwerber aber mochte sich mit dem Spruche trösten: eine starke Festung werde nicht beim ersten Sturme erobert.

* *
*

Das Städtchen M. war das Reiseziel Edmunds und seiner Begleitung. Dasselbe liegt mit seinen ungefähr viertausend Bewohnern in einem fast kesselartigen Thale. Die umliegenden, sanft aufsteigenden Gebirge, anfangs mit Äckern und Wiesen, dann bis zum Gipfel mit Wald bedeckt, erreichen die Höhe von fünfzehnhundert Meter, die sich aber für das Auge bedeutend vermindert, indem die Thalsohle selbst schon fünfhundert Meter Seehöhe besitzt. Gegen Norden wird das Thal durch einen von Osten nach Westen sich hinziehenden Gebirgsausläufer abgeschlossen, dessen höchster „Grad" der Schroffstein genannt wird, und einige nackte Felswände aufweist.

Das Städtchen verdankt seine Anziehungskraft mehr der schönen Lage und dem gesunden milden Klima, als der Vorzüglichkeit seiner Heilquellen. Wie in Meran und Gastein ist es besonders die vornehme Welt, die sich im Sommer und Herbst einzufinden pflegt, oft nicht so fast um die Kränklichkeit des Körpers, als vielmehr die Dickleibigkeit der Geldtasche kurieren zu lassen.

Am westlichen Ende der Stadt liegt die Badeanstalt und ein großartiges Hotel, das im Verein mit einem andern, ebenfalls zur Anstalt gehörigen großen Hause die vornehme, besser gesagt, reiche Welt in sich faßt. Schöne Spaziergänge führen nach allen Richtungen, selbst auf die Spitze des Schroffsteins kann man mittelst Maultieren gelangen.

Die erste Hälfte des Monats Juni ging zu Ende, als eines Tages die Sonne ungewöhnlich stark brannte, und ihre glühenden Strahlen eine fast tropische Hitze erzeugten. Die zahlreich anwesenden Gäste hatten sich teils in die gegen Norden liegenden Zimmer zurückgezogen, teils den Park aufgesucht, um unter den großen Bäumen Kühlung zu finden. Nur selten regte sich ein sanftes Lüftchen, und die drückende Hitze hatte selbst die sonst stets munteren gefiederten Sänger zum Schweigen gebracht. Über so manche Gäste, die sich allein auf dem grünen Rasen oder auf Bänken niedergelassen, war Morpheus gekommen und hatte ihnen die Augen zugedrückt.

Einer dieser Schläfer, der in der Fremdenliste als Grundbesitzer Lorg aus Rheinpreußen eingeschrieben war, schien jedoch entschieden „Unglück im Kalender“ zu haben. Vom ersten Platze wurde er von den Ameisen vertrieben, die wie wütend über den Störenfried, der ihnen die Straße verlegt, in Menge angerückt waren und ihm mit ihren Freßzangen zusetzten. Darauf fand er unter einem großen Fichtenbaume eine bequeme Ruhestätte. Doch auch hier wurde er auf unsanfte Weise gestört. Ein kleines vierbeiniges Wesen mit buschigem Schweif hielt auf einem Aste sein etwas verspätetes Mittagsmahl, hatte aber so wenig Anstandsgefühl, daß es schließlich den Fichtenzapfen auf den Kopf des Schläfers fallen ließ. Nun begab er sich auf eine Bank, die durch eine stark belaubte Linde beschattet wurde. Aber kaum hatte er sich gesetzt, so merkte er, daß auch hier ans Schlafen nicht zu denken sei. Ganz in der Nähe, nur durch Gesträuch getrennt, plauderten zwei Personen so lebhaft, als spürten sie nichts von der ermattenden Schwüle, sie sprachen überdies so laut, daß er jedes Wort verstehen konnte. Bald wurde seine Aufmerksamkeit rege und er lauschte.

„Es scheint eben nur,“ hörte er sagen, „daß diese Nachgiebigkeit nicht schlecht wäre. Wenn man die Tendenz des Kulturkampfes kennt, nimmt alles eine andere Gestalt an, die scheinbar geringen Dinge werden sehr wichtig, und sich fügen wäre Verrat an der katholischen Kirche. Wäre dem nicht so, — Bischöfe und Priester würden ohne Zaudern nachgeben, nicht in Kerker und Verbannung wandern, und ihre Gemeinden ohne geistliche Hilfe lassen.“

„Worin besteht denn die Tendenz des Kulturkampfes?“ forschte eine andere Stimme.

„Kurz gesagt darin, die katholische Kirche in Deutschland zuerst protestantisch zu machen, dann aber in völligen Unglauben aufzulösen.“

„Und wozu dieses? Warum will man die Menschen dem Ungeheuer der Glaubenslosigkeit in die Arme treiben?“

„Um den eigentlichsten Zweck, die Vernichtung aller Throne zu erreichen!“

„Wer will denn dies?“

„Dies ist der wahre Zweck des Freimaurertums. Damit ist aber nicht gesagt, daß alle Freimaurer diese Absicht haben, ja auch nur den Zweck ihres Bundes kennen; denn alle jene, welche in die unteren Grade aufgenommen werden, sind nur dazu bestimmt, auf Kommando zu bellen und zu lärmen; sie werden durch Geheimthuerei und allerlei lächerlichen Hokuspokus am Gängelband geführt, die eigentliche Tendenz des Bundes aber wird nach Kräften geheim gehalten.“

„Vergebung, Fräulein Rosa! Dies kann ich wohl nicht glauben. Sind doch selbst Fürsten, Könige und Kaiser Mitglieder des Freimaurerbundes!“

„Die Sache ist sehr einfach. Könige und Fürsten werden mit Freuden aufgenommen und scheinbar dem

höchsten Grade einverleibt, um sie desto leichter täuschen, und den Mitgliedern des Bundes die wichtigsten Ämter verschaffen zu können. Welche Dienste gewährt z. B. ein freimaurerischer General zur Zeit des Krieges! Auf Befehl der Loge muß er die wichtigsten Kriegsgeheimnisse verraten, muß sich schlagen lassen u. s. w., wie's ihm befohlen wird — wenn auch das halbe Heer zu Grunde geht — wenn auch dieser Verrat seinem Fürsten den Thron kostet. Versagt er aber der Loge den Gehorsam, um seinem Füsten die Treue zu bewahren, so muß er sich darauf gefaßt machen, meuchlings aus dem Leben geschafft zu werden."

„Wahrhaft schrecklich! Aber warum wollen die Freimaurer die Religion vernichten?"

„Weil sie einsehen, daß die Religion die festeste Stütze der Throne ist, und man daher dem Volke zuerst die Religion nehmen müsse, um es in der Treue gegen ihre Fürsten wankend zu machen, und zum Umsturz der bestehenden Ordnung gebrauchen zu können. Wichtige freimaurerische Dokumente und Schriften, die in neuerer Zeit in gutgesinnte Hände geraten sind, verbreiten klares Licht sowohl über die erwähnte Tendenz, als auch über die Wahl der Mittel zur Erreichung des Zweckes, z. B. die Schulen müssen konfessionslos und entsprechende Lehrer befördert werden, um das Gift des Unglaubens schon in die Kinderherzen zu bringen; Unsittlichkeit soll auf jede mögliche Weise verbreitet, die katholische Kirche, der Hort der Gerechtigkeit und Ordnung, muß vernichtet werden, und, wie es derb, ja höchst brutal, aber oft und klar ausgesprochen worden, mit den Gedärmen des letzten Pfaffen soll dann der letzte Fürst aufgehängt werden."

„Schauerlich, entsetzlich! — Wie tief doch der Mensch fallen kann, wenn er sich von Gott abwendet. — Ich begreife aber nicht, warum man, wie Sie sagen, die

katholische Kirche zuerst protestantisch machen will, um sie dann in Unglauben aufzulösen."

„Christus der Herr hat seine Kirche auf einen unerschütterlichen Felsen gebaut, und die Geschichte der achtzehn Jahrhunderte bezeugt, daß alle Feinde, welche gegen diesen Felsen, gegen das von Gott gesetzte Oberhaupt seiner Kirche anstürmten, nichts ausrichteten, ja sogar zu Grunde gingen, oder wenigstens, wie die falsche Wissenschaft, durch die ihrem Bestreben entgegengesetzten Folgen zu Schanden wurden. Diese von Christus gegebene Verheißung der ewigen Dauer seiner Kirche gilt aber nur der Kirche als solcher, und es wird nicht gesagt, daß nicht einzelne Zweige dieser Kirche vom Stamme losgerissen, und dann, sich selbst überlassen, vernichtet werden können. Eben dies will nun der Kulturkampf in Deutschland. Er will die Kirche in Deutschland von Rom losreißen. Würde dies gelingen, so wäre sie fortan ein Spielball in den Händen der Machthaber, ja sie würde in kurzer Zeit auf gleicher Grundlage mit dem Protestantismus stehen, wie dies sichtlich bei den sogenannten Altkatholiken der Fall ist."

„Aber — Fräulein! der Schelm steckt in Ihnen! Sie weichen meiner eigentlichen Frage aus. Warum will man die katholische Kirche zuerst protestantisch machen?"

„Diese Frage, gnädiges Fräulein! kann ich nicht beantworten, ohne Sie tief zu kränken, und darum bitte ich, mir diese Erklärung zu erlassen."

Der Horcher hinter dem Gesträuch war möglichst nahe gerückt, um ja kein Wort zu überhören; er konnte die Sprechenden sehen und bemerkte auch ein drittes Fräulein; alle hatten ihm den Rücken zugewendet, und er war daher trotz seiner Nähe sicher vor Entdeckung.

„Ihre Furcht ist höchst überflüssig," versetzte das in der Mitte sitzende Fräulein, „wenn Sie nicht persönlich

auf mich losschlagen, können Sie mir nicht wehe thun. Ich weiß ja, daß jeder gläubige Katholik den Protestantismus für Irrtum ansieht."

„Entschuldigen, gnädiges Fräuleim! um jene Frage klar zu beantworten, müßte ich Dinge vorbringen, die geeignet wären, Ihren ganzen Glauben zu untergraben, ich müßte auf Umstände aufmerksam machen, von welchen Sie bekennen müßten, daß dieselben den Protestantismus des Irrtums überführen."

„Desto besser, thun Sie dies, machen Sie mich katholisch. Ich setze nur die Bedingung, daß Sie dann auch bei meiner Aufnahme in die Kirche gegenwärtig seien, wie Sie es bei meiner lieben Regina gewesen sind."

„Aber — gnädiges Fräulein!"

„Stecken Sie das „gnädige Fräulein" und das „Sie" für immer in die Tasche, sage einfach „Du" und „Hermine", was werden wir länger Zeremonien machen?"

„Also," rief Hermine lebhaft, als Rosa zögerte, „mache Deine Sache recht gründlich."

„Ich bin wirklich recht verlegen, Sie — Du darfst es mir aber nicht übel nehmen, wenn meine Worte verwunden."

Nach einer kleinen Pause, während welcher Hermine ihre neue Feundin durch neugierige Blicke ermunterte, erklärte diese:

„Um gläubiger Protestant sein zu können, ist durchaus notwendig, in vollständiger Unkenntnis zu sein über das Wesen des Protestantismus. Je mehr ein Katholik seine Religion kennen lernt, und je gründlicher er in den verschiedenen Wissenschaften vorwärts schreitet, desto klarer erkennt er die Göttlichkeit der katholischen Kirche. Darum waren auch die größten Denker, die ausgezeichnetsten Philosophen und Gelehrten — Katholiken, die ihren Glauben über alles geschätzt haben. Diese Ueber=

zeugung wäre aber nicht möglich gewesen, wenn dieser Glaube nicht über alle nur erdenklichen Einwendungen erhaben wäre."

„Und uns armen Tröpfen von Protestanten schneidest Du also kurzweg den Kopf ab?" scherzte Hermine.

„Ich kann nichts anderes sagen, als was ich schon erklärt habe. Den Protestantismus in seinen Grundlehren, besser gesagt, in seiner einzigen Grundlehre genau kennen lernen und einsehen, daß derselbe irrig sein müsse, ist so notwendig miteinander verbunden, wie die Entdeckung, daß in einer Rechnung $2 \times 2 = 7$ gesetzt sei, mit der Erkenntnis, daß das ganze darauf basierte Resultat falsch sein müsse."

„Und die nähere Erklärung und der Beweis?" forschte Hermine mit auffallender Ruhe.

„Die Fundamentallehre aller protestantischen Parteien besteht in der Behauptung, daß die Bibel, die freie Bibelforschung die einzige Glaubensquelle sei, dies war auch der Vorwand zum Abfall von der katholischen Kirche im sechszehnten Jahrhundert. Diese Lehre steht aber in vollem Widerspruche mit den klaren Aussprüchen der Bibel selbst, im Widerspruche mit der Lehre und Handlungsweise der ersten, auch von den Protestanten als wahr anerkannten Kirche, im Widerspruch mit der Handlungsweise der Protestanten selbst, und im Widerspruch mit der praktischen Vernunft, die, wenn nicht ganz von Vorurteilen eingenommen, sich der Einsicht nicht erwehren kann, entweder könne Christus unmöglich die freie Bibelforschung als Mittel zur Bewahrung und Verbreitung seiner Lehre bestimmt haben, oder, wenn dies der Fall wäre, müßte dies als hinreichender Beweis angesehen werden, daß er nicht Gott sei, denn er hätte alsdann gegen seine eigenen, so klar und oft ausgesprochenen Absichten das beste und tauglichste Mittel

gewählt, nicht — seine Lehre und geoffenbarte Wahrheit rein und unverfälscht zu bewahren und zu verbreiten, sondern ganz das Gegenteil zu bewirken. — Um nun das Einzelne auch zu beweisen" — — —

„Kommt, es ist so schwül," rief jetzt Edmund, der ohne bemerkt worden zu sein, mit dem Baron v. Hochfeld in die Nähe der Mädchen gekommen war.

„Tausend Donnerwetter!" brummte der Herr hinter dem Gesträuch, „warum denn gerade jetzt abbrechen?" Wohl hörte er noch Hermine zu Rosa sagen: „Morgen mußt Du die Fortsetzung liefern," aber dies konnte seine Neugierde nur ärgern, nicht befriedigen.

Die zwei Herren und die Fräuleins verließen den Park; er folgte ihnen in einiger Entfernung; er wollte die Katholikin kennen lernen und war sehr überrascht, als er bemerkte, diese Rosa könne höchstens vierundzwanzig Jahre zählen. Durch später bei Edmund eingeholte Erkundigung erfuhr er auch, daß Fräulein Rosa Roff die Nichte des katholischen Pfarrers in Schönbach sei, dürftig von Privatunterricht lebe, und von ihren Verwandten hierher geschickt worden sei, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken. — Sie wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo die Quartiere am billigsten sind, verkehrte aber bei Tag vielfach mit den beiden Fräuleins. Sie folgte auch jetzt der Einladung zu einer kleinen Erfrischung und ging mit ihnen.

Als Edmund mit seiner Begleitung den Restaurationssaal betrat, fand er schon mehrere Plätze besetzt. Unter andern hatten vier Pastoren, die ihm persönlich bekannt waren, das Ende eines langen Tisches besetzt und waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie sich um die Eintretenden nicht bekümmerten. Zwei derselben gehörten der Augsburgischen Konfession an; einer war „Diener am Wort" (kalvinisch); und der vierte pastorierte eine gemischte Gemeinde.

Kaum hatte Edmund die Pastoren bemerkt, als sich auch schon Zorn und spöttisches Lächeln in seinen Mienen zeigte, denn in jugendlicher Hitze beurteilte er jetzt alle Pastoren nach seinen Universitätsprofessoren, und nur aus Mutwillen setzte er sich ganz in ihre Nähe.

Bald nach ihnen traten zwei unbekannte Herren ein, von denen der eine ein etwa zehnjähriges Mädchen an der Hand führte, und die sich Edmund gegenübersetzten. Der andere dieser Herren war sogleich Gegenstand der Aufmerksamkeit von seiten Edmunds. Seinen Gesichtszügen nach war er sehr wahrscheinlich ein Bruder des ersteren, welche Vermutung bald zur Gewißheit wurde, da er ihn vom Kinde „Herr Onkel" titulieren hörte. Obwohl noch in kräftigem Mannesalter stehend, waren seine Haare bereits stark mit Weiß gemischt, und die Furchen im Gesicht zeugten von geistiger Anstrengung, Kummer und Sorgen. Überdies machte das ganze Wesen und Benehmen des Fremden auf Edmund einen eigentümlichen Eindruck, den er sich nicht erklären konnte, Doch bald stieg eine Vermutung in ihm auf, wen er vielleicht vor sich habe, und ein kurzes Gespräch, das er mit ihm anknüpfte, brachte ein zufriedenes, aber zugleich schelmisch boshaftes Lächeln auf seine Lippen.

In kürzester Zeit war er mit den Pastoren in lebhafte Unterhaltung geraten. Da warf er plötzlich die Frage auf, was man denn von den Engländern halten soll. „Schon wieder," erzählte er, „melden die englischen Zeitungen den Übertritt einiger angesehener Geistlichen, und einer bedeutenden Anzahl Laien in die katholische Kirche. Die Bewegung und Hinneigung nach Rom soll immer stärker und allgemeiner werden, und höchst merkwürdig — diese Geistlichen lassen sich selbst durch die größten Opfer, durch den Verlust ihrer oft sehr einträglichen Stellungen nicht abhalten, katholisch zu werden.

So z. B. mußten zwei der erwähnten Geistlichen ein Jahreseinkommen von tausend Pfund (20,000 Mark) im Stiche lassen."

„Ja, dies ist eine ganz auffallende Erscheinung," meinte Pastor G., „eine Thatsache von der ich mir keine genügende Erklärung zu geben vermag."

„Man hört doch so oft behaupten, die Engländer seien eine denkende Nation," sagte der Pastor H., „und dennoch werden viele so albern, sich dem Alten in Rom blind zu unterwerfen, und seine Aussprüche als eben so viele göttliche Orakel anzubeten."

„Nun," warf Edmund hin, „vielleicht werden gerade deshalb so viele katholisch, weil sie zu viel nachdenken und forschen, auf diese Weise viel Morsches und Unbrauchbares in ihrer Kirche finden, und infolge dieser Entdeckung sich nach einer andern umsehen, die ihnen besser gefällt, und von der sie erkennen, daß sie auf soliderer Grundlage erbaut sei, als ihr eigenes Staats-Institut."

Erstaunt rissen die drei Pastoren, welchen Edmund bekannt war, die Köpfe in die Höhe und starrten den Sprecher an, der es gewagt, als Theologe auf solche Weise von der katholischen Kirche zu reden.

„Wie kann ein denkender Mensch katholisch werden?" fragte voll Entrüstung Pastor M., „wie kann ein Mensch von gesundem Verstande sich zu Bilderdienst, Mariencult und Brotanbetung herbeilassen? Wie kann ein vernünftiger Mensch nebst Christus noch Menschen als Vermittler und Erlöser annehmen, ja Christus beiseite setzen und auf die eigene Werkheiligkeit sich stützen, wie es die Katholiken thun? Wer kann glauben, diese römischen Pfaffen hätten die Gewalt, für Geld von Sünden loszusprechen und den Ablaß zu verkaufen? Solchen und ähnlichen Unsinn giebt es ja genug im Papismus, und

eine solche Kirche soll man noch schätzen und loben können?" *)

Auch die zwei andern Pastoren sprachen dieselben Ansichten aus. Nur der vierte Pastor nahm keinen Anteil, — heftete vielmehr finster und traurig seine Blicke auf das vor ihm stehende Glas und abwechselnd auf den Boden.

Edmund hatte den erwähnten Fremden scharf beobachtet. Bei Beginn der Schmähungen zuckten einige Sekunden helle Blitze wie drohendes Wetterleuchten in dessen Augen, jedoch kehrte alsogleich die vollste und scheinbar harmloseste Ruhe zurück, so daß die Pastoren

---

*) Diese Art des Kampfes gegen die katholische Kirche, nämlich die Anwendung von Entstellung, Verdrehung und Andichtung selbst solcher Lehren, welche die Kirche ausdrücklich verdammt hat, — diese Art des Kampfes ist leider so alt als der Protestantismus selbst.

Luther selbst sah schon „das Evangelium", d. h. seine Lehre, in Gefahr, in Rauch aufzugehen, und um dies zu verhindern, stellte er für sich und seine Vertrauten den Grundsatz fest, gegen das Papsttum sei alles erlaubt, man müsse daher in dieser Notlage selbst Lüge und Verleumdung anwenden. Um aber jene Gemüter, die noch nicht alles Ehr- und Rechtsgefühl abgestreift hatten, und daher über die Anwendung so unsauberer Mittel unruhig wurden, zu beschwichtigen, erklärte er, man könne ja später, wenn man sich „aus der Klemme herausgearbeitet" hätte, diese Lügen und Verleumdungen widerrufen. (Cf. Chytr.: Histor. Confess. Aug. p. 295, ferner: Coelest. Hist. Comit. Tom. 3 fol. 24.)

Demgemäß wurde nun ein Lügensystem organisiert, wie ein solches kaum jemals früher bestanden hatte, um die katholische Kirche als Schreckbild hinzustellen, und die Anhänger des „reinen Evangeliums" von der Rückkehr in die Mutterkirche abzuhalten.

Und der Widerruf?

Er hat bis auf den heutigen Tag auf sich warten lassen, und nicht ohne wichtigen Grund. Jene unsauberen Waffen, die Luther und seine Zeitgenossen gegen die katholische Kirche

keine Ahnung haben konnten, was sie gegen sich heraufbeschworen.

Der Bruder des Fremden warf den Pastoren zornige Blicke zu, Regina und Rosa, selbst Hermine waren rot geworden, und letztere wollte eben dem Bruder einen Verweis geben, daß er durch seine ungeschickte Plauderei Ursache an diesen Schmähungen gewesen, als sich derselbe gegen sie wandte, und ihr und Regina leise in englischer Sprache sagte: „Gebt acht!"

„Meine Herren!" wandte sich jetzt der Fremde an die drei Pastoren, und trug dabei eine solche Ruhe und Unbefangenheit zur Schau, als wäre er von ihrem Gespräche nicht im mindesten berührt worden. „Meine Herren! Weil schon einmal von der Religion die Rede ist, bin ich so frei, Sie zu bitten, mir eine Frage zu erlauben, die zu beantworten Sie, als gelehrte Herren und Vertreter des Protestantismus, gewiß am besten in

---

angewendet, erwiesen sich zu jeder Zeit als durchaus notwendig, um die Rückkehr der gläubigen Protestanten zur katholischen Kirche zu verhindern; sie sind auch jetzt noch das einzige wirksame Mittel, dessen sich nicht bloß Broschüren- und Traktätlein-Sudler, obscure Landpastoren u. s. w., sondern selbst die ersten und höchsten Vertreter des Protestantismus bedienen, um zu polemisieren und ihre Gegner zu vernichten. Ein wahres Schandwerk dieser Art ist das „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche" von Dr. Karl Hase, 4. Auflage, Leipzig 1878. Breitkopf.

Der „geheime Kirchenrat" Dr. Karl Hase ist einer der namhaftesten Theologen!

Es würde zu weit führen, in das Einzelne einzugehen. — Wer Ausführliches über jene Entstellungen erfahren will, lese z. B. die bereits weltbekannte: „Geschichte des deutschen Volkes" von Janssen, 2. und 3. Bd., und: „Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche", populäre Skizzen und Studien von Heinrich von der Clana, Freiburg im Breisgau, bei Herder.

der Lage sind. Ich versichere, Sie würden mich durch gründliche Lösung der Frage sehr verbinden."

Zwei der Pastoren, die jetzt den Fremden genauer ansahen, gaben keine Antwort. Sie mochten aus Erfahrung wissen, wie gefährlich es für Pastoren sei, eine den Protestantismus betreffende religiöse Frage zu erörtern, indem sich bei solchen Gelegenheiten die größte Uneinigkeit in Lehre und Ansichten zu zeigen pflegt. Pastor M. jedoch erwiderte dem Fremden: „Mit Freuden, mein Herr! Worüber wünschen Sie Aufschluß?"

„Ich möchte herzlich gerne erfahren," erklärte derselbe, „welches Mittel man anwenden müsse, um zu einer festen Überzeugung von der Wahrheit des Protestantismus zu gelangen, und sich der Gefahr zu entziehen, bei eifriger Forschung entweder zur katholischen Kirche geführt, oder dem Unglauben in die Arme getrieben zu werden. Zur nähern Erklärung muß ich beifügen, daß wir uns einen Israeliten vorzustellen haben, der zum Christentum übertreten will, oder einen Protestanten, der es noch zu keiner Überzeugung auf religiösem Gebiete gebracht hat. Derselbe hat nebst dem Gymnasium auch drei bis vier Jahre Universität hinter sich, und kennt die Geschichte der sogenannten symbolischen Schriften und Konfessionen, so daß man ihm nicht eine derselben als Glaubensnorm vorlegen kann. — Also an was verweisen Sie einen solchen Israeliten oder Protestanten?"

„Offenbar an die eifrige Bibelforschung," antworteten die Gefragten schon etwas mißtrauisch.

„Dieses Mittel scheint mir durchaus nicht zweckdienlich zu sein," meinte der Unbekannte, „denn sobald ich die Bibel in die Hand nehme, drängt sich mir die Frage auf: Wie, woher kann ich wissen, daß dies Buch ein heiliges Buch sei und die Wahrheit enthalte? Woher weiß ich, daß die Bibel echt, daß nichts eingeschoben,

nichts weggelassen, der Text unverfälscht sei? Der Protestantismus kann mir keinen Aufschluß geben, da er um fünfzehn Jahrhunderte zu spät das Licht der Welt erblickt hat, und ich kann mich nur auf die Autorität der katholischen Kirche stützen, in deren Schoße die Bibel entstanden ist und erhalten wurde. Desgleichen kann mir der Protestantismus keinen Aufschluß geben, ob die Bibel die gesamte Offenbarungslehre enthalte. Die Entstehungsweise der Bibel, ihre eigenen klaren Aussprüche, und die beständige, durch alle Jahrhunderte sich gleich bleibende Behauptung der katholischen Kirche, — alles dieses bezeugt mir nur das Gegenteil. Wie kann und soll ich unter diesen Umständen meine Vernunft zum Schweigen bringen, die aus dem Angeführten auf die Falschheit der protestantischen Fundamentallehre schließen will?"

Schon beim ersten Hinweis auf die katholische Kirche waren an dem vorher heitern Himmel dunkle Wolken aufgestiegen, die bald an Ausdehnung zunahmen. Der Fremde schien sich aber nicht darum zu kümmern, und fuhr fort:

„Wenn ich aber der Vernunft einfach zu schweigen befehle, und die Bibel zu lesen beginne, so stoße ich sogleich auf neue, noch größere Schwierigkeiten. Tausende meinesgleichen lesen die Bibel, und erklären sie nach allen Regeln der Hermeneutik,*) aber jeder von uns findet einen andern Sinn, andere Lehren. Woher soll ich nun wissen, daß ich, und gerade ich, nicht ein anderer, die Bibel recht verstehe, und ich nicht Irrtum und Lüge für Wahrheit ansehe? Und wenn ich es dahin bringe, durch unqualificierbaren Stolz meine Auslegung über die aller andern zu setzen, — wie komme ich zu voller

*) Hermeneutik = Kunst, den Sinn der Bibel zu erklären.

Gewißheit, da ich mir selbst auch beim besten Willen in der Erklärung über den wahren Sinn der Bibel nicht gleich bleibe? Oder soll es gleichgiltig sein, wie man die Bibel erklärt, was man glaubt? Hat Christus bloß zum Zeitvertreib gelehrt? Warum hat er denn gesagt: „Lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe," und „wer nicht glaubt, wird verdammt werden?"

„Ferner, wenn ich bei mir selbst nur veränderliche Meinungen, nicht sichere Wahrheiten finde, handle ich da nicht gegen die Vernunft, wenn ich andere Protestanten wegen ihrer abweichenden Ansichten des Irrtums beschuldige? Und wie soll ich meine Handlungsweise titulieren, wenn ich es sogar wage, der in ihrer Lehre stets einigen katholischen Kirche entgegen zu treten? Wie kann ich sie des Irrtums, der Veränderung der Lehre beschuldigen, wenn ich die ursprüngliche Lehre nicht kenne, kein Faktum der Veränderung angeben kann, und so oft ich darüber dennoch eine Behauptung aufstelle, zugleich auch, wie die beständige Erfahrung lehrt, darauf gefaßt sein muß, von katholischen Gelehrten grober Unwissenheit überwiesen zu werden? Ja, wie kann ich die katholische Kirche des Irrtums beschuldigen, wenn ich von ihrer Lehre so viel weiß, daß ich mit großem Nutzen für meine Kenntnisse bei einem katholischen Kinde in die Schule gehen, und von ihm lernen könnte?"

Die letzten Worte, die mit einem Blicke des Sprechens auf das Kind begleitet waren, machten bei den Gegnern den Verdacht erregen, der Fremde wolle ihre Kenntnisse der katholischen Lehre durch das Kind auf eine harte Probe stellen, und dem Gespötte der Anwesenden preisgeben. Um sich so glimpflich als möglich aus der Verlegenheit zu ziehen, sah Pastor M. auf die Uhr, und rief laut seinen Gefährten zu: „Wir müssen aufbrechen, es ist höchste Zeit." — „Mein Herr!" wandte er sich

an den Fremden, „entschuldigen, wir haben keine Minute mehr zu verlieren.“

Ohne Säumen verließen die drei Herren den Saal, fanden sich vor demselben mit dem Zahlkellner ab und verließen das Hotel. Fast allgemeines Gelächter erfolgte über die „Flüchtlinge“.

Schon bei Beginn des Gespräches war man nämlich im ganzen Saale darauf aufmerksam geworden, alle Gäste hatten ihre Sprech- und Eßwerkzeuge in zeitweiligen Ruhestand versetzt und mit Interesse zugehört.

Wer aber am eifrigsten darauf geachtet, ja mit gespannter Aufmerksamkeit jedes einzelne Wort verschlungen hatte, dies war Hermine. Auch der früher genannte Grundbesitzer Lorq hatte keine Silbe überhört, jedoch auch den vierten Pastor nicht aus den Augen verloren, der während der Entgegnung von seiten des Katholiken starr vor sich hinblickte, ja mehrmals sichtlich Mühe hatte, die Thränen zurückzuhalten. Erst als die andern Pastoren den Saal verlassen hatten, entfernte er sich ebenfalls, vermied aber, mit denselben wieder zusammenzutreffen.

Am wenigsten kümmerte sich um das, was gesprochen wurde, der Baron. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Hermine gerichtet, ihr Benehmen erfüllte ihn mit Freude und großen Hoffnungen.

Kaum waren die Pastoren unsichtbar geworden, als wie gesagt, sich von seiten vieler Gäste eine wahre Flut von Hohn und Spott über sie ergoß. Dies hatte zur Folge, daß auch der Fremde den Saal verließ, denn er fühlte sich abgestoßen von Leuten, die, wie aus ihren Reden zu entnehmen war, die Religion vollständig über Bord geworfen hatten, und dem krassesten Rationalismus huldigten. Auch Edmund ging hinaus, — wie Regina zu Hermine sagte, — „um mit dem Priester zu verhandeln.“

Nun ging es im Saale aufs neue los. Wie es bei ungläubigen, charakterlosen Leuten gewöhnlich der Fall ist, hatten sie anfangs dem Abfertiger der Pastoren Beifall gezollt; aber als derselbe sich entfernt, blieb auch er nicht verschont, und ganz natürlich. Ist doch der Priester für Leute dieser Art stets ein Gegenstand, dessen bloßer Anblick an Wahrheiten erinnert, die das mit Mühe beruhigte Wespennest im Herzen aufs neue unruhig machen.

Dies schien sich vorzugsweise bei einem der anwesenden Herren, dessen Name in einem katholischen Taufbuche steht, zu bestätigen; denn vor allen übrigen war er es, der gegen die Religion zu Felde zog, und die Priester zur Zielscheibe des beißendsten Spottes machte. Doch er sollte nicht ungestraft bleiben.

Zu allgemeiner Überraschung trat nämlich der Baron gegen den Spötter in die Schranken, und weil voraussichtlich mit Vernunftgründen nichts auszurichten war, griff er nicht mit Glacéhandschuhen an, sondern handelte nach dem Grundsatze: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“ Die Trefflichkeit seiner Bemerkungen erregte allgemeines Gelächter, das der Spötter nur auf sich beziehen konnte, und wofür er nun den Baron verantwortlich machte, er warf demselben seine Karte zu als Forderung zum Duell.

„Oho!“ rief der Geforderte, „ich weiß nicht, wodurch Sie sich beleidigt fühlen können, ich habe nur Ihre falschen Beschuldigungen der katholischen Geistlichkeit und Ihren Spott über die Religion nach Verdienst taxiert.“

„Sie haben mich schwer beleidigt,“ erklärte der Spötter mit großer Heftigkeit. „Ich verlange Genugthuung, und will meine Ehre retten,“

„Wenn Sie dies bezwecken, sind Sie in der Wahl

der Mittel höchst unglücklich," entgegnete der Baron ruhig. „Das Duell ist kein taugliches Mittel zur Ehrenrettung. Der Sieg in demselben bekundet nur eine größere Fertigkeit im Gebrauche der Waffen, weiter nichts. Überdies ist das Duell moralisch verwerflich, daher ich mich nie dazu entschließen werde, und nicht umsonst hat die katholische Kirche die Duellanten und selbst ihre Sekundanten mit dem großen Kirchenbann belegt."

„Wenn Sie das Duell nicht annehmen," äußerte ein neben dem Spötter sitzender Herr, „sind Sie, wie Ihnen bekannt ist, aus der höheren Gesellschaft ausgeschlossen."

„Danke für Ihre Besorgnis. Was mich nach Ihrer Meinung aus den höheren Cirkeln ausschließt, sind nicht bloß alberne, sondern auch höchst verdammliche Vorurteile. Haben Sie keine Furcht, mein Herr! Um Gesellschaften, welche erbärmliche Sklaven derartiger Vorurteile sind, kümmere ich mich nicht, und will mit denselben nichts zu thun haben."

„Ein elender Feigling sind Sie, ein Pfaffenknecht," schrie der Spötter, vor Zorn kaum seiner mächtig.

„Ich bitte, Ihre Ausdrücke zu mäßigen," versetzte der Baron zwar ruhig, aber mit großem Ernst, „ich habe durchaus keine Lust, Sie wie einen Hund niederzuschießen."

„Wer fallen wird, muß sich erst zeigen," kreischte der Wütende.

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen, werde ich es Ihnen auf eine für Ihr wertes Leben ganz gefahrlose Weise zeigen. Und damit der Spaß doch einiges Interesse biete" — bei diesen Worten riß er ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb mit Bleistift darauf: „Gut für 100 Mark, Richard Baron v. Hochfeld." — „Damit der Spaß nicht ganz umsonst sei," fuhr er fort, während er das Blatt dem Gegner hinreichte, „wollen Sie auch so viel setzen. Die gegenwärtigen Herren werden die

Güte haben, als Richter zu entscheiden, wer fallen würde, und ob ich aus Feigheit die Annahme des Duells verweigere."

„Schämen Sie sich nicht mit 100 Mark," rief der Spötter verächtlich, als er das Blatt gelesen.

„Gut, so setzen wir nach Ihrem Gutdünken: 1000, 10,000 oder 20,000 Mark. Überlegen Sie es, bis ich zurückkomme. Ich bin's zufrieden, wenn Sie von Ihrer Seite nur die Hälfte meines Einsatzes feststellen."

Der offenbare Spott, der in den letzten Worten lag, ärgerte den Hitzkopf gewaltig, aber die Sicherheit im Benehmen des Barons wirkte wieder dämpfend und abkühlend, und nur mit schwerem Herzen, um sich nicht selbst an den Pranger zu stellen, bestimmte er gleichmäßig 500 Mark.

Der Baron brachte eine Pistole und ließ dieselbe von einem anwesenden Offizier laden. Darauf ersuchte er die Herren, und speziell den kühnen Forderer, ihm ins Freie zu folgen. Daselbst ließ er von einem der Herren an einem großen Baume in Brusthöhe zwei Nägel einschlagen, und ein Weinglas darauf stellen. Als der Offizier mit nach einem Herrn die gewöhnliche Distanz abgemessen, fiel der Schuß, und das Glas, in tausend Stücke zersplittert, lag auf dem Boden. Die Kugel war noch in den Baum gedrungen. Lauter Beifall erfolgte. Der Forderer erblaßte, hatte jedoch die Unverschämtheit, zu rufen: „Dies war reiner Zufall, solche Fertigkeit im Schießen ist unmöglich." Die Herren wurden darüber aufgebracht, der Baron jedoch erwiderte: „Wenn Sie dies glauben, bringe jemand noch ein Glas!"

Auch diesmal war es um das Glas geschehen, die Kugel bohrte sich, zwei Centimeter von der ersten entfernt, in den Baum ein.

„Als Geforderter hätte ich den ersten Schuß," sagte

der Baron ruhig, „mögen die Herren ihr Urteil abgeben.“

Ohne Zweifel wünschte der Großsprecher den Baron alle T..... auf den Hals, nur mit Mühe konnte er heimlich das Geld erborgen, um dem Urteilsspruche gerecht zu werden.

Edmund war nicht gegenwärtig gewesen. Kaum war nämlich der Geistliche aus dem Hause getreten, so stand er schon neben ihm und sagte: „Hochwürdiger Herr! — denn Sie sind offenbar Priester, — haben Sie doch die Güte, mir auf einige Augenblicke in den Park zu folgen.“

„Ich danke vor allem für den kurzen aber bündigen Beweis von der Falschheit des Protestantismus,“ begann Edmund, als er sich mit dem Priester allein sah. „Sie haben zwar mir dadurch nicht genützt, wohl aber, wie ich hoffe, meiner Schwester, und dem sie begleitenden Fräulein. Könnten und wollten Sie mir aber einige nähere Andeutungen über die berührte Unveränderlichkeit der katholischen Lehre geben, so würden Sie mich sehr zum Danke verpflichten.“

„Warum nicht? das Verlangte ist ja mit keiner Schwierigkeit verbunden,“ meinte der Geistliche.

„So nehme ich mir die Freiheit, um Ihre Adresse zu ersuchen und bitte, mir die Zeit zu bestimmen, in der ich Sie besuchen darf, um über den fraglichen Gegenstand mit Muße zu verhandeln.“

„Ich bin der Pfarrer S. von L., das drei Stunden von hier entfernt ist, der verlangte Besuch aber wird wohl zu den Unmöglichkeiten gehören. Ich erwarte jeden Tag die Abführung in den Kerker. Darum habe ich heute meine alte Mutter besucht, um sie von dem Bevorstehenden in Kenntnis zu setzen und ihr den Schrecken bei einer plötzlichen Nachricht zu ersparen. Um nicht

schon auf dem Wege aufgegriffen zu werden, habe ich mich in dieses fremde Kostüm geworfen."

„Welch schrecklicher Verbrechen haben Sie sich denn schuldig gemacht?" fragte Edmund lächelnd.

„Sehr großer," bekannte der Pfarrer, „hören Sie, ich will Ihnen beichten. Ich habe einem schwer kranken Kinde meiner Pfarrei die heilige Kommunion in das Haus getragen. Eine Anzahl Mitschüler des Kindes und einige Erwachsene begleiteten das allerheiligste Sakrament, — dies war in den Augen der Kulturkämpfer eine Prozession ohne behördliche Erlaubnis. Ferner habe ich einmal in einer Kirche außerhalb meiner Pfarre Messe gelesen, natürlich ohne zuvor der hohen Obrigkeit einen Kratzfuß zu machen und um gefälliges Placet zu bitten. Dies sind meine Vergehen, über die ich angeklagt bin."

Edmund brummte unwillig, und begann über solche Zustände zu schmähen, aber der Pfarrer warnte: „Nicht selten haben Gesträuche und Bäume Ohren."

Übrigens," fuhr der Geistliche fort, „das Notwendigste ist mit wenigen Worten abgethan. Lesen Sie eine gute, nicht aus Lügen und Verdrehungen zusammengeleimte Kirchengeschichte und die heiligen Väter. Dieselben berichten, was die Kirche zu ihrer Zeit gelehrt, und vergleichen Sie damit die jetzige Lehre. Sie werden vollkommene Übereinstimmung finden. Wie es um die protestantischen Behauptungen von der Veränderung der katholischen Lehre bestellt sei, davon nur ein Beispiel. Wann ist die Beicht erfunden und eingeführt worden? Nach protestantischen Behauptungen nämlich?"

„Im dreizehnten Jahrhundert auf dem Konzil von Lateran 1212," antwortete Edmund.

„Gut, bedenken Sie jedoch, daß Papst, Bischöfe und Priester ebenso wohl beichten müssen, als der geringste

Bettler. Werden sich diese also selbst eine so schwere Pflicht auferlegt haben? Dann, wie hat sich das Volk dieses ganz neue und so schwere Gebot so gutwillig auferlegen lassen, ohne daß darüber eine Klage laut geworden? Schon daraus ist die Albernheit der Behauptung zu erkennen. Doch lassen wir dies beiseite. Das Konzil bestimmt nur, daß jeder Katholik wenigstens einmal im Jahre das Sakrament der Buße empfangen soll. Die schismatischen Griechen, die damals schon von Rom getrennt waren, — ja die noch bestehenden Reste jener Ketzereien, die sich schon in den ersten fünf Jahrhunderten von der Kirche losgesagt haben — alle haben die Beicht als ein von Christus eingesetztes und notwendiges Sakrament. Wir haben noch aus den jenem Konzil vorausgehenden Jahrhunderten die Pönitentialbücher, d. h. Vorschriften, welche die Priester bei Auferlegung der Buße zu befolgen hatten. Die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte sprechen von der Beicht als von einer ganz bekannten Sache. Um nur ein paar Beispiele anzuführen, sagt Tertullian ausdrücklich, daß manche aus Scham das Bekenntnis scheuen, von einem Tage auf den andern verschieben u. s. w. Er sagt mit klaren Worten, daß ohne dieses Bekenntnis keine Verzeihung, kein Heil zu hoffen sei. Und der heilige Klemens von Rom, der dritte Papst nach Petrus und dessen persönlicher Schüler und Mitarbeiter, sagt: Niemand, der für seine Seele Sorge tragen wolle, soll erröten, den Vorständen, den Priestern, seine Sünden zu bekennen, um die Heiligung, d. h. die Verzeihung derselben zu empfangen. Er erklärt ferner, der heilige Paulus habe gelehrt, daß man dem Priester sogar die bösen Gedanken entdecken soll."

„Sie sehen also, mein Herr! wie wahrheitsgemäß die protestantische Behauptung ist. Macht es Ihnen zu

viel Mühe, selbst die lateinischen und griechischen Väter zu lesen, so genügt eine ausführliche katholische Dogmatik, Sie können dann nach Belieben zur größeren Sicherheit, die daselbst angeführten Väterstellen in den Werken der Väter selbst nachsuchen."

Das Endresultat der noch länger fortgesetzten Unterhaltung war die volle Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche. Der Priester verbot ihm jedoch, sich, wie er es wollte, gleich in die Kirche aufnehmen zu lassen. „Sie müssen zuerst durch die Lektüre einer ausführlichen Kirchengeschichte und dogmatischer Werke die zahllosen Vorurteile entfernen, die in jedem gelehrten protestantischen Kopfe spucken, sonst könnten Sie später dadurch in Verlegenheit kommen, vielleicht gar großen Schaden leiden."

IV.

Die Erdbeeren.

Auf den heißen Tag war ein herrlicher Abend gefolgt. Zwischen sechs und sieben Uhr hatte ein schnell vorübergehender Gewitterregen die Luft etwas abgekühlt, den Staub weggewaschen, Bäume und Wiesen erfrischt. Alles, was sich von den Badegästen und von der besseren Klasse des Städtchens regen konnte, war auf den Beinen, um die erquickende Abendluft zu genießen.

Auch der Baron gehörte zu den Spaziergängern, doch befand er sich nicht in Gesellschaft, war aber selbst

allgemein der Gegenstand des Gespräches. Sogar seine entschiedensten Gegner in religiöser Beziehung konnten nicht leugnen, daß er edel und klug gehandelt. Über den kühnen Forderer und Großsprecher aber wurde um so mehr gespottet, als man erfahren hatte, daß er die 500 Mark hatte leihen müssen, um bezahlen zu können.

Die Sonne war längst untergegangen, die Sterne funkelten, und der Mond leuchtete in seinem vollen Glanze, — und noch immer dachte der Baron nicht daran, in seine Wohnung zurückzukehren. Er hatte sich einen einsamen Weg aufgesucht, und war in seinen Gedanken nur mit Hermine beschäftigt. Hätte er gehört, was Hermine zu derselben Zeit mit ihrer Freundin sprach, welche Pläne beide mit einander machten — er hätte vor Freude aufgejubelt, weil der erste Teil seines Wunsches bereits in Erfüllung gegangen.

Rosa, die neue Freundin, war bis auf den späten Abend bei Hermine geblieben. Wie begreiflich, waren die beiden katholischen Seelen neugierig, welchen Eindruck die Beweisführungen des Pfarrers auf Hermine gemacht. Allein — diese verlor darüber kein Wort, und fragen wollten sie nicht. So mußte Rosa ihre Neugier unbefriedigt nach ihrer Wohnung tragen und sich mit der Hoffnung trösten, daß die nächsten Tage Aufschluß bringen würden.

Erst als sich Hermine mit Regina in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, hörte die Zurückhaltung auf. Sie konnte den Jubel des Herzens nicht länger verbergen. Mit großer Zärtlichkeit und Rührung umarmte sie ihre Freundin.

„Nun bin ich auch katholisch, liebe Regina! Und dieses Glück — dieses große, unermeßliche Glück — ich verdanke es Dir. Wärest Du nicht früher katholisch geworden — hättest Du mir nichts mitgeteilt — so wäre

ich zu Hause geblieben, — ich wäre noch ganz im Protestantismus begraben."

„Du thust unrecht, Hermine, wenn Du mir zuschreibst, was mir durchaus nicht gebührt. Ich könnte mit viel mehr Recht sagen, wärest Du nicht so barmherzig gegen mich gewesen, hättest Du mich nicht deiner Liebe und Freundschaft gewürdiget, so —. In Wirklichkeit ist es aber nur die barmherzige Fügung der göttlichen Güte, die zu Deinem und meinem Heile alles so geleitet hat."

„Du hast aber doch gewiß für mich gebetet, damit auch ich katholisch werde?"

„Dieses freilich, und zwar täglich. Das war ja mein Herzenswunsch. Aber dennoch hast Du Dein Glück nur Gott zu verdanken. Ich war nur das schwache Werkzeug, und es wäre darum gewiß nicht mehr als billig, wenn wir alsogleich Gott dem Herrn für diese Gnade danken würden."

Beide sanken auf die Kniee und verharrten lange Zeit in stillem Dankgebete.

„Wie fangen wir es jetzt an, daß ich in die Kirche aufgenommen werde?" begann Hermine, als sie wieder aufgestanden. „Hier ist kein Priester, und ein solcher, der weder mich, noch Dich, noch Rosa kennt, wird mich nicht ohne weiteres aufnehmen. Zu Hause geht es äußerst schwer, denn ich kann ja kaum einen Schritt machen, der nicht beobachtet würde. Was Edmund im Sinne hat, läßt sich noch nicht feststellen, vielleicht braucht er noch Jahre, bis er ins Reine kommt. So sehr ich ihn liebe und auf ihn vertraue, in dieser Angelegenheit möchte ich nicht von ihm abhängen."

„Die erste Sorge muß sein," erklärte Regina, „die notwendigste Kenntnis der katholischen Lehren zu erlangen. Der vollständige Unterricht könnte schon später

nachgetragen werden. Zur Aufnahme aber wird uns Gott schon Mittel und Wege finden lassen. — Einen Katechismus habe ich bei mir."

„O Du Schlaukopf!" rief Hermine laut auflachend, „gewiß hast Du ihn nicht für Dich, sondern auf meine Rechnung mitgenommen!"

„Ich kann es nicht leugnen. Seit meiner eigenen Aufnahme war ich der vollen Überzeugung, daß über kurz oder lang Gott auch Dir diese Gnade gewähren würde. Und obwohl Du seit jener Erklärung im Garten Deine Gedanken und Gesinnungen in betreff der Religion mir verheimlichen wolltest, merkte ich doch vieles, was in Dir vorging. Habe ich nicht recht, wenn ich sage, was Dich hauptsächlich zu dieser Badereise vermochte, sei die Absicht gewesen, in betreff der Religion ins Klare zu kommen? Und das heutige Gespräch mit Rosa sei auch nicht ein leerer Zufall gewesen?"

„Du bist aber wirklich ein recht pfiffiges Ding," scherzte Hermine, und umarmte die Freundin aufs neue. „Für so schlau hätte ich Dich nicht angesehen. Ich muß also in Zukunft viel behutsamer sein, wenn ich etwas vor Dir verbergen will. Aber am Ende schaust Du mir gar noch ins Herz hinein."

„O," meinte Regina, „das Herz schaut Dir ja bei den Augen heraus." —

Was sich für jetzt beschließen ließ, war bald in Ordnung. Der Unterricht sollte auf alle Weise beschleunigt, Rosa in das Geheimnis eingeweiht werden, und als Lehrerin über die schwierigeren Punkte nähere Aufklärung geben, denn Regina konnte — wenigstens nach ihrer eigenen Meinung — nicht viel leisten, weil sich ihr Unterricht, der äußern Umstände wegen, auch nur auf das Notwendigste beschränkt hatte. Zugleich wurde ausgemacht, am nächsten Tage ein Dorf zu besuchen,

das eine Stunde entfernt war, und woselbst sich, wie sie wußten, eine katholische Kirche befand.

Der ganze folgende Vormittag wurde mit Lernen und Erklären zugebracht. Gleich nach Tisch aber machten sich Hermine und Regina auf den Weg, Rosa konnte ihrer Schwäche wegen nicht mitgehen. Um ja keine Zeit zu verlieren, wurde der Katechismus mitgenommen. Kaum im Parke angekommen, durch den der nächste Weg in das Dorf führte, begann Hermine schon wieder, und zwar mit ziemlich lauter Stimme über ihre Angelegenheit zu sprechen. Aber Regina warnte und mahnte zur Vorsicht. „Wir könnten belauscht werden. Auf dem freien Felde sind wir sicher.“

Als sie den Park hinter sich und eine kurze Strecke des Feldweges zurückgelegt hatten, trat auch ein Herr aus dem Parke, sah den beiden eine Zeit lang nach, und schlug dann mit eiligen Schritten zwar nicht denselben Weg, aber doch eine Richtung ein, die ebenfalls zum Dorfe führte.

Hermine fühlte sich von ganz eigentümlichen Gefühlen ergriffen, als sie zum erstenmale im Leben eine katholische Kirche betrat, obgleich wegen Abgang eines Priesters das allerheiligste Sakrament im Tabernakel fehlte, das auf unschuldige Herzen so oft einen ganz unbeschreiblichen Eindruck macht. Der Altar war mit frischen Blumen geziert, das Bild auf demselben zeigte die seligste Jungfrau mit dem göttlichen Kinde auf den Armen.

Ohne sich um das Aussehen der kleinen Kirche näher zu bekümmern, knieten beide Mädchen vor dem Altare nieder und beteten lange und mit solchem Eifer, daß sie es nicht bemerkten, als noch jemand in die Kirche eintrat. Als sie dieselbe wieder verließen, sahen sie zwar in einem Winkel einen Herrn knieen, achtete jedoch nicht

darauf, und zum Überfluß hatte derselbe das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und so ein Erkennen unmöglich gemacht.

Vor der Kirche fanden sie einen alten Mann damit beschäftigt, den Platz zu reinigen und auszukehren. Sie gingen auf ihn zu und fragten, ob in der Kirche auch Gottesdienst gehalten werde.

„Leider," antwortete der Alte, „ist unser lieber Herr Pfarrer schon einige Monate fort. Weil er brav war, mußte er, wie viele andere, zuerst in den Kerker, und dann in die Verbannung. Er lebt gegenwärtig in Holland."

„Warum ist dann der Altar so geschmückt, wenn keine Messe mehr gelesen wird?" fragte Regina.

„Ja, wissen Sie, gnädiges Fräulein, jetzt müssen wir uns selbst, so viel es möglich ist, Gottesdienst halten, weil wir keinen Priester mehr haben. Wir versammeln uns zur gewöhnlichen Zeit, singen dieselben Lieder, welche wir früher während der Messe gesungen haben, und statt der Predigt wird etwas vorgelesen. Die Hauptsache, die heilige Messe, fehlt freilich, allein was wollen und können wir machen? Nachmittags, an Sonn- und Festtagen beten wir den Rosenkranz und singen wieder ein Lied."

„Aber die Schwerkranken?" fragte Regina wiederum, „diese müssen also ohne Sakramente dahin sterben?"

„Freilich ist dies öfter der Fall. Wenn es möglich ist, bringen wir sie nach L . . . . ., das zwei Stunden von hier entfernt ist. Dort ist noch ein Priester. Und — und —" der Alte sah die beiden etwas bedächtig an, — „bei Nacht bringt auch manchmal so ein Himmelsbote die heilige Kommunion in das Haus des Kranken, und tauft die neugebornen Kinder. Es steht doch noch nicht bei jeder Thür ein Polizeimann. Festes Zu-

sammenhalten der Katholiken, entstellende Verkleidung und ein bischen unschuldige List thun da gute Dienste. — O wenn uns nur der liebe Gott recht bald wieder die Priester gäbe! Jetzt erst sehen wir ein, was wir an ihnen verloren haben." Dabei trocknete er sich mit dem Ärmel seines stark abgetragenen Hemdes ein paar große Thränen aus den Augen.

„Wir wollen hoffen," versetzte Regina, „nur sollten Sie mit Ihren Geheimnissen etwas behutsamer umgehen, denn sehen Sie," fügte sie mit schelmischem Lächeln hinzu, „dieses Fräulein da ist nicht katholisch, — könnte Sie also wohl verraten."

Im ersten Augenblicke etwas erschrocken, faßte er sich schnell wieder, sah Herminen in die Augen und sagte lächelnd:

„Ei, ei, da ist nichts zu fürchten. Sie sehen nicht darnach aus, jemand ein Leid zufügen zu können. Zudem habe ich Sie so andächtig vor der lieben Mutter Gottes beten gesehen, daß Sie gewiß bald katholisch werden, wenn Sie es nicht schon wirklich sind."

„Warum glauben Sie das?" forschte Hermine.

„Wenn Sie einmal schon so weit sind, daß Sie die Mutter Gottes recht innig lieben und zu ihr beten, so wird die liebe Mutter Gottes schon dafür sorgen, daß Sie auch zu Jesus kommen und den wahren Glauben finden."

„Haben denn die Protestanten nicht auch Jesum? Sie halten ihn ja auch für ihren Erlöser," sagte Hermine, neugierig, was der Alte erwidern würde.

„Mit Verlaub, gnädiges Fräulein, wenn Sie protestantisch sind, will ich nicht wehe thun. Wo sollten denn die Protestanten unsern Herrn Jesum haben? In ihren Tempeln oder Bethäusern haben sie ihn nicht, denn ein Pastor ist kein Priester und hat keine Gewalt, Brot und

Wein in den Leib und in das Blut Christi zu verwandeln. Hätten die Protestanten recht, würde Christus dadurch in das Brot und in den Wein kommen, daß man glaube oder sich einbilde, er sei darin, so könnte dies jeder Protestant auch ganz ohne Pastor und zu Hause so gut wie im Tempel thun. Wie die Apostel das erste Mal aus den Händen Jesu selbst die Kommunion empfangen haben, ist doch gewiß keinem einzigen, nicht einmal dem lumpigen Judas eingefallen, daß Jesus erst durch den Glauben in die Hostie komme, wie die Protestanten sagen. Eine saubere Geschichte das, Jesus sagt: dies ist mein Leib; Luther sagt: dies Brot enthält meinen Leib; und Calvin sagt: dies Brot bedeutet meinen Leib. Luther und Calvin wollen es also besser wissen, als unser Herrgott selber, und Luther besser als Calvin, dieser wieder besser als Luther."

Als der Alte sah, daß Hermine und Regina zu seiner Erklärung lachten, fuhr er ermutigt fort:

„Auch in der Bibel haben die Protestanten Jesum nicht. Die meisten, wenigstens bei uns hier, halten überhaupt die Bibel nicht mehr für ein heiliges Buch, ja glauben nicht einmal mehr, daß Christus Gott sei. Die aber noch glauben, verstehen die Bibel nicht, denn der eine sagt so, ein anderer anders, und ein dritter wieder anders, und in Wirklichkeit weiß keiner, wie die Bibel zu verstehen und wie er mit seinem Glauben daran ist."

„Ganz recht, ganz recht," entgegnete Hermine sehr freundlich, „bleiben Sie nur ein fester Katholik, und beten Sie auch für mich, damit mich die Mutter Gottes recht bald zu Jesus führe."

Mit diesen Worten reichte sie ihm ein Geschenk, nahm Abschied und begab sich mit Regina auf den Heimweg.

„Sind doch dies schöne und liebe Fräuleins," sagte

der Alte vor sich hin, „wahre Engel in Menschengestalt, ganz besonders die größere.“ (Hermine.)

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte der Herr, der soeben aus der Kirche getreten, die halblauten Worte gehört hatte.

Auch er reichte dem armen Alten ein kleines Geschenk, und folgte den zwei Vorausgehenden, blieb jedoch stets in solcher Entfernung, daß er bei etwaigem Zurücksehen der Mädchen nicht leicht erkannt werden konnte.

Letztere waren auf dem ganzen Wege wieder vollauf mit dem Katechismus beschäftigt. Als sie schon in die Nähe der Stadt gekommen waren, fragte Regina:

„Wie gefällt Dir das Bild auf dem Altare?“

„Die Malerei ist zwar kein Kunststück,“ meinte Hermine, „aber die Art der Darstellung war für mich ein Buch, in dem ich deutlich lesen konnte, wie die katholische Lehre von der Marienverehrung zu verstehen sei. Ob ich recht gelesen, mußt Du oder Rosa sagen. Ich dachte mir nämlich: Maria trägt das Jesukind auf den Armen, dadurch wird uns ihre hohe Würde und zugleich ihre innige und zärtliche Beziehung zu unserm Erlöser vor Augen gestellt. Maria zeigt uns ferner ihren Sohn, um uns einzuladen, zu demselben zu kommen und ihn um alles zu bitten, was wir brauchen. Wenn aber das göttliche Kind, das bei aller Barmherzigkeit doch auch die Gerechtigkeit nie beiseite setzen kann, seine Augen vom Menschen abwendet, weil derselbe ein Sünder, ein Undankbarer u. s. w. ist, so genügt doch gewiß eine Bitte der zärtlich geliebten Mutter, um das Kind zu bewegen, die Barmherzigkeit vorwalten zu lassen, und unsere Bitten trotz unserer Unwürdigkeit zu erhören.“

Ein kleines Mädchen von ungefähr neun Jahren, das auf einem Seitenwege sie zu erreichen gesucht hatte, unterbrach das Gespräch.

„Gnädige Fräuleins! Wollen Sie nicht Erdbeeren kaufen?" fragte es in einem bittenden Tone. Zugleich öffnete es das Körbchen, welches von innen mit frischen, grünen Blättern belegt und mit Erdbeeren gefüllt war.

„Was verlangst Du dafür?" fragte Hermine.

„Was mir Ihre Güte geben will," erklärte das Kind schüchtern.

„Was bekommst Du gewöhnlich dafür?"

„Fünfzehn bis zwanzig Pfennige, manchmal auch weniger."

„Sage mir aufrichtig, was thust Du mit dem Gelde? Kaufst Du Zuckerwerk?"

„O nein, gnädiges Fräulein! Ich kaufe Schwarzbrot für meine Mutter und für mein Brüderlein."

„Für Dich ja auch," meinte Regina.

„Wenn ich wenige Beeren finde, esse ich fast kein Brot, sonst würde für Mutter und Brüderlein gar zu wenig übrig bleiben."

„Hat denn deine Mutter und das Brüderchen sonst nichts zu essen als das Brot, das Du kaufst?" fragte Hermine gespannt.

„Nein, gnädiges Fräulein, die Mutter ist krank und kann nichts verdienen, nicht einmal andere Leute um etwas bitten, und ich weiß, der Hunger thut weh." Dabei fing das Kind bitterlich zu weinen an.

„O Himmel!" rief Regina in französischer Sprache, und auch ihr wurden die Augen naß, „da haben wir ja das leibhaftige Elend. Das Kind selbst ist ganz ausgehungert. Einige Mark können da nur für ein paar Tage helfen. Besuchen wir die arme Frau."

Hermine, ebenfalls tief gerührt, war mit dem Vorschlage einverstanden.

„Willst Du uns zu Deiner Mutter führen? Wir

wollen für sie, für Dein Brüderlein und auch für Dich Brot genug kaufen."

Verwundert und mit großen Augen sah das Kind die Fräuleins an, solche Liebe und Freundlichkeit war ihm noch nie von fremden und vornehmen Leuten zu teil geworden.

„Willst Du nicht?" fragte Regina liebevoll, als das Kind keine Antwort gab.

„O ja, recht gern, — aber Sie können sich bei uns nicht einmal niedersetzen, wir haben nur mehr einen einzigen halbzerbrochenen Stuhl."

„O, das macht nichts," meinte Hermine. „Da hast Du eine Mark für Deine Beeren. Gieb uns einige, die übrigen bringe der Mutter und dem Büderchen."

Auf dem Wege fragte Regina wie scherzend: „Kannst Du auch beten?"

„O ja, ich bete täglich mit der Mutter."

„Was betest Du denn?"

„Das Morgen- und Abendgebet und den Rosenkranz. Und jetzt bitte ich auch täglich den heiligen Schutzengel, daß er mich vor allem Bösen bewahre, schöne Beeren und gute Käufer finden lasse."

„Du bist also katholisch?"

„Ja."

„Was macht denn Dein Vater?"

„Er ist schon lange tot."

„Mir scheint," sagte Regina wieder in französischer Sprache, „das Kind gehört nicht Leuten aus der niedrigen Klasse an. Die Sprache, das feine, wenn auch ausgehungerte und blasse Gesichtchen, die Hände, das ganze Benehmen — alles zeugt von einem besseren Stande, und die Kleidung, so abgetragen dieselbe ist, stimmt damit ganz überein."

„Ich habe soeben denselben Gedanken gehabt," er-

widerte Hermine, „das arme Kind ist sogar ohne Schuhe und hat sich die Füße wund gerissen.“

Das Kind, durch die große Freundlichkeit der Fräuleins ganz gewonnen, wurde zutraulich und sagte: „Nicht wahr, Sie sprechen französisch?“

„Verstehst Du denn französisch?“ fragte Hermine überrascht.

„Ich nur wenig, aber die Mutter,“ erklärte das Kind in französischer Sprache und mit feinem Accent.

„Wie heißt Du?“

„Maria S . . . . . .“

„Was war Dein Vater?“

„Ein Beamter.“

Beim ersten Bäckerladen kaufte Hermine Weißbrot, wovon das Kind auf Herminens Geheiß schon auf dem Wege ein Stück verzehrte.

Endlich kamen sie zur Wohnung der armen Frau, die in einem abgelegenen, armseligen Hinterstübchen bestand.

„Mutter! Mutter!“ rief das Kind mit großer Freude, als es in die Stube trat. „Zwei gnädige Fräuleins sind da, sie wollen Dir helfen, und ich bringe viel Weißbrot und viel Geld.“

In der Stube sah es wirklich im höchsten Grade armselig aus. Da war kein Tisch, kein Kasten, kein Bett, kurz, außer einem halbzerbrochenen Stuhl nur altes Stroh, das in einer Ecke auf dem Boden ausgebreitet war, und auf dem die arme, noch junge Frau in ganz abgetragenen Kleidern lag. Neben ihr hatte sich das „Brüderchen“, das erst sechs Jahre zählte, ebenfalls auf Stroh zusammengekauert.

Durch die Worte des Kindes wurde die Frau aus einem leichten Schlafe geweckt, in dem sie infolge großer Schwäche gefallen war. Verwundert sah sie auf die

Fräuleins und ein unwillkürliches Schamgefühl, sich in so elendem Zustande vornehmen Leuten gegenüber zu sehen, zeigte sich in ihren Mienen.

„Gott grüße Sie, Frau!“ sagte Hermine. „Ihr Kind hat uns hierher geführt. Wir möchten Ihre Lage in etwas verbessern, so weit unsere Kräfte reichen.“

Die Frau konnte nur durch Thränen antworten. Sie wollte sich von ihrem elenden Lager erheben, war aber zu schwach und sank wiederum nieder. Das „Brüderchen“ aber fiel mit Heißhunger über ein Stück Brot her, das ihm die Schwester gereicht hatte.

„Wir müssen vor allem darauf sehen, daß sie etwas zu essen bekommt,“ erklärte Regina.

Nun sollte die kleine Maria in das nächste Gasthaus gehen und dort Suppe und Fleisch kaufen. Hermine übergab ihr ein Zwanzig-Markstück, denn die kleine Münze war ihr bis auf einige Pfennige ausgegangen. Als aber das Kind den Wert des Goldstückes erfuhr, zeigte es große Furcht und erklärte: „Wenn ich so viel Geld bringe, werden die Leute glauben, ich habe es gestohlen.“

Nun wollte Hermine selbst mitgehen, allein dies gab Regina nicht zu. „Bleibe bei der Frau, ich werde gehen,“ und machte sich mit dem Kinde auf den Weg, um zuerst einen brauchbaren Topf und ein paar Teller zu kaufen, denn nach der Versicherung des Kindes war bei ihnen nichts mehr dergleichen zu finden.

Unterdessen erzählte die Frau, daß ihr Mann bald nach Ausbruch des Kulturkampfes genötigt gewesen, den Staatsdienst zu verlassen, da er ohne Verletzung seines Gewissens zur Ausführung der kirchenfeindlichen Gesetze nicht mitwirken konnte; weil er aber längere Zeit keine Anstellung gefunden, sei er aus Kummer krank geworden und vor zwei Jahren gestorben. Auf die Frage

Herminens, ob sie keine Verwandte habe, erwiderte die Frau mit Thränen:

„Meine Eltern sind adelig und besitzen ein bedeutendes Vermögen, sie sind aber evangelisch. Ebenfalls im Protestantismus erzogen, lernte ich im Alter von achtzehn Jahren die katholische Kirche kennen, überzeugte mich, daß nur sie allein die wahre Kirche sein könne, und ließ mich in dieselbe aufnehmen. Dafür wurde ich von meinen Eltern verstoßen. Ich nahm mir dies nicht sonderlich zu Herzen, denn ich hatte ja nichts Böses, sondern nur meine Pflicht gethan, und hielt mir die Worte Christi vor Augen: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert," sowie: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte." Auch in Bezug auf das Zeitliche ging es mir nicht schlecht. Ein paar katholische Mädchen aus vermöglichen Familien unterstützten mich, durch Näharbeit und bald auch durch Unterricht im Französischen verdiente ich mir so viel, daß ich keine Not zu leiden hatte. Mit zwanzig Jahren heiratete ich und verlebte recht glückliche Tage, indem mein Mann sehr religiös und wirklich fromm war. Aber seit seinem Tode lebe ich im größten Elende. Einige Zeit erhielt ich von unserem würdigen Pfarrer einige Unterstützung, bis er vor beinahe einem Jahre ein Opfer des Kulturkampfes wurde. Seit zwei Monaten kann ich das Zimmer nicht mehr verlassen, und die Maria allein mußte teils durch Betteln, teils die letzte Zeit durch Erdbeerensammeln mich und ihren Bruder ernähren. Auf eine briefliche Bitte an meine Eltern um Hilfe erhielt ich nur Vorwürfe zur Antwort aber keine Unterstützung."

„Werte Frau! Verzeihen Sie die neugierig scheinende Frage: Haben Sie es in Ihrem Elende nie bereut, katholisch geworden zu sein?"

„O nein, gnädiges Fräulein, keinen Augenblick. Ich hätte bloß wieder protestantisch zu werden gebraucht, um von meinen Eltern ausgiebige Hilfe zu erhalten, ja samt den Kindern in ihr Schloß zurückkehren zu können. Gerade der Glaube war es, der mich aufrecht hielt, und mir im größten Elende Trost und Ruhe verschaffte. Wären die Kinder nicht — ich würde gerne, wenn auch vor Hunger gestorben sein."

Herminens Augen waren naß geworden aus Mitleid mit der armen, heldenmütigen Dulderin. Jetzt reichte sie ihr die Hand und sagte:

„So viel und so lange es mir möglich ist, werde ich Sie unterstützen. Aber nicht wahr, werte Frau! Sie werden für mich beten, damit mir Gott die Gnade erteile, recht bald in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. Erst gestern bin ich zur vollen Überzeugung von der Wahrheit derselben gekommen. Ich bin jetzt gerade so alt, wie Sie beim Eintritte in die Kirche waren. Ich weiß aber nicht, wann und wo mir dieses Glück zu teil werden wird, da des Vaters wegen noch alles geheim bleiben muß. Auch das Fräulein, das bei mir ist, hat erst vor kurzem das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Aber, wie gesagt, es muß noch alles vollkommen geheim bleiben."

Die Ankunft Reginas und der kleinen Maria brach das Gespräch ab. Hermine bediente die Frau, während sich Regina mit den Kindern zu schaffen machte, beide aber betrachteten mit Freude, wie den Leutchen das Essen mundete. Als der Hunger gestillt war, verlangte Hermine die Versatzscheine.

„Das Kind wird uns in das Versatzhaus führen, erklärte sie, „denn wir sind hier ganz fremd und mit den Örtlichkeiten unbekannt. Das Notwendigste, so weit das Geld reicht, das wir bei uns haben, erhalten Sie

heute noch. Das andere werden wir übermorgen, am Montag, auslösen. Morgen früh werden wir wieder kommen und Geld mitbringen, damit Sie etwas zu essen haben."

„Wenn Sie es erlauben, gnädiges Fräulein v. Dalheim! möchte ich gerne an Ihrem schönen Werke teilnehmen," sprach jetzt eine kräftige Männerstimme von der Thüre her. Erschrocken wandten sich alle um, und zur größten Überraschung der Fräuleins stand der Baron v. Hochfeld vor ihnen. Er war es gewesen, der ihnen in die Kirche, und von dort bis zur Wohnung der armen Frau nachgegangen war. Verlegen wußten die Mädchen im ersten Augenblicke keine Antwort zu finden.

„Ich trage zu schwer an dem gestern gewonnenen Gelde, das ich im vorhinein für Arme bestimmt hatte," erklärte der Baron. „Sie erweisen mir eine große Gefälligkeit, wenn Sie es zu ganz beliebiger Verwendung übernehmen."

Durch die Verteidigung der katholischen Kirche und ihrer Priester, sowie durch die Weigerung, das Duell anzunehmen, hatte sich der Baron in Herminens Augen sehr ausgezeichnet und einer besondern Achtung würdig gemacht. Deshalb ging sie auch ohne Bedenken in den gestellten Antrag ein.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit, Herr Baron, und darum nehme ich freudig Ihr gnädiges Anerbieten zu Gunsten der armen Frau an, die der Hilfe so sehr bedarf und so überaus würdig ist."

Nun erzählte sie in kurzen Worten, was sie von der Frau erfahren hatte.

Für den Baron war diese Mitteilung und die Teilnahme an den Leiden der Konvertitin von größtem Werte, denn sie gab ihm die volle Gewißheit, Hermine müsse

entweder wirklich schon im geheimen katholisch, oder wenigstens der Kirche ganz nahe sein.

„Ich bin auch Konvertit," bekannte er, „es sind jetzt zwölf Jahre, daß ich in Köln am Rhein das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt habe, und wie ich später erfuhr, hatte an demselben Tage und in derselben Kirche zwei Stunden vor mir ein achtzehnjähriges Fräulein, wenn ich mich recht erinnere, Luise v. B., dasselbe gethan, soll aber auch, wie diese Frau, von ihren Eltern deshalb verstoßen worden sein."

„Diese Luise v. B. bin ich," bekannte die Frau.

Nach einem kurzen Gespräche übergab der Baron die 500 Mark in die Hände Herminens, verlangte die Versatzscheine, von welchen er reden gehört hatte, und entfernte sich samt dem Kinde, das ihm das Versatzhaus zeigen mußte. Bald kam ein Wagen mit den ausgelösten, teilweise neugekauften Einrichtungsstücken, die von zwei Männern in die Stube getragen wurden.

Unterdessen war es spät geworden, und die beiden Fräuleins mußten auf die Rückkehr in ihre Wohnung bedacht sein. Die 500 Mark aber blieben in den Händen der Frau, die sich vor Freude kaum fassen konnte.

Durch gute und kräftige Nahrung erholte sich dieselbe in wenigen Tagen, und die blassen, eingefallenen Wangen der Kinder fingen an, sich wieder zu röten und zu füllen. Täglich kamen die Fräuleins auf Besuch. Stundenlang warteten die Kinder in ihren besten Kleidern unter der Thüre, und kamen die Mädchen von ferne in Sicht, so wurde die Mutter durch einen freudigen Ruf darauf aufmerksam gemacht, und dann ging es im Sturme den Fräuleins entgegen.

Bei einem der letzten Besuche wurde ausgemacht, daß die Frau noch im Laufe des Sommers nach Schönbach übersiedeln sollte.

Unterdessen war Herminens mitleidige Liebe, mit der sie die arme Witwe aufgesucht, auf das herrlichste belohnt worden.

Der Baron hatte den Vorfall seinem Freunde Edmund mitgeteilt und gemeint, welche Neuigkeit dies für ihn sein müßte. Um so größer war dafür seine Freude, als Edmund erklärte: „O solche Dinge sind bei Hermine keine Seltenheit. In Schönbach wissen alle rechtschaffenen Hausarme von ihr zu erzählen. Ihr Kreuz ist nur, daß ihre Kasse nicht unerschöpflich ist, und obgleich sie vom Vater bedeutende Summen erhält, reichen dieselben doch oft nicht aus. Schon mehrmals hatte selbst ich keine Ruhe. Hatte sie alles weggegeben, so kam sie zu mir mit der Bitte, ihr zu leihen, Was blieb mir anders übrig, als das Geliehene zu schenken? Ich bin überzeugt, hätte sie ihr mütterliches Vermögen in den Händen, — die bedeutenden Zinsen würden ihrer Freigebigkeit nicht genügen, sie würde selbst das Kapital angreifen."

Diese große Mildthätigkeit und Sorgfalt für die Armen verlieh ihr in den Augen des Barons neuen großen Wert, und seine Hochachtung, ja Bewunderung stieg um so höher, je mehr er durch sorgfältige Beobachtung den großen Unterschied zwischen ihrem Benehmen und dem anderer junger Fräulein ihres Standes bemerkte. Das eitle, hochfahrende und nebenbei wieder ganz kindische Wesen so vieler Fräuleins, und das offenbare Streben, jungen Herren zu gefallen, hatte ihn so oft abgestoßen, ja mit Ekel erfüllt. Dazu hatte er in hochgestellten katholischen Familien nicht selten eine große Gleichgiltigkeit in betreff der Übungen und Vorschriften der Religion wahrgenommen; und so war es gekommen, daß er, obgleich bereits seit sechs Jahren Erbe eines großen Vermögens, in einem Alter von zweiunddreißig

Jahren noch unvermählt war. Jetzt war seine Wahl getroffen. Es handelte sich nur noch darum, ihre Neigung zu erwerben und ihre Einwilligung zu erlangen. Er beschloß, zunächst sich möglichst enge an Edmund anzuschließen, um auf diese Weise öfter mit Hermine zusammen zu kommen. Diese aber hatte keine Ahnung von den Absichten des Barons, und behandelte ihn mit kindlicher Unbefangenheit, wenn er sich ihrer Gesellschaft anschloß.

Ihre einzige Sorge bestand jetzt darin, wo und wie sie in die katholische Kirche aufgenommen werden könnte. Doch diese Ungewißheit sollte nicht lange dauern.

Eine Woche nach jenem Besuche der Dorfkirche erklärte Regina, als sie mit Hermine von dem Morgenbesuche der armen Frau zurückgekommen war:

„Jetzt hab' ichs gefunden, wie Du bald, noch vor der Heimreise und ganz ohne Aufsehen das Glaubensbekenntnis ablegen kannst.“

„Wie denn?“ fragte Hermine strahlend vor Freude.

„Jeder Priester, wenn er Dich persönlich auch nicht kennt, wird Dich auf die Empfehlung eines angesehenen und verläßlichen Mannes hin aufnehmen, und ein solcher ist der Baron, der gewiß manche Priester kennt. Ein Wort von ihm an einen Priester wird genügen, Dir unverzüglich die Aufnahme zu verschaffen.“

„Aber — wird der Baron sich herbeilassen, diese Mühe auf sich zu nehmen?“

„Eine närrische Frage das,“ rief Regina lachend, denn sie hatte klarere Augen; es war ihr nicht entgangen, mit welchen Absichten der Baron sich ihnen so genähert hatte. „Er wird die größte Freude haben, Dir diesen Dienst erweisen zu können. — Jeder rechtschaffene Katholik würde gern zu einem so schönen Werke hilf-

reiche Hand bieten," setzte sie hinzu, um die Absichten des Barons nicht zu verraten.

„Du meinst also wirklich?"

„Ich wette meinen Kopf, so lieb er mir ist, und Du brauchst dagegen nur einen alten ungangbaren Pfennig zu setzen," scherzte Regina, „und um nicht lange auf eine günstige Gelegenheit warten zu müssen, geh' den kürzesten Weg, schreibe ihm und gieb den Brief auf die Post."

„Köstlich, liebe Regina, köstlich."

In der nächsten Minute saß Hermine am Schreibtische. Sie setzte dem Baron ihre Lage auseinander und trug ihre Bitte vor, sie einem Priester zu empfehlen.

Als der Brief persönlich auf die Post befördert war, begaben sich beide in froher Erwartung in den Park. Sie trafen auf Edmund, aber kaum war dieser bei ihnen, als sich auch schon wieder der Baron einstellte.

Aber welche Verlegenheit für Hermine, als nach kurzer Zeit der Diener des Barons einige Briefe brachte, und letzterer bei Musterung der Adressen die Bemerkung machte:

„Was mag dies sein, dieser Brief trägt das hiesige Postzeichen?"

Als der Baron nun gar Miene machte, den Brief zu öffnen, wußte sie sich nicht mehr anders zu helfen, als mit einer Höflichkeitsformel um Entschuldigung zu bitten und sich schnell zu entfernen.

Der Baron geriet dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Er konnte sich diese eilige, fluchtartige Entfernung Herminens nicht anders erklären, als durch die Annahme, sie auf irgend eine Weise beleidigt zu haben. Die genaueste Gewissenserforschung entdeckte aber nichts anderes als: Hermine müsse das Öffnen des Briefes als Unaufmerksamkeit für ihre Person ausgelegt, und sich da=

durch für gekränkt angesehen haben. Bei dieser Vermutung entging ihm nicht, daß, wenn dies wirklich der Fall wäre, er eine Entdeckung von großer Wichtigkeit gemacht hätte, sich nämlich im Charakter Herminens gründlich getäuscht zu haben.

Verdrießlich steckte er den Brief ungelesen in die Tasche und zog sich bald darauf in sein Zimmer zurück. Dort warf er sich nachlässig auf das Sofa, teils unmutig über seinen eigenen Verdacht, teils grollend über das „launische Weibervolk“ und öffnete endlich den Brief. Kaum hatte er die Unterschrift gelesen, so sprang er auf, wie wenn das Sofa in hellen Flammen stände, fast zitternd vor Aufregung, stehend und mit weit geöffneten Augen las er das Schreiben. Zu wiederholten Malen las er dasselbe vom Anfange bis zum Ende; er wußte nicht, ob er wache oder träume; dies übertraf ja seine kühnsten Erwartungen.

Nach kurzer Überlegung, wie er nicht bloß Herminens Wunsch erfüllen, sondern auch für seine Herzensangelegenheit daraus Vorteile ziehen könnte, schrieb er für seinen Sekretär, der auf einer Villa am Rhein — dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Barons — wohnte, folgendes Telegramm: „Zimmer Nr. 1, zweiten Stock rasch und möglichst prachtvoll herrichten lassen. Brief folgt.“ Überdies wurde beigefügt, das Telegramm sei ohne Verzug durch eigenen Boten zu befördern.

Als dasselbe abgegangen war, schrieb er an Hermine, teilte ihr seinen Plan mit, und ließ ihr den Brief durch seinen Diener überbringen, infolgedessen nachmittags nur einige Worte mündlich gewechselt wurden.

Am dritten Tage nach dieser Verabredung begab sich Edmund mit einigen Herren in früher Morgenstunde auf den Bahnhof, um einen „Ausflug“ zu machen, von dem

er erst spät abends zurückkommen sollte. Der Baron, Hermine und Regina gaben ihm das Geleite.

Kaum war der Eilzug angekommen und der Schienenweg dadurch frei geworden, als der schon harrende Zug Edmund und seine Genossen in östlicher Richtung entführte. Aber zu gleicher Zeit erschien Fräulein Rosa auf dem Perron mit vier Karten erster Klasse für den Eilzug, und in wenigen Augenblicken war der Baron mit seiner Begleitung in ein Kupee verschwunden.

An einer der letzten Stationen vor dem Übergange über den Rhein stieg die kleine Gesellschaft aus. Der Wagen des Barons erwartete sie vor dem Bahnhofe. Nach ungefähr einer halben Stunde lenkte der Kutscher von der Hauptstraße ab. Der Weg begann zu steigen und führte in einen großen Fichtenwald. Der Baron, Herminen gegenüber sitzend, suchte sie und ihre Begleiterinnen zu unterhalten, machte aber damit bei Hermine schlechte Geschäfte. Sie nahm zwar an dem Gespräche einigen Anteil, allein man merkte deutlich, daß sie fast nicht wußte, was sie antwortete und nur halb verstand, was von ihrer Umgebung gesprochen wurde. Ihr Geist war zu lebhaft mit dem beschäftigt, was sie zu thun im Begriffe war und betrachtete das große Glück, das ihr vor so vielen andern zu teil werden sollte. Ihre unschuldvolle Seele empfand eine unaussprechliche Wonne, zugleich aber auch eine heilige Scheu bei dem Gedanken, bald denjenigen in sich aufzunehmen, der Himmel und Erde regiert, und in unendlicher Liebe jetzt unter Brotsgestalt sogar ihre Speise werden wollte. Die heiligsten Vorsätze und Entschlüsse wurden reif, ganz und vollkommen wollte sie ihr Herz Gott schenken und nur für ihn leben.

Eine halbe Stunde, nachdem unsere Reisenden die Hauptstraße verlassen, näherten sich dieselben einem großen

Thore, das den Weg absperrte, sich aber jetzt öffnete und Einlaß gewährte.

Kaum war das Thor passiert, als sich den Augen der Ankommenden eine herrliche, nach Schweizerart gebaute Villa zeigte, der Zielpunkt ihrer Reise. Alle Bewohner des Hauses waren vor demselben versammelt, um den Herrn und seine Gäste zu begrüßen. Kaum ausgestiegen, wurde Hermine mit ihren Freundinnen einem schwarz gekleideten Herrn von noch nicht fünfzig Jahren und sehr freundlichem Äußern vorgestellt. „Innerhalb der Ringmauern und unter den Bewohnern der Villa: der Herr Pfarrer; außerhalb der Mauern aber und wenn Fremde anwesend sind: mein Sekretär," erklärte der Baron.

Nachdem sie etwas ausgeruht hatten, stellte der Geistliche mit Hermine eine kurze Untersuchung an über ihre Kenntnisse in der katholischen Lehre und über die Giltigkeit der ihr in der Kindheit gespendeten Taufe,*) und als dieselbe zu voller Befriedigung ausgefallen war, führte er sie in die, telegraphisch mit Zimmer Nr. 1 bezeichnete Kapelle. Diese war so herrlich geschmückt, daß die Mädchen vor Überraschung unter der Thüre stehen blieben, und durch halblaute Ausrufe ihre Verwunderung zu erkennen gaben. Besonders war es der Altar, der im höchsten Schmucke prangte. Auf beiden Seiten desselben waren in Halbkreisform große und kleine edle Gewächse und die schönsten Blumen so geschmack-

---

*) Die Giltigkeit der von protestantischen Pastoren gespendeten Taufe ist auch in unsern Gegenden nicht selten mehr oder minder zweifelhaft — aus verschiedenen Gründen, die jedoch hier näher zu erörtern nicht angezeigt ist Liegen in den einzelnen Fällen solche begründete Zweifel vor, so muß der Protestant bei seiner Aufnahme in die Kirche bedingungsweise nochmal getauft werden.

voll gruppiert, und das zu helle Licht so gemildert, daß das Ganze einen entzückenden Anblick gewährte.

Nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses verließ die Dienerschaft die Kapelle, die drei Fräuleins legten ihre Beichten ab und der Hausherr machte den Schluß. Hierauf wurde mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, und alle Hausbewohner eilten in die Kapelle, um der heiligen Messe beizuwohnen. Bei der Kommunion des Priesters empfingen auch Hermine, ihre Freundinnen und der Baron das allerheiligste Sakrament.

Unbeschreiblich war der Jubel des guten Kindes. Obwohl sie auch nach der Messe noch eine halbe Stunde vor dem Altare kniete und es bereits sehr spät war, spürte sie dennoch keine Ermattung, ja war nur mit Mühe zu bewegen, die Kapelle zu verlassen.

Alle Bewohner der Villa nahmen an dem Glücke der neuen Katholikin, deren erster Anblick aller Herzen gewonnen hatte, den innigsten Anteil und bedauerten sehr, daß sich der Aufenthalt des „lieben Fräuleins" auf nur wenige Stunden beschränkte. Der Baron aber stand auf dem Gipfel der Freude und sah bereits im Geiste Hermine als seine Lebensgefährtin und Hausfrau auf der Villa walten.

Kaum hatte Hermine nach Tisch aus Höflichkeit gegen den Baron die Villa und ihre nächste Umgebung einer kurzen und zerstreuten Besichtigung unterzogen, als sie und Regina den Baron ersuchten, wieder in die Kapelle gehen zu dürfen, denn ihre äußere Lage machte es voraussichtlich auf lange Zeit unmöglich, vor dem allerheiligsten Sakramente zu beten. Die Stunde, die sie auf diese Weise zubrachten, schien ihnen nur einige Minuten zu sein, und nur zu bald waren sie genötigt, einen Ort wieder zu verlassen, wo sie so selige Augenblicke erlebt hatten.

Doch selten findet sich eine Freude, der nicht bald etwas Unangenehmes nachfolgt. Als der Zug in den Bahnhof des Kurortes einfuhr, sah Hermine auf dem Perron ihren Bruder und Herrn Lorg stehen; dem Programm des „Ausfluges“ gemäß hätten beide erst um zehn Uhr abends zurückkommen sollen, jetzt war es aber erst sieben Uhr; es mußte daher etwas Unvorhergesehenes eingetroffen sein.

V.
Der Ausflug.

Hermine war in großer Verlegenheit, und auch dem Baron war die Sache nicht gleichgiltig.

„Zögern Sie etwas mit dem Aussteigen,“ mahnte er, „ich werde die Herren vom Perron wegzubringen suchen, dann schlagen Sie einen Umweg durch die Stadt ein.“

Er eilte auf die Herren zu, und nach einigen Worten gegenseitiger Verwunderung, sich hier und zu dieser Stunde zu treffen, gelang es ihm, dieselben zu bewegen, ihn zu begleiten.

„Herr Lorg und ich sind Flüchtlinge,“ erklärte Edmund. „Ihn hat die saubere Gesellschaft schon morgens verleidet; mich hat sie nachmittags vertrieben.“

„Wie und warum denn?“ fragte der Baron, der seine Gedanken bei Hermine hatte und froh war, daß es ihm gelungen, den Weg frei zu machen.

Lorg erzählte zwar die Ursache, warum er sich von

der Gesellschaft getrennt, hielt es aber nicht für angezeigt, die für ihn so wichtigen Ereignisse des Tages ebenfalls mitzuteilen. Edmund hingegen vergaß, daß er noch als Protestant gelte und seine katholischen Gesinnungen vor der Öffentlichkeit zu verbergen beabsichtige, er machte manche beißende Glosse, die ihn als heimlichen Katholiken verraten mußte. — Die Erlebnisse beider bestanden kurz in folgenden:

Unter denjenigen, welche den Ausflug mitmachten, befand sich auch ein junges Herrchen von etwa zwanzig Jahren. Derselbe kam im Waggon Lorg gegenüber zu sitzen und begann bald Reden zu führen, die deutlich genug anzeigten, daß sich in seinem Innern, um die Worte Lorgs zu gebrauchen, „ein ungeheurer Düngerhaufen" befinden müsse. Die nebensitzenden Herren lachten dazu, was ihn ermutigte, auch den vollständigsten Unglauben zur Schau zu tragen. Lorgs Sittlichkeitsgefühl empörte sich und gerne hätte er den Flaumbart durch eine handgreifliche Ermahnung zur Wahrung des Anstandes zurückgeführt. Allein unter diesen Umständen, unter Leuten, die alle mehr oder minder an diesem sauberen Gewäsche teilnahmen, — Edmund befand sich in einem andern Waggon — hielt er es nicht für ratsam. Gleich auf der nächsten Station rief er den Schaffner (Kondukteur). Als derselbe gekommen und geöffnet hatte, stieg er aus und machte ihm mit lauter Stimme den Vorwurf: „Sie haben mich ja in einen Viehtransportwagen gesteckt, nicht in einen Waggon gewiesen." Ohne sich um die Wirkungen dieses Komplimentes zu kümmern, schlug er, anstatt anderswo einzusteigen, den Weg ein, der vom Bahnhofe in das nächste Dorf führte.

Die Gesellschaft kam nachmittags in das Städtchen B. Im ersten Gasthofe, beim schwarzen Adler, wurde Halt gemacht. Weil aber schon jeder Tisch mit einigen Gästen

besetzt war, mußte sich unsere Gesellschaft teilen. Edmund kam auf diese Weise an einen Tisch zu sitzen, an dem einige Bürger der Stadt Platz genommen hatten. Das Gespräch derselben bezog sich offenbar auf ein Sensation machendes Ereignis, allein Edmund konnte aus den abgerissenen Bemerkungen nichts Zusammenhängendes herausfinden, bis er den nebensitzenden Bürger fragte, was denn geschehen sei.

„Ein Tyroler hat heute ein Stücklein aufgeführt," erzählte derselbe, „von dem bereits in der ganzen Stadt gesprochen wird, und wofür die einen ihn anstaunen, die andern aber als „Grobian" schmähen, ich für meinen Teil halte es mit den ersteren."

„Was hat er denn aufgeführt?" fragte Edmund lachend.

„Ein Stücklein," erklärte der Bürger, „wie ein solches kaum jemals vorgekommen ist. Kurz vor Mittag kam nämlich ein Fremder hierher, dessen Kleidung und Sprache sogleich auffiel. Ein anwesender Gast, ein Bürger der Stadt, begann mit ihm ein Gespräch und erfuhr, daß er aus Tyrol sei. Wie überall, so auch hier sind die Tyroler, wenigstens im Großen und Ganzen, als ein vom Papismus durchsäuertes Volk bekannt. Die an demselben Tische sitzenden Gäste wollten sich das Vergnügen machen, den dummen papistischen Tyroler in die Enge zu treiben, und begannen einen Disput über Religion. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Tyroler war nicht so dumm, als sie vorausgesetzt, und verteidigte sich auf eine Weise, daß seine Angreifer verlegen wurden, ja er teilte wuchtige Schläge auf den Protestantismus aus, die sie nicht abweisen konnten. Zum Glücke kam der Apotheker. Derselbe hatte Theologie studiert und mußte nun gegen den Papisten einschreiten. Es dauerte nicht lange, so konnte

der Tyroler nicht mehr antworten, denn sein Gegner führte Bibeltexte an, die er nie gehört hatte.

Aber deshalb verlor der Tyroler den Mut nicht. Er rief dem am Fenster sitzenden Gaste zu, dasselbe zu öffnen. Als dies auffallende Begehren erfüllt war, erhob er sich und sagte mit ruhigem Auge und feierlicher Stimme:

„Ich kann Sie nicht widerlegen, weil ich nicht studiert habe. Ich bin aber gewiß, daß die Bibel meinem Glauben nicht entgegen ist, daher Sie die Bibel falsch erklären, vorausgesetzt, daß die angeführten Texte nicht von Ihnen erfunden sind, sondern wirklich in der Bibel stehen. Sind Sie von Ihrem Rechte überzeugt, so beweisen Sie es. Ich gehe folgenden Vertrag ein." — Bei diesen Worten musterte er alle jene, die früher gegen ihn disputiert hatten. — „Haben Sie recht, d. h. ist die protestantische, die „evangelische" Religion die wahre, so soll mich der Teufel innerhalb einer Minute durch dieses offene Fenster hinausholen; habe aber ich als Katholik die wahre Religion, so soll er wenigstens e i n e n aus Ihnen holen. Sind alle damit einverstanden?"

„Ich bin hier gesessen, wo ich jetzt sitze," fuhr der Bürger fort, „und dort bei jenem Tische am Fenster war der Tyroler mit seinen Gegnern, ich habe alles gehört und habe gesehen, wie alle leichenblaß wurden."

„Und sind die Herren in den Vorschlag nicht eingegangen?" fragte Edmund.

„Was denken Sie denn?" rief der Bürger ganz erstaunt. „Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß unter hunderttausend Protestanten kaum einer zu finden ist, der mit einem solchen Papisten einen derartigen Vertrag eingehen möchte."

„Was haben denn die Herren dem Tyroler zur Antwort gegeben?"

„Kein Wort. Sie haben sogar das Bier und alles übrige, was sie vor sich stehen hatten, im Stiche gelassen. Innerhalb einer halben Minute befand sich der Tyroler allein an seinem Tische, und in der nächsten Minute befand sich schon keiner der Betreffenden mehr im Hause. Der Apotheker soll vor Schrecken sogar krank geworden sein und jetzt zu Bette liegen."

Edmund lachte. „Mutige und überzeugungsvolle Herren, nicht wahr?"

„Sind Sie Katholik?" fragte der Bürger ärgerlich.

„Nein."

„Dann weiß ich wahrlich nicht, wie Sie lachen können. Ich will Sie nicht beleidigen, ich glaube, auch Sie hätten nicht Stand gehalten. Obwohl ich an der Neckerei des Katholiken keinen Anteil genommen, war mir doch schauerlich zu Mute, es lief mir eiskalt über den Rücken. — Eine solche Glaubensüberzeugung ist im höchsten Grade merkwürdig, und wäre sie bei den Katholiken allgemein, nicht bloß beim niedrigen Volke, sondern auch bei den Geistlichen, dann . . . ."

„Ich bin überzeugt, daß dies wirklich bei jedem ordentlichen Katholiken, und um so mehr bei jedem rechtschaffenen Geistlichen der Fall ist. Als Beweis genüge, auf die vielen Millionen Katholiken hinzuweisen, die ihr Leben für den Glauben hingegeben haben, darunter befanden sich aber auch viele Päpste, Bischöfe und Priester."

„Dies geschah aber unter den Heiden."

„Macht dies einen Unterschied? Und dann — sind nicht auch von den Protestanten, um von den andern zu schweigen, z. B. in England allein so viele Katholiken, oft unter den grausamsten Qualen nur deshalb hingerichtet worden, weil sie katholisch bleiben und nicht protestantisch werden wollten? Und wie viel leiden für ihre Ueberzeugung auch jetzt in unserem aufgeklärten, als

höchst tolerant gepriesenen Jahrhundert so viele katholische Geistliche!"

Diese Anklage des Protestantismus schien auf den Bürger und einige andere, die zugehört hatten, keinen angenehmen Eindruck zu machen. Wahrscheinlich um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, äußerte einer der Tischgenossen:

„Was mir am meisten auffällt, ist die Flucht des Adjunkten, der, wie man erzählt, vor allen übrigen, die am Tische des Tyrolers saßen, Reißaus genommen hat."

„Warum denn?" fragte Edmund. „Soll ein Adjunkt eine festere Überzeugung haben als andere?"

„Dieser Adjunkt ist ein erklärter Ungläubiger, der nicht oft und laut genug behaupten kann, es gebe keinen Gott, keinen Teufel, keine Ewigkeit, sterbe der Mensch, so sei alles aus mit uns u. s. w. Wenn es keinen Teufel giebt, wie er sagt, warum hat er den Vorschlag des Tyrolers nicht angenommen? Er hätte keinen besseren Beweis von der Festigkeit seiner Behauptungen liefern können."

„Mein Herr!" erwiderte Edmund, „wenn Sie bisher diesem und anderen Ungläubigen feste Überzeugung von ihren Behauptungen zugeschrieben, so haben Sie sich, wie Sie jetzt selbst sehen, gründlich getäuscht. Was diese Leute als Beweise für ihre Sache vorbringen, ist so erbärmlich, daß sie selbst die Grundlosigkeit ihrer Ansichten einsehen müssen. — Sind sie aber nicht fähig, selbst zu denken, verlassen sie sich auf das, was andere zu Gunsten des Unglaubens vorbringen, so verlieren solche Autoritäten in ernsten Augenblicken alles Ansehen. Der Unglaube ist zu sehr gegen das eigene innere Bewußtsein des Menschen, als daß von wirklicher Überzeugung die Rede sein könnte."

„Ich bin zwar mit den Ansichten dieses Beamten

durchaus nicht einverstanden," erklärte der anfangs erwähnte Bürger, „aber ich kann nicht leugnen, daß er ganz frappante Dinge vorzubringen weiß, ja manchmal seine Sache recht klar zu beweisen scheint. Darum hat er auch bereits großen Anhang in unserer Stadt."

„Dies ist sehr leicht zu erklären," meinte Edmund, „offenbar liest er ungläubige Bücher, ist dabei nicht im stande, zu erkennen, daß er mit Lügen, Täuschungen und Trugschlüssen bedient wird, und was er findet, setzt er auch andern vor. So geschieht es, daß mancher glaubt, wie grundgescheit er spreche und wie sehr die Zuhörer seine Weisheit anstaunen müßten, während jener, der etwas mehr weiß und versteht, sich über die Denkunfähigkeit solcher Weisheitsverkäufer nicht genug wundern kann."

Der Bürger bekannte, er habe nie studiert, und könne daher über solche Dinge kein Urteil abgeben. „Es würde mich jedoch sehr freuen," setzte er bei, „Sie mit dem Adjunkten disputieren zu hören."

„Glauben Sie vielleicht, seine Weisheit würde mich verschlingen?"

„O nein, dies nicht," beteuerte der Bürger.

„Sie haben ihn gewiß oft seine Wissenschaft feilbieten gehört, lassen Sie hören, was er z. B. gegen die Unsterblichkeit der Seele einzuwenden weiß. Wie beweist er, daß der Mensch keine unsterbliche Seele habe?"

Der Bürger wollte sich in nichts einlassen, aber ein anderer mit Namen Werner, in dessen Augen der Adjunkt ein grundgescheiter Herr war, trat jetzt für ihn auf den Kampfplatz.

„Der Hauptbeweis gegen die Unsterblichkeit der Seele besteht in der Unmöglichkeit, das Wesen eines Geistes zu begreifen. Wäre die Seele ein Geist, so müßte derselbe notwendig sich selbst begreifen und auch einsehen, wie

ein Geist ohne Körper existieren könne. Da dies nicht der Fall ist, kann folglich die Seele nicht geistig und darum nicht unsterblich sein. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß sich im menschlichen Leibe kein Platz vorfindet, wo die geistige Seele wohnen könnte. Der so berühmte Doktor G....r versichert hoch und teuer, viele hundert Leichen seciert, aber in keiner die Spur einer Seele entdeckt zu haben."

„Und das Denken?" fragte Edmund, „wie erklärt er dieses?"

„Das Gehirn denkt, das Denken wird nur durch die Bewegung und Thätigkeit der Nerven im Gehirn hervorgerufen."

„Wußte er noch andere Beweise vorzubringen?"

„Man könnte es auch als solchen gelten lassen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele erst durch das Christentum in die Welt gekommen ist. In früheren Zeiten wußte man nichts davon."

Der Schüler hatte seinen Meister gut verstanden und in wenigen Worten den Sinn der oft weitläufigen Erörterungen wiedergegeben. Edmund aber hatte nur mit Mühe sich des Lachens enthalten, um dadurch die Aufzählung der angeblichen Beweise nicht zu verhindern.

„Wie doch die menschlichen Ansichten so verschieden sein können," meinte er jetzt. „Der Adjunkt findet in den angeführten Beweisen große Weisheit, ich das gerade Gegenteil. Schon der erste Beweis steht nach meiner Meinung auf dem Kopfe. Weil der Herr Adjunkt und seine Gesinnungsgenossen nicht begreifen, was ein Geist sei und wie derselbe ohne Körper bestehen könne, — darum kann kein Geist, kein geistiges Wesen existieren. — Geben Sie acht, meine Herren, die menschliche Vernunft hat bis auf den heutigen Tag nicht begreifen können, worin z. B. das Wesen des Lichtes, des Magnetismus

und der Elektricität bestehe. Alles, was die Gelehrten darüber sagen und schreiben sind nur Hypothesen, d. h. Vermutungen und Erklärungsversuche, weiter nichts.

Nun aber, wir können das Wesen der genannten Dinge und vieler anderer nicht begreifen, — also kann es kein Licht, keinen Magnetismus, keine Elektricität geben. Wir sitzen hier in stockfinsterer Nacht, das ganze Telegraphenwesen, welches auf Elektricität und Magnetismus beruht, ist nur Humbug und Betrug."

„Bravo, bravo," riefen mehrere Zuhörer, „das ist herrlich."

„Der zweite Beweis ist noch stärker," fuhr Edmund fort, „die sogenannte Wissenschaft sucht im Körper die Wohnung des geistigen unkörperlichen Wesens, und weil dieselbe nicht gefunden wird, kann es kein geistiges Wesen im Körper, d. h. im Menschen geben. Hier sind nur zwei Dinge möglich, entweder hat der genannte Doktor der Medizin in guter Laune sich den Spaß erlaubt, den Versuch zu machen, ob denn wirklich manche Mägen selbst Kieselsteine, d. h. jeden erdenklichen Unsinn verdauen können, wenn er nur religionsfeindlich schmeckt, oder der arme Doktor hat einen Leibschaden schlimmster Art unter dem Hut."

„Dies ist denn doch zu stark," mischte sich jetzt jener junge Herr Flaumbart in das Gespräch, welcher auf der Eisenbahn Herrn Lorg zur Flucht veranlaßt hatte. Zufällig war er jetzt an denselben Tisch und ganz in die Nähe Edmunds geraten. Mit sichtbarem Unwillen hatte er bisher zugehört, jetzt riß ihm der Geduldfaden. „Sie erklären den Doktor oder seine Zuhörer als reif für ein Irrenhaus," rief er mit großer Entrüstung, „ist es etwa nicht eine unleugbare Thatsache, daß alles Bestehende auch einen Raum einnimmt? Selbst das leichteste Gas, das Wasserstoffgas, nimmt so gut wie jedes andere einen

Raum ein. Man mag also die Seele für noch so geistig schildern, — soll sie im menschlichen Körper sein, so muß auch der Platz, der Ort gefunden werden, den sie einnimmt."

Edmund war durch diese Entgegnung wirklich überrascht. Teils mitleidig, teils spöttisch blickte er den jungen Philosophen an: „Sie glauben also," versetzte er endlich, „der Begriff: „Geistigkeit der Seele" sage ungefähr so viel als die Seele sei ein feines Gas? O si tacuisses, philosophus mansisses."

„Was heißt dies?" fragte einer der Zuhörer leise seinen Nachbar, der einige Jahre studiert hatte.

„Wörtlich heißt es: „Hättest Du geschwiegen, so wärest Du ein Philosoph geblieben," erklärte der Gefragte, „es ist dies eine Weise, jemandem auf höfliche Weise in das Gesicht zu sagen: Du bist ein dummer Mensch."

Der Gescholtene aber rief fast wütend: „Wollen Sie etwa auch die sonnenklare Thatsache leugnen, daß das Gehirn denkt? Was geschieht denn, wenn das Gehirn in Unordnung kommt und seine Funktionen nicht mehr auf die rechte Weise verrichten kann? Und selbst von einer eigentlichen Krankheit der Gehirnnerven abgesehen, haben nicht die verschiedenen Altersstufen des Leibes auch ihre unleugbare Rückwirkung auf das Denken? Wenn aber so klar bewiesen ist, daß das Denken nur die Wirkung der Gehirnthätigkeit ist — wie können Sie so anmaßend und kühn sein . . ."

„Bewiesen? klar bewiesen?" unterbrach Edmund mit einiger Heftigkeit, „sagen Sie dies einem Gassenjungen, der kann vielleicht Ihren Beweis für richtig erklären. Messen Sie mir so wenig Verständnis bei? Glauben Sie, ich werde Ursache und Werkzeug nicht unterscheiden können und eines für das andere nehmen, wie dies bei

Ihnen der Fall zu sein scheint? Beim Malen setzt sich auch der Pinsel in Bewegung, und bringt die Farben auf Holz oder Leinwand. Ist es aber der Pinsel oder der Maler, dem das Bild sein Entstehen verdankt? Und wenn der Pinsel unbrauchbar geworden — ist dadurch dem Maler die Kunstfertigkeit selbst entzogen, oder bloß die Ausübung derselben wegen Mangel an Werkzeugen unmöglich geworden? Das Gehirn ist auf gleiche Weise nur das Werkzeug, dessen sich die Seele beim Denken so lange bedienen muß, als sie mit dem Leibe vereinigt ist. Wäre das Denken bloß die Thätigkeit des Gehirnes, so wäre der Gedanke eine Thätigkeit der Materie, folglich selbst Materie, denn es wird doch niemanden einfallen, behaupten zu wollen, daß die Materie etwas Geistiges hervorbringen könne."

„Und warum sollte der Gedanke nicht etwas Materielles sein?" stieß Herr Flaumbart hervor, ohne zu ahnen, welchen Blödsinn er dadurch zur Schau trug.

„Erlauben Sie mir, zu fragen," entgegnete Edmund, „wie viele Ihrer Gedanken auf ein Gramm gehen, und ob dieselben rot, blau, grün oder farblos seien, ferner ob sie drei-, vier-, sechs- oder achteckig oder endlich, wie lang sie seien, wie viele Millimeter oder Centimeter z. B. Ihre Idee zähle, daß der Gedanke etwas Materielles sei? Zu allen diesen Fragen wäre ich vollkommen berechtigt, wenn Ihre Behauptung richtig und der Gedanke etwas Materielles wäre."

Viele Zuhörer lachten über die Verlegenheit und zornigen Mienen des geschlagenen Philosophen.

Zum Glück für ihn trat gerade der erwähnte Adjunkt in das Lokal, und der neben Edmund sitzende Bürger Werner und andere luden ihn sogleich ein, bei ihnen Platz zu nehmen.

„Sie sehen also, meine Herren!" ergänzte Edmund,

der auf den neuen Ankömmling nicht geachtet hatte, „wie es mit den vielgepriesenen Beweisen gegen die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele bestellt ist. Auch alle anderen Einwendungen gegen die Religion besitzen um keinen Pfennig höheren Wert. Ohne Gott läßt sich nicht einmal das Bestehen der Welt erklären, und der Gottesleugner wird von einem Widerspruch in den andern geschleudert."

Der Adjunkt hatte die letzten Worte gehört. Er warf einen scheuen, forschenden Blick auf Edmund, während einer der Gäste lachend die Bemerkung machte: „Dieser Herr scheint ein grimmiger Feind Ihrer Ansichten zu sein, Herr Adjunkt! Er stellt ganz entgegengesetzte Behauptungen auf."

„Jeder Mensch hat seine eigenen Ideen," antwortete der Adjunkt ausweichend, „der eine hat diese, der andere jene Überzeugung."

„Und mancher hat zwei sich widersprechende Überzeugungen," bemerkte Edmund, „die eine in Worten, die andere in Werken."

Der Getroffene warf nur verstohlen einen zornigen Blick auf den Sprecher.

„Dieser Herr hat soeben erklärt," rief Werner, bisher des Adjunkten ergebenster Schüler, „ohne Gott lasse sich nichts erklären, nicht einmal das Bestehen der Welt. „Sie, Herr Adjunkt, sagen das Gegenteil. Wer hat recht?"

Allein der Angesprochene schien keine Lust zu haben, sich in einen Kampf einzulassen, er wußte ja nicht, mit wem er zu thun hätte. Zweimal an einem Tage mit Papisten anbinden, und eben so oft schlimm wegkommen, davor mußte er sich hüten, um seine Ehre nicht allzusehr zu schädigen. Aber die Bürger bemerkten seine Furcht, und selbst auf Werner machte es Eindruck, sehen zu müssen, wie der sonst so gesprächige und eifrige Ver-

teidiger des Unglaubens sogleich kleinlaut wurde, sobald er sich jemanden gegenüber sah, dessen wissenschaftliche Bildung imponierte.

„Sie behaupten, Herr Adjunkt,“ wiederholte einer der Bürger, „das Bestehen der Welt lasse sich leicht ohne Gott erklären. Dieser Herr sagt das Gegenteil und hat bereits gezeigt, daß Ihre Beweise gegen die Geistigkeit der Seele nicht stichhaltig, sondern lächerlich seien.“

Der Ungläubige verbiß seinen Zorn über die letzten Worte und verschanzte sich hinter leeren Ausflüchten. Nun gerieten die Bürger, selbst Werner nicht ausgenommen in Unwillen. „Wenn Ihre Behauptungen den Resultaten der Wissenschaft entsprechen,“ rief einer, „warum wagen Sie es nicht, dieselben auch vor einem studierten Herrn zu verteidigen?“

„Mir scheint,“ erklärte Werner entrüstet, „Ihre vielgepriesene Überzeugung ist nichts als leeres Geschwätz. Sie haben davon bereits vor dem Tyroler einen unzweifelhaften Beweis geliefert.“

Dies war für den Apostel des Atheismus doch zu viel. Mit ebenso lebhafter als sinnloser Zunge begann er über Papismus, Jesuitismus, Altweiberglaube u. s. w. zu schmähen, bis Edmund, dem der Vorrat an Geduld ausging, ihn unterbrach: „Mein Herr, durch den Gebrauch solcher Waffen entehren Sie sich und Ihre Ansichten. Sie erklären dadurch, daß der Unglaube nicht im stande sei, eine Untersuchung auszuhalten, wie sie von der gesunden Vernunft verlangt und geführt wird.“

„Glauben Sie, ich könne gewillt sein, mich von einem so jungen Herrn examinieren zu lassen? Mit Jesuiten will ich nichts zu thun haben,“ rief er mit großer Heftigkeit und eilte aus dem Zimmer.

Auch dem Flaumbart wurde es zu unheimlich „in

jesuitischer Stickluft", und er siedelte zu einem andern Tische über.

„Habe ich Dir nicht schon öfter gesagt, daß Dich der Adjunkt anplauscht?" sagte einer der Bürger zu Werner, „jetzt hast Du an einem Tage einen zweimaligen Beweis. Er glaubt ja selbst sein Gewäsche nicht."

„Dieser Maulheld wird es mir teuer büßen müssen," brummte Werner beschämt. „Übrigens, wie kommt es denn, daß diese Lehre von der Unsterblichkeit der Seele erst durch das Christentum verbreitet wurde?"

„Mein Herr, dies ist eine jener kolossalen Lügen, mit welchen die Ungläubigen um sich werfen," erklärte Edmund, „die nächstbeste nicht ganz absichtlich verfälschte Weltgeschichte bezeugt, daß nicht bloß bei den Juden, sondern auch bei allen heidnischen Völkern dieser Glaube, diese Überzeugung zu jeder Zeit und allgemein vorhanden war. Selbst bei den ganz wilden Völkern, die erst in neuerer Zeit, seit der Entdeckung Amerikas und Polynesiens aufgefunden wurden, überall, bei allen diesen Völkern fand man den Glauben an einen persönlichen Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an Lohn und Strafe nach diesem Leben. Daß diese Wahrheiten bei den verschiedenen Völkern mit mancherlei Fabeln vermischt, besser gesagt, ausgeschmückt wurden, hat hier nichts zu sagen."

Werner war jetzt zur Einsicht gekommen und begann über seinen früheren Lehrer zu schmähen. Edmund aber zog seine Uhr aus der Tasche und zeigte sie den Tischgenossen, die darüber in Staunen gerieten, eine solche Uhr hatte noch keiner aus ihnen gesehen, denn sie hatte nicht weniger als sechzehn Zeiger.

Auf dem gewöhnlichen Zifferblatte mit Stunden-, Minuten- und Sekundenzeiger waren nämlich noch fünf kleine Zifferblätter mit je zwei Zeigern angebracht, welche

die Zeit in Peking, Konstantinopel, Wien, Paris und New-York zeigten. Auf der Kehrseite der Uhr befand sich ebenfalls eine Art Zifferblatt mit drei Zeigern, wovon der erste den Monat, der zweite den Monatstag und der dritte die Mondesphase in Erinnerung brachte.

Die Bürger wollten wissen, wo und von wem dieses Kunstwerk verfertigt worden sei.

„Diese Uhr ist einzig und allein durch Zufall entstanden," erklärte Edmund, „ich weiß dies so gewiß, als hätte ich es mit eigenen Augen gesehen."

„Sie wollen uns blau anlaufen lassen," versetzte einer mit lautem Gelächter.

„Was glauben Sie denn?" rief Edmund mit großem Ernste. „Es sind jetzt drei Jahre, daß die Uhr entstanden ist. In der Werkstätte eines Goldschmiedes kam vor drei Jahren zufällig ein Stück Messing in Bewegung. Diese zufällige Bewegung bewirkte nach und nach durch die Anziehungs- und Abstoßungskraft, daß immer mehr Stücke Messing, Silber, Gold und Stahl in Bewegung gerieten, und endlich hüpfte und tanzte alles in der Werkstätte in buntem Wirrwarr, und als endlich diese rein zufällige ordnungslose Bewegung wieder langsam aufgehört hatte, sah man als glückliches Produkt derselben diese Uhr an der Wand hängen. Sie war aufgezogen, die Differenz der einzelnen Zifferblätter stand genau so wie jetzt, die Hauptzeiger waren nach Berlinerzeit gerichtet; denn dort ereignete sich dieser Zufall; und auch die drei Zeiger auf der Kehrseite waren ganz richtig gestellt. Sie geht so genau, daß seit jener Zeit noch keine Sekunde Abweichung zu bemerken war. Sie sehen an diesem Beispiele, was der Zufall, der reine Zufall zu vollbringen im stande ist."

Einige Tischgenossen waren während der Erzählung in nicht geringer Verlegenheit. Der große Ernst, mit dem

Edmund erzählte, brachte sie auf den Gedanken, ob der Fremde nicht irrsinnig sei. Doch jetzt rief einer derselben: „Zum Kuckuck, der Herr will dem Adjunkten eines geben, der ja behauptet: die Welt sei durch Zufall entstanden."

„Sie würden mich mit Recht für einen Irrsinnigen ansehen," erklärte Edmund den lachenden Bürgern, „wenn ich wirklich behaupten wollte, die Uhr sei durch Zufall entstanden. Das Weltall, ja schon unsere Erde allein ist in jeder Beziehung ein unermeßlich größeres Kunstwerk als diese Uhr. Und doch giebt es Menschen, die behaupten, die Erde, ja das ganze Weltall sei durch Zufall entstanden, habe durch Zufall diese Bewegung, Form, Einrichtung u. s. w. erhalten. Und diese Leute halten sich für höchst weise und gescheit, — werden auch von andern als die Weisesten der Weisen angestaunt.

„Und nun, werte Herren, leben Sie wohl," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich muß fort." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und kehrte mit dem nächsten Zuge allein nach dem Kurorte zurück. Er hatte nämlich bemerkt, daß einige Herren der Gesellschaft ihn und seine gläubige Überzeugung zum Gegenstande niederträchtiger Witzeleien gewählt hatten.

An der vorletzten Station traf er mit Lorg zusammen.

Derselbe hatte, wie erwähnt, schon des Morgens die Gesellschaft verlassen und war planlos, wie er den Tag zubringen sollte, auf das nächste Dorf zugegangen.

Daselbst angekommen, hörte er Glockengeläute, und da gerade ein altes Mütterchen des Weges kam, fragte er, was dasselbe bedeute: „Es läutet zur heiligen Messe," war die Antwort, indem es den Weg fortsetzte, um nicht zu spät zu kommen.

„Wie wäre es, wenn ich auch dahin ginge?" fiel

jetzt dem Spaziergänger ein, „niemand kennt mich, niemand weiß, daß ich nicht katholisch bin.“

Schnell eilte er dem Mütterchen nach. Es mochten ungefähr hundert Leute in der Kirche sein mit Ausnahme einiger besser gekleideten jungen Personen nur alte Männer und Weiber, denn es war Wochentag.

Mit großer Aufmerksamkeit folgte er allen Ceremonien der Messe. Zwar erfaßte er den Sinn derselben nicht, aber er wurde auf besondere Weise ergriffen, er fühlte sich wie nie zum Gebete angeregt, und was er ungeachtet seiner bereits starken Zweifel noch nicht gethan, er betete mit Inbrunst und Eifer um Licht in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens.

Als der Priester die Kirche verließ, folgte er ihm in seine Wohnung und ersuchte um eine Stunde Zeit zu einer Unterredung. Der Geistliche ging zwar bereitwillig darauf ein, jedoch während er noch mit dem Frühstück beschäftigt war, trat ein Bauer ein und ersuchte, seinem sterbenskranken Vater die heiligen Sakramente zu spenden. „Ich bin der Hofbauer in G . . . . . tz. Der Vater ist fast plötzlich schwer krank geworden, und da wir, wie Sie wissen, vor einer Woche unsern Herrn Pfarrer verloren haben, habe ich den Vater nach B . . . . gebracht. Ich bitte recht inständig, bald zu kommen, sonst stirbt der Vater ohne Sakramente. Der Wagen steht vor der Kirche.“

Das kleine Dorf B. ist zwei Stunden entfernt, die Rückkehr des Pfarrers war also nicht so bald zu erwarten, und Lorg mußte sich mit der Einladung begnügen, nachmittags wieder zu kommen. Um die Zeit zu vertreiben, machte er sich auf den Weg in ein anderes Dorf, das er in der Ferne erblickte. Als er daselbst in ein Gasthaus trat, begegnete ihm unter der Thüre jener Pastor, der bei dem früher erzählten Konflikt zwischen

einem Pfarrer und drei Pastoren gegenwärtig gewesen, aber durch Teilnahmslosigkeit, ja sichtliche Ergriffenheit seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Als er sich jetzt bei der Wirtin um Namen und Wohnort des Pastors erkundigte, hörte er, es sei nur eine kleine Wegstunde in das Dorf des Pastors, der seinen Äußerungen nach ohne Aufenthalt nach Hause gegangen.

Nach kurzer Rast ließ sich Lorg den Weg in jenes Dorf zeigen und machte sich dahin auf, mit dem Vorsatze, die Unterredung mit dem Priester auf später zu verschieben.

Er mochte eine Viertelstunde gegangen sein, als er einen Handwerker einholte, der denselben Weg machte und mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Derselbe wohnte in der Nähe des gesuchten Pastors und bot mithin eine günstige Gelegenheit, nähere Auskunft zu erhalten.

Auf Lorgs Befragen, ob die Leute mit ihrem Pastor zufrieden wären, antwortete Meister Hobel:

„O ja, er ist ein recht braver Herr, der mit allen gut auskommt und selbst mit jedem Kinde freundlich umgeht. Was man aber an ihm ausstellt und ungern sieht, das ist sein „Römeln“.“

„Was ist das?“ fragte Lorg, der dieses Wort noch nie gehört hatte.

„Der Pastor hat eine große Neigung zum Katholizismus. Ja in letzter Zeit erzählt man sich, daß er sogar ein Bild der Maria in seinem Schlafzimmer haben soll.“

„Nehmen ihm die Leute dieses übel auf?“

„Freilich, sie schimpfen darüber und fürchten, der Pastor werde am Ende gar noch katholisch werden.“

„Die besten Protestanten haben Bilder, Portraits von ihren Eltern, Kindern, Geschwistern u. s. w., auch von

den Reformatoren: Luther, Melanchthon, Calvin u. s. w. Wenn uns dieses niemand zum Verbrechen anrechnet, warum soll man es jemandem verargen, ein Bild der Mutter unseres Erlösers zu haben?"

„Ja wissen Sie, Herr! Ich bin ganz gleicher Ansicht. Die Mutter Jesu ist doch gewiß die beste, bravste und frömmste Person gewesen, die je gelebt hat, und daß sich alle diejenigen nur ein Zeugnis der Dummheit ausstellen, welche behaupten: die Katholiken beten die Mutter Gottes oder die Heiligen oder ihre Bilder an, — das weiß ich aus eigener Erfahrung, denn als junger Mensch bin ich oft unter Katholiken gewesen, habe sogar ganze Jahre lang bei katholischen Meistern gearbeitet."

„Hat der Pastor auch Kinder?"

„Ja, vier sehr liebe und artige Kinder, das älteste ist zehn Jahre alt. Man möchte glauben, der Familie könne nichts fehlen, um glücklich zu sein, und dennoch ist das Gegenteil der Fall, denn schon einige Zeit ist der Pastor und die Frau sehr traurig und niedergeschlagen. Die Ursache aber weiß niemand."

„Vielleicht kommen sie miteinander nicht gut aus?" forschte Lorg. „Oder er hat zu wenig Einkommen? Steckt vielleicht in Schulden und weiß sich nicht zu helfen?"

„O, sie tragen einander auf den Händen, und das Einkommen ist auch nicht schlecht, er hat 1800 Mark und eine große Wiese zur Nutznießung, und von Schulden ist nichts bekannt."

Lorg wußte genug und lenkte nun das Gespräch, um es nicht ins Stocken geraten zu lassen, auf die Verhältnisse seines Begleiters, fragte teilnehmend über Geschäft, Wirtschaft und Familie.

„Ich kenne Sie zwar nicht," sagte der Handwerker, als Lorg auf die Familie zu sprechen kam, „aber ich

darf Ihnen schon doch mein Kreuz klagen, das ich mit meinem Buben und mit dem Mädl habe. Der Anton studiert Medizin und will Arzt werden. Mir scheint aber, es wird nichts Gutes daraus werden. Wenn er zu Hause ist, macht er mir oft Verdruß, will von Gottesdienst, Bibel u. s. w. nichts mehr hören. Und die Resi, die jetzt neunzehn Jahre alt ist und bald heiraten sollte, ist auf einmal ein gar kurioses Ding geworden. Seit sechs Wochen will sie weder von einer Predigt, noch vom Heiraten etwas wissen, ist aber in allen andern Dingen viel braver geworden, ist ganz folgsam und betet viel zu Hause. Sie bittet jetzt in einem fort, in Erdweil, das drei Stunden von hier entfernt ist, das Nähen lernen zu dürfen. Sie soll dort, wie sie sagt, gute Bekannte haben, und so oft ich es erlaube, läuft sie an Sonntagen dorthin. In Erdweil sind aber fast nur Katholiken und ich fürchte, man möchte ihr so lange vorschwätzen, bis sie am Ende katholisch würde."

„Wäre es aber nicht besser," meinte Lorg, „Ihr Mädl würde katholisch und bliebe brav und fromm, als daß sie dem glaubenslosen Bruder nachfolgte? Sie sehen ja bereits, das Kind will mit dem Protestantismus nichts mehr zu thun haben."

Dieser Vorschlag machte den guten Mann etwas stutzig.

„Sie haben recht," äußerte er endlich nach längerem Nachdenken. „Ich habe viele brave Leute unter den Katholiken gefunden, ja habe auch einmal zufällig mit eigenen Ohren gehört, wie mehrere Pastoren unter sich erklärten, man könne nicht leugnen, daß ein Katholik selig werde, wenn er dem katholischen Glaube gemäß lebe."

„Übrigens," sagte Lorg, „ist nicht zu besorgen, daß

man Ihre Tochter durch Überredung katholisch machen werde. Die Priester nehmen es sehr genau und verlangen vollkommene Überzeugung, um in die Kirche aufzunehmen. Aus dem aber, was Sie gesagt haben, möchte ich urteilen, daß Ihr Kind schon katholisch, oder wenigstens ganz nahe daran sei, es zu werden."

„Was sagen Sie?" rief der Mann erschreckt. „Meine Resi soll katholisch sein, oder werden wollen, ohne meine Erlaubnis?"

„Werter Freund! Sie fordern zu viel. Ist ein Kind zum vollen Gebrauch der Vernunft gekommen, so ist es selbst vor Gott verantwortlich. Folglich ist es in dem was das Seelenheil betrifft, sein eigener Herr. Wäre Ihre Resi auch um vieles jünger, aber dessenungeachtet zur vollen Überzeugung gekommen, daß nur die katholische Kirche die wahre sei, so wäre sie ungeachtet ihres kindlichen Alters strenge verpflichtet, der erkannten Wahrheit zu folgen und katholisch zu werden ohne Rücksicht auf das, was Sie dazu sagen würden. Oder sagt nicht Christus: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert, und die Apostel: Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen?"

Der Mann war durch diese Erklärung sehr unangenehm berührt.

„Aber Herr," sagte er etwas ärgerlich, „Sie haben sich doch früher zu den Protestanten gezählt und sprechen jetzt so, als wenn Sie katholisch wären."

„Was heute noch nicht ist, kann vielleicht in kurzer Zeit werden," antwortete Lorg.

„Nun begreife ich," rief der Handwerker unwillig, „warum Sie für das Mädl einstehen und gegen den Vater auftreten."

„Mein lieber Freund," antwortete jetzt Lorg in einem auffallend ernsten Tone: „Ich wollte Sie durchaus nicht

beleidigen. Ich habe nur die Wahrheit gesagt. Ist Ihre Resi katholisch, so ist sie es nur aus Überzeugung und Sie würden sich vor Gott sehr strafbar machen, wollten Sie deshalb Ihr Kind übel behandeln."

Der Vater wurde verlegen und diese Verlegenheit wuchs, als er an der Hand des Fremden einen goldenen Ring mit einem großen funkelnden Steine bemerkte.

Vor der Wohnung des Pastors schrieb sich Lorg die Adresse des Handwerkers in sein Notizbuch, mit dem Versprechen, sich später seiner zu erinnern.

Die Frau des Pastors öffnete in eigener Person. Lorg beobachtete genau und fand die Mitteilungen seines Begleiters vollkommen bestätigt. Die Frau schien sehr angegriffen zu sein und noch vor kurzem geweint zu haben, der Pastor zeigte eine Mischung von Trauer und Entschlossenheit.

„Herr Pastor," begann Lorg, als er sich mit ihm allein sah, „ich bin Ihnen zwar fremd, dennoch bin ich so frei, Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rat zu ersuchen."

„Mit Vergnügen, mein Herr, wenn ich dienen kann," sagte derselbe, indem er ihm einen Platz anwies.

„Ich bin im vollen Glauben an die Wahrheit meiner Religion Augsburgischen Bekenntnisses erzogen worden. Vor kurzem habe ich aber Dinge gehört, welche meine bisherige Überzeugung tief erschüttert haben und mich mit Zweifeln erfüllen. Was muß ich thun, um wieder zur Ruhe und vollen Sicherheit zu gelangen?"

„Bewahren Sie den Glauben an die Gottheit Christi und an die Göttlichkeit des Christentums," entgegnete der Pastor, „denn diese zwei oder besser, diese eine Wahrheit ist durch die unumstößlichsten Beweise vollkommen sicher gestellt."

„Darüber habe ich keine Zweifel. Aber welche der

vielen christlichen Konfessionen ist die wahre? Offenbar kann nur eine die wirkliche und vollständige Lehre Christi besitzen, mithin allein das echte Christentum sein."

„Ganz richtig, machen Sie sich darum mit Eifer daran, nach der Wahrheit zu forschen und verbinden Sie mit dieser Forschung auch anhaltendes Gebet um Erleuchtung. Lesen Sie das neue Testament ohne Rücksicht auf jene Erklärungen, die Ihnen von Jugend auf beigebracht, ja aufgedrungen worden sind. Sie werden alsdann viele Texte der Bibel ganz anders verstehen als bisher, Sie werden den wirklichen Sinn so mancher Bibelworte finden, was genügen wird, Sie auf den Weg zu leiten, der zur Quelle aller Wahrheit führt."

„Und wo werde ich diese Quelle finden?"

Der Pastor blickte unruhig und forschend auf Lorg und dieser erwartungsvoll auf den Pastor.

„Mein Herr! Sie fordern mehr von mir, als Sie vielleicht ahnen. Sie erwarten wahrscheinlich, daß ich das in Ihnen zertrümmerte Fundament des Protestantismus wieder zusammenkitte, ich gestehe, dies geht über meine Kräfte."

„Dies verlange ich nicht. Ich ersuche nur, mir zu sagen, wo ich die Quelle der Wahrheit finden kann?"

Noch immer ruhte das Auge des Pastors forschend auf Lorg, und Mißtrauen über die Absichten des Unbekannten zeigte sich in seinen Mienen.

„Seien Sie unbesorgt, Herr Pastor! Ich bin mit der redlichsten Absicht gekommen. Vor drei Stunden trat ich in das Zimmer eines katholischen Geistlichen, um über meine Zweifel Licht zu erhalten, aber bevor noch die Unterredung begonnen, wurde er zu einem weit entlegenen Schwerkranken gerufen. Ich wollte nur bis zur Rückkehr des Geistlichen einen Spaziergang in das nächste Dorf machen. Dort habe ich Sie gesehen, habe

Ihren Wohnort erfahren und bin Ihnen nun nachgegangen. Wie gesagt, ich komme in der redlichsten Absicht, um über meine Zweifel Aufschluß zu erhalten."

Es entstand eine Pause.

„Um die Quelle der Wahrheit zu finden," begann endlich der Pastor, „ist bloß nötig, ohne Voreingenommenheit die Worte Christi an das Haupt der Apostel, an Petrus zu betrachten: „Du bist Petrus, (Petrus ist bekanntlich ein aus dem Griechischen stammendes Wort und heißt so viel als Felsenmann) und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches, was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein" u. s. w. Der Text ist Ihnen bekannt. Ferner: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe," und wiederum: „Satan hat verlangt, euch (Apostel) zu sieben wie den Weizen, ich aber habe für dich (Petrus) gebetet, auf daß dein Glaube nicht wanke, und du hinwiederum, stärke einst meine Brüder"."

„Sie weisen mich also nach Rom?" fragte Lorg gespannt.

„Ja, mein Herr! Dort steht jener unerschütterliche Fels, den man wohl für kurzsichtige Augen mit dem Schmutze der Verleumdung besudeln und entstellen, aber nicht wankend machen kann. Dort findet sich der rechtmäßige Nachfolger dessen, der nicht bloß für seine eigene Person wie die übrigen Apostel, die Gabe der Unfehlbarkeit erhalten hat, sondern dem auch für seine Nachfolger im Amte der Vorzug zu teil wurde, nie Irrtümliches zu lehren und alle Gläubigen in der Wahrheit zu erhalten."

„Aber wie, Herr Pastor! Sie haben solche Überzeugungen? Sie weisen mir den Weg nach Rom und

bleiben selbst ein Protestant, ja Lehrer des Protestantismus?"

Großer innerer Schmerz zeigte sich auf dem Antlitze des armen Mannes und Thränen traten ihm in die Augen: „Wenn Sie meine schreckliche Lage wüßten, — Sie würden mich bemitleiden — wenigstens nicht verdammen, daß ich gezögert. Doch lesen Sie."

Mit diesen Worten reichte er ihm die tags zuvor niedergeschriebene Amtsniederlegung: „Ich wollte das Schriftstück eben unter Couvert bringen, als Sie eintraten."

„Worin besteht diese schreckliche Lage?" fragte Lorg, als er die Schrift gelesen.

„Mein Herr! Ich habe Frau und Kinder und kein Vermögen. Mit 1800 Mark Einkommen lassen sich keine nennenswerten Ersparnisse erzielen, obgleich die Frau nur eine einzige Magd hält und selbst den ganzen Tag arbeitet. Sie ist edel genug, ihr kleines Vermögen zu opfern, damit wir jetzt doch eine kurze Zeit leben können." Neue Thränen entströmten seinen Augen: „Was steht aber mir und meiner Familie bevor, wenn Gott zur Strafe für meine Sünden unser Gebet vielleicht lange nicht erhört, mich lange Zeit keine Anstellung finden läßt? Doch was Gott will. Er sei gelobt, daß er mich zur Wahrheit geführt und der Frau dieselbe Gnade erwiesen hat."

„Ihr Gebet ist bereits erhört, verehrter Freund, und sofortige Anstellung gesichert," entgegnete Lorg, durch diese mutige und opferwillige Entschlossenheit tief ergriffen.

„Wo? bei wem?" fragte der Pastor hastig, während sich in seinen Zügen die freudigste Überraschung zu erkennen gab. Aber schon in den nächsten Augenblicken gewann wieder Schmerz und Wehmut die Oberhand.

„O treiben Sie doch mit mir Armen keinen mutwilligen Scherz.“

„Dies könnte mir nicht einfallen. Wenn Sie das Amt eines Rechnungsführers auf einer ausgedehnten Wirtschaft annehmen und mir überhaupt in der Verwaltung an die Hand gehen wollen, erhalten Sie nebst freier Wohnung und hinreichendem Holz- und Kohlenbezug 1800 Mark Besoldung und auf einige Säcke Getreide als Zugabe kommt es auch nicht an. Nach Umständen werden mit der Zeit die 1800 Mark auf 3000 steigen.“

Sprachlos, halb gläubig, halb ungläubig starrte der Pastor den Fremden an. Das Glück war zu groß, als daß der tief Gebeugte es sogleich glauben konnte, er wußte nicht, ob er träume oder wache. Erst auf die wiederholte Versicherung, daß alles voller Ernst sei, kam er endlich zu sich und nun folgte eine Scene, die wir nicht beschreiben wollen. Er kam fast außer sich vor Jubel und dasselbe war bei der eiligst herbeigerufenen Frau der Fall. Auch die Kinder schmiegten sich bald vertraulich an den freundlichen Herrn, der auch an ihnen nicht geringe Freude hatte.

Als der erste Freudenrausch vorüber war, beauftragte Lorg seinen nunmehrigen Rechnungsführer, möglichst bald an seinen Bestimmungsort abzureisen, daselbst aber vorläufig die bisherige Stellung als Pastor zu verheimlichen, nur dem würdigen katholischen Pfarrer dürfe er sich sogleich anvertrauen, — innerhalb einiger Tage, wenn kein Hindernis eintrete, werde er selbst nach Hause kommen.

Unterdessen war es Mittag geworden und die glückliche Familie sah es für eine große Gnade an, daß Lorg die Einladung annahm, ihr Gast zu sein. Was Küche und Keller des Pastors nicht vermochten, mußte das nächste Gasthaus liefern.

Wie leicht einzusehen, herrschte bei Tisch die heiterste Stimmung. Auch Lorg fühlte sich ganz glücklich, der zu so großen Opfern bereite Entschluß des Pastors hatte ihn zur vollen Überzeugung gebracht: die katholische Kirche habe die Wahrheit für sich und dies müsse sich klar und unumstößlich beweisen lassen.

Selbst die Magd teilte die Freude und den Jubel der Familie. Sie hatte kurz zuvor einen schönen Beweis von Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegeben.

Während nämlich der Pastor seine Amtsentsagung niederschrieb, erklärte die Frau ihrer Magd, einem Mädchen von zwanzig Jahren, daß sie sich jetzt um einen andern Dienst umsehen müsse, denn ihr Mann verliere seine Stellung als Pastor, mithin auch das Einkommen, und so sei es nicht mehr möglich, eine Magd zu halten. Dieselbe, anfangs sehr erschreckt, erklärte aber mit aller Entschiedenheit, die Familie nicht verlassen und ganz ohne Lohn dienen zu wollen. „Sie haben mich als Kind, als arme verlassene Waise aufgenommen und sind mir bis jetzt Mutter gewesen, Sie dürfen mich jetzt nicht von sich stoßen. Gerne übergebe ich Ihnen, was ich mir von dem Lohne erspart, den Sie mir seit sechs Jahren bezahlt haben. Ein Stück Brot wird wohl noch für mich erübrigen, mehr verlange ich nicht. Nur lassen Sie mich bei Ihnen bleiben."

Nach Tisch zogen sich die Herren in das Schreibzimmer zurück und sprachen von verschiedenen Dingen. Unter andern warf Lorg die Frage auf:

„Wie kann man am schnellsten zur vollen Gewißheit kommen, daß die katholische die wahre Kirche Jesu Christi sei?"

„Der einfachste und doch vollkommen sichere und klare Beweis ist nach meiner Ansicht folgender:

Die katholische Kirche ist es allein, die unmittelbar

von Christus und den Aposteln gegründet worden. Sie hat auch anerkanntermaßen als Kirche nie zu bestehen aufgehört, und hat fortgedauert bis auf den heutigen Tag. Sowie sie aber anfangs die wahre Kirche war, so ist sie es stets geblieben durch alle Jahrhunderte: „denn die Pforten, d. h. die ganze Macht der Hölle wird sie nicht überwältigen," und Petrus und seine Nachfolger haben die Gabe, als Lehrer im Glauben nicht zu wanken und die Pflicht, alle Gläubigen im Glauben zu stärken. Der von den Reformatoren gegen die Kirche geschleuderte Vorwurf, daß sie die Lehre Christi verlassen und andere menschliche Lehren eingeführt habe, kann mit Leichtigkeit der Falschheit und Verleumdung überwiesen, die Unveränderlichkeit der katholischen Lehre klar nachgewiesen werden. Dazu kommt noch, um jeden nur möglichen Zweifel zu beseitigen, daß die Grundlehren des Protestantismus ihre Unhaltbarkeit und Falschheit auf der Stirne tragen für jeden, der sich nicht durch Vorurteile blenden läßt."

„So viele Lehren der katholischen Kirche sind aber ganz unbegreiflich," warf Lorg ein.

„Abgesehen von den sehr häufigen Entstellungen von seiten der Protestanten giebt es wirklich Lehren, die zwar über die Vernunft, aber nicht gegen dieselbe sind, doch was hindert dies? Es steht fest, daß Christus diese Wahrheiten geoffenbart hat und damit Punktum. Es wäre Verrücktheit, Christo vorschreiben zu wollen, was und welche Wahrheiten er offenbaren dürfe und was nicht. Zugleich glaubt ja auch der gläubige Protestant vieles, was er nicht begreifen kann. Z. B. die wesentliche Gegenwart Christi in Brots- und Weingestalt, die Verwandlung nach katholischer Lehre, ist um nichts unbegreiflicher, als die Menschwerdung des Sohnes Gottes, — die Gewalt der katholischen Priester von den Sünden

loszusprechen, ist ebenso leicht glaublich als die Lehre, daß die Taufe die Vergebung der Sünden bewirke u. s. w. Geheimnis herrscht überall, aber die Autorität Christi ist auch überall die gleiche. Wie wir durch Beobachtung des Sittengesetzes unsern Willen Gott unterwerfen sollen, so verlangt Gott auch die Unterwerfung des Verstandes durch gläubige Annahme jener Wahrheiten, die wir nicht begreifen."

„Und die vielen Mißbräuche?"

„Können nicht der Kirche, welche sie verdammt, sondern nur einzelnen Gliedern zur Last gelegt werden, welche sich leichtsinnig oder boshaft über die Vorschriften der Kirche hinwegsetzen. Übrigens ist der größte Teil jener vorgeblichen Mißbräuche leere Erfindung von seiten der Protestanten." — —

Am folgenden Tage geriet das ganze Dorf in Aufregung. Der Pastor wollte nicht wie ein Dieb im geheimen aus der Gemeinde scheiden, und um Abschied zu nehmen und zugleich die Gründe seines Schrittes bekannt zu machen, noch einmal, jedoch nur als Privatmann, vor der Gemeinde sprechen. Die Frau übernahm es, auf acht Uhr abends die ganze Gemeinde zur Abschiedspredigt zu versammeln. Zu diesem Zwecke ließ sie die vorzüglichste der Dorfzeitungen zu sich rufen, schenkte derselben einige alte Küchengeschirre und teilte ihr „aus besonderm Vertrauen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit" mit, daß sie mit ihrem Manne, der abends seine letzte Predigt halten wolle, am folgenden Tage für immer fortziehen werde.

Es war noch keine halbe Stunde nach dieser Mitteilung verflossen, als schon ein halbes Dutzend anderer Zeitungen von zwar minderer, aber doch immerhin sehr brauchbarer Qualität unter demselben Siegel des Geheimnisses von der Neuigkeit Kenntnis erhalten hatten,

und nun ging es auf Windesflügeln durch das Dorf, in weniger als zwei Stunden wußte jedes Kind, was die Pastors-Familie vorhabe und noch vieles andere dazu, denn die verschiedensten Vermutungen wurden ausgesprochen und als ebenso viele sichere Nachrichten weiter verkauft.

Um acht Uhr war die ganze Gemeinde versammelt.

Längst war die Predigt zu Ende und die Leute hatten sich in ganz verschiedener Stimmung in ihre Wohnungen begeben, als es ungefähr um zehn Uhr abends vor dem Hause des Pastors lebendig wurde. Bald darauf begann ein heftiges Lärmen, Schreien, Pfeifen und Läuten mit kleinen Glocken und Schellen. Diese Musik hatte noch kaum eine Minute gedauert, als ein gellender Schmerzensschrei aus der Schar der lustigen Musikanten den ganzen Lärm übertönte. Im nächsten Augenblicke erscholl ein ebenso durchdringender Aufschrei; die Musik verstummte; aber schon schrie ein dritter und vierter. So viel sich in der Dunkelheit und Schnelligkeit unterscheiden ließ, bemerkte man etwas wie einen schwarzen Menschen riesiger Größe, von dessen Munde eine bläuliche Flamme brannte und der mit einem langen Stocke auf die Musikanten einhieb, wie er sie erreichen konnte. Um den Schrecken voll zu machen, begann das Ungetüm ganze Ströme von Feuer auszuspeien. Entsetzt stoben die mutwilligen Burschen nach allen Richtungen auseinander. Anfangs eilte das wohl zweieinhalb Meter hohe Gespenst unter beständigem Flammenspeien einem Häuflein Fliehender nach, wurde aber auf einmal unsichtbar und suchte als Meister Hobel, die Stelzfüße und die Colophonium-Pfeife in den Händen, unbemerkt das eigene Haus zu erreichen.

VI.
Moderne Wissenschaft.

Drückende Hitze hatte wiederum eine bedeutende Anzahl Gäste in dem uns schon bekannten großen Restaurationssaale versammelt. Dem Baron gegenüber saß Herr v. Bergstein, der „Gift und Galle kochte“ und Rachepläne schmiedete. Und nicht ohne guten Grund. Er war einzig dazu gekommen, Herminens Herz zu erobern. Er hatte es an nichts fehlen lassen — und der Erfolg? Hermine war nicht nur beständig äußerst gemessen und zurückhaltend geblieben; er hatte sogar die niederschlagende Entdeckung gemacht, daß ihr schon seine Gegenwart lästig sei; es war aber eine ausgemachte Sache, an diesem Mißgeschicke trug einzig und allein, oder wenigstens ganz vorzüglich der Papist, der Baron die Schuld.

Bergstein hatte teils selbst bemerkt, teils ausgekundschaftet, daß der Baron in Herminens Augen keine gleichgiltige Persönlichkeit sei, bei jeder Begegnung auf die freundlichste Weise begrüßt und mit liebevollem Lächeln aufgenommen werde, so oft er ihr Gesellschaft leiste.

Überdies war Bergstein in eigener Person „von dem verknöcherten Papisten“ aufs empfindlichste beleidigt worden.

Denselben Vormittag hatte sich nämlich Bergstein wieder der kleinen Gesellschaft aufgedrängt und war von Hermine mit kalter Höflichkeit empfangen worden.

Nur um dem faden Gespräche mit Bergstein zu entgehen, legte Hermine dem Baron die Frage vor, wie man wohl am besten das Alberne jener Behauptung in das Licht setzen könne, die man heutzutage so oft zu hören bekomme: daß nämlich alle Religionen gleich gut

seien, und es mithin wenig oder nichts zu bedeuten habe, in welcher Religion man lebe, welcher Religionsgesellschaft man angehöre.

Mit großer Bereitwilligkeit erklärte der Baron den Sinn oder vielmehr Unsinn dieser Redensart und zeigte, wie gedankenlos jene Leute reden, die solche Behauptungen aussprechen. „Sie glauben, mit salomonischer Weisheit zu sprechen,“ schloß der Baron, „während sie ihre Denkunfähigkeit zur Schau tragen.“

Zum Unglück hatte aber Bergstein gerade tags zuvor in Gegenwart mehrerer Herren die erwähnte Behauptung aufgestellt und auf seine Weise zu begründen gesucht. Jetzt zweifelte er nicht mehr, der Baron mußte von seiner Äußerung gehört und Hermine veranlaßt haben, in seiner Gegenwart diese Frage zu stellen, um so Gelegenheit zu haben, ihn aufs Korn zu nehmen. Daher sein Zorn.

Einer der im Saale anwesenden Herren fand in einer Zeitung die Nachricht: Pfarrer S. von L., derselbe, welcher vor kurzem mit den drei Pastoren in Konflikt geraten war, — sei gefänglich eingezogen und bereits verurteilt worden. Er teilte dies seinen Tischgenossen mit, dadurch kam das Gespräch auf den Kulturkampf und bald auf Religion und Wissenschaft. Einige eiferten gegen den Konfessionshader, andere gegen „starren Dogmenzwang, mittelalterliche Finsternis und Volksverdummung“ und wollten „eine Religion ohne Glaubenslehre“, noch andere wollten überhaupt von eigentlicher Religion nichts mehr wissen und erklärten sie für eine veraltete Sache: „Man könne sie wohl noch als Zaum für das dumme Volk und zur Unterhaltung für alte Weiber bestehen lassen,“ meinten sie, „aber für die Gebildeten tauge sie durchaus nicht mehr, die Wissenschaft habe ja dargethan, daß die eigentliche Religion nur eine

Erfindung der Pfaffen sei" 2c. Besonders lärmten der schon bekannte Flaumbart und ein reicher Fabrikant gegen jede Religion als eine unerträgliche Gewissenstyrannei und Geistesfolter.

Der Baron betrachtete die einzelnen Weisheitsprediger mit spöttischer Miene. Er wußte, daß sie hauptsächlich auf ihn abzielten, denn als entschiedener Katholik war er für diese Herren eine Persönlichkeit, deren Gegenwart sehr unangenehm berührte.

„Sie scheinen mit diesen Ansichten nicht einverstanden zu sein, Herr Baron," bemerkte der Fabrikant, dessen bezeichnender Name „Filz" von seinen Arbeitern oft mit „Blutegel" verwechselt wurde, „Katholiken sind ja Feinde der modernen Wissenschaften."

„Mit wirklicher Wissenschaft kann jeder Katholik einverstanden sein und hat sich davor auch nicht zu fürchten," antwortete der Baron trocken, „nur legen wir nicht, wie es so häufig geschieht, jedem elenden Quark den schönen Namen: Wissenschaft bei. Wir weigern uns, jedes sinnlose Geschwätz, jedes aus Sophismen zusammengeflickte System mit dem Namen: Philosophie zu beehren. Wir schenken ferner nur solchen Autoritäten Glauben, die denselben nach allen Forderungen der Vernunft verdienen, und können unmöglich Leute für Autoritäten ansehen, die eher auf alles andere, als auf Autorität Anspruch machen können."

Fast alle Zuhörer huldigten der Aufklärung, und mußten sich daher durch diese Kritik empfindlich getroffen fühlen. Bergstein brannte vor Sehnsucht, den Baron mit Schande bedeckt zu sehen, aber die Gegenwart Edmunds nötigte ihn, seiner Spottsucht Gewalt anzuthun und seine wahre Gesinnung zu verbergen, um nicht den letzten Funken von Hoffnung auf Hermine verschwinden zu sehen.

Zu seiner nicht geringen Freude warf jetzt der Flaumbart die spöttische Bemerkung hin: „Der Herr Baron hat wohl bei den Jesuiten Theologie studiert! Diese sind ja geschworene Feinde der Wissenschaft."

„Ob dies letztere wirklich der Fall sei, will ich jetzt nicht untersuchen," antwortete der Baron ruhig, „übrigens ist es eine allbekannte Thatsache, daß die Jesuiten im Lager der Aufgeklärten eben wegen ihrer Gelehrsamkeit sehr gefürchtet werden. Was aber meine Studien bei den Jesuiten betrifft, muß ich leider bekennen, noch nie mit einem Jesuiten gesprochen, ja meines Wissens nicht einmal einen gesehen und überhaupt niemals theologische Vorlesungen besucht zu haben. Nur privatim habe ich mich in der katholischen Theologie etwa umgesehen, nachdem der Protestant in einer Schlacht tot liegen geblieben."

„Welcher Protestant?" fragten mehrere.

„In welcher Schlacht?" warf Bergstein hin.

„Mein Protestant, der Protestant in mir," erwiderte der Baron, „derselbe hatte vor zwölf Jahren die Kühnheit, gegen einen neugebackenen Katholiken ins Feld zu rücken. Da ist es ihm nun jämmerlich schlecht ergangen, und in der dritten Schlacht ist er mausetot liegen geblieben."

„Hätten Sie ihn doch wieder auferwecken lassen," spottete der Fabrikant.

„Von wem denn?" meinte der Baron, „von Luther, Calvin, von einem Aufgeklärten? Es ist noch nie gehört worden, daß ein Protestant, und noch weniger ein Philosoph des Fortschrittes jemals einen Toten zum Leben erweckt habe.

Ich war ein Cadaver. Da es sich nun darum handelte, demselben neues Leben einzublasen — meine Herren! Sie werden es erklärlich finden, wenn ich dabei

etwas vorsichtig zu Werke ging, und, bevor ich um Aufnahme in die katholische Kirche nachsuchte, mir dieselbe nach allen Seiten gut ansah und prüfte, ob sie stoß- und stichfest sei, damit mir nicht als Katholiken von seiten des Rationalismus und Aufklärungsgeistes ein ähnliches Schicksal bereitet werden könnte, wie jenes, das den Protestanten vor dem Katholiken ereilt hatte."

Die letzte Erklärung schmeckte für die Zuhörer wie Wermut, man konnte dies deutlich an den Mienen lesen. Edmund suchte diesen Eindruck noch zu verstärken und warf die Bemerkung hin: „Sie haben also offenbar auch den Rationalismus aufs Korn genommen und untersucht?"

„Das ist selbstverständlich."

„Als was haben Sie dann den Weisheitsmantel befunden, den er sich umzuhängen pflegt?"

„Als schillernden Firnis über ein durch und durch faules Zeug, zwar hinreichend, um kurzsichtige, schwache Augen zu täuschen, aber unvermögend, bei näherer Untersuchung die Thorheit zu verdecken!"

„Oho," riefen einige entrüstet, „das ist stark."

„Nur reine Wahrheit," erklärte der Baron.

„Schmähen ist leicht," schrie der Flaumbart voll Zorn, „dies können selbst die Gassenjungen."

„Wie Sie selbst faktisch bewiesen haben," gab der Baron lachend zurück. Der Getroffene biß sich vor Ärger auf die Lippen, während manche Gäste laut auflachten.

„Der Herr Baron ist gewiß in der Lage, seine Behauptung rechtfertigen zu können," meinte Bergstein glühend vor Zorn, den er nicht offenbaren durfte und in der sichern Erwartung, daß der anwesende Doktor der Medizin Th....., ein erklärter Atheist, den Baron gründlich beschämen werde, sobald derselbe sich in Ein-

zelnes einlasse. — „Wollen Sie uns vielleicht etwas mitteilen, was Ihre Ansicht über den Rationalismus als richtig beweisen könnte?"

„Ja — beweisen — beweisen," riefen mehrere, darunter auch Edmund. „Sie beschuldigen den Rationalismus der Thorheit," setzte er hinzu, „während Tausende in ihm die personificierte Weisheit erblicken. Wie rechtfertigen Sie Ihre schwere Anklage?"

„Dazu ist nur nötig," erklärte der Baron, „zu zeigen, daß der Rationalist ganz gegen die Vernunft handelt, während er doch so sehr darauf pocht, nur von der Vernunft sich leiten zu lassen."

„Der Herr Baron scheint Lust zu haben, uns alle in eine Irrenanstalt zu schicken," spottete der Fabrikant.

„Ich muß schon bitten, objektiven Sätzen nicht subjektiven Sinn zu unterschieben, sonst ist eine ruhige Besprechung von Principienfragen eine Sache der Unmöglichkeit."

„Ganz richtig," bestätigte Edmund.

„Also den Beweis," rief Bergstein.

„Um meine ausgesprochene Anklage zu rechtfertigen," begann der Baron, „brauche ich nur darauf hinzuweisen, daß der Rationalist, ohne vernünftige Überzeugung von der Richtigkeit der Religion, dieselbe doch als gewiß falsch verwirft und so unleugbar gegen die Vernunft handelt, indem er sich durch diese Handlungsweise der offenbaren Gefahr aussetzt, ewig höchst unglücklich zu werden."

„Die Folgerung wäre richtig, wenn es auch die Voraussetzung wäre, aber aus falschen Prämissen folgen falsche Konklusionen," entgegnete der ehmalige Pastor, jetzt Fabrikant Filz.

„Welche Voraussetzung soll falsch sein?"

„Daß der Rationalist keine Überzeugung habe."

„Wer behauptet dies? Es ist nur die Rede von vernünftiger Überzeugung in betreff der Religion."

„Jeder wirkliche Rationalist besitzt die Überzeugung von der Richtigkeit der positiven Religion."

„Zugegeben, wenn er unter Gleichgesinnten, beim Wein- oder Bierglas sich befindet. Aber in einsamen, ernsten Stunden, besonders in der Nähe des Todes verschwindet diese aufgedrängte Überzeugung wie eine Rauchwolke. Selbst die Häupter des Unglaubens, Voltaire und Genossen konnten es nicht zur Überzeugung bringen, daß die Hölle nicht ewig dauere, wie ihr geheimer Briefwechsel bezeugt. Zweifelt aber jemand bloß" —

„Soll dies Ihr ganzer Beweis sein?" unterbrach der Fabrikant mit spöttischem Tone.

„Durchaus nicht, aber man muß doch Zeit haben, mehr als drei kurze Sätze vorbringen zu können."

Der Zurechtgewiesene warf seinem Gegner einen giftigen Blick zu.

„Wie kann man zu einer Überzeugung kommen?" fuhr der Baron fort. „Es giebt dazu zwei Wege, nämlich eigene Forschung und die Autorität anderer, auf die man sich verläßt."

„Ganz richtig," bemerkte Edmund, „alle Kenntnisse können nur auf diesen beiden Wegen erworben werden."

„Das fängt an etwas schulmäßig zu werden," spottete Filz, der, wie es schien, bereits zu fürchten begann und es bereuen mochte, sich in den Disput eingelassen zu haben.

„So sei es immerhin etwas schulmäßig, wenn nur klar und verständlich," antwortete der Baron, „ein verworrenes Zeug zusammen zu schwätzen — gereicht jedem zur Schande."

„Setzen wir also den Fall," rief Edmund, „jemand behaupte, vollkommen von der Richtigkeit der Religion

überzeugt zu sein, vor den Drohungen, welche dieselbe gegen ihre Verächter ausspricht, keinerlei Besorgnis zu haben, und darum auch ungescheut von ihren Gesetzen und Vorschriften sich loszusagen — werden Sie einen solchen von dem Vorwurfe ausnehmen, gegen die Vernunft zu handeln?"

Der schon erwähnte Doktor der Medizin warf einen wütenden Blick auf den Sprecher; denn aus der Anführung seiner eigenen Worte erkannte er, auf wen es abgesehen sei; der Baron aber erwiderte:

„Durchaus nicht, denn diese vorgebliche Überzeugung ist eine Lüge, sobald man unter Überzeugung mehr als bloßes Vermuten, Vermeinen, Hoffen und Zweifeln versteht. Kann er auf dem ersten Wege, dem der eigenen Forschung zur Gewißheit von der Richtigkeit der Religion gekommen sein? Das geringste Examen würde die völlige Unkenntnis der Religion, ja nicht selten eine krasse Unwissenheit in allem dem zu tage fördern, was sich auf Religion bezieht. Wie kann man da sagen: durch eigene Forschung die Religion als falsch und irrig erkannt zu haben? Was ist mehr der gesunden Vernunft entgegen, als sich über etwas bestimmt, ja sogar verurteilend und verdammend aussprechen, von dem man nichts weiß? Was ist mehr gegen die Vernunft als sich rühmen, über etwas Gewißheit erlangt zu haben, wenn selbst jene Bedingungen fehlen, welche die Vernunft verlangt, um auch nur zum leisesten Zweifel ein Recht zu haben?"

Edmunds Mutwille war zu groß, um es unterlassen zu können, den Fabrikanten zu necken: „Haben Sie nichts dagegen einzuwenden?"

„Lassen wir den Herrn seine Ansichten ganz aussprechen," antwortete derselbe in mürrischem Tone.

„Es bleibt also nur der zweite Weg übrig, nämlich: Überzeugung durch Autorität, durch Zeugnisse anderer.

Da ist aber die erste Frage: ob diese Zeugnisse auch glaubwürdig seien.

Ich bin nun der Ansicht, jeder vernünftige Mensch gehe in einer Angelegenheit, für die er guten Rat oder Aufschluß nötig hat, zu solchen, welche die notwendigen Kenntnisse und hinreichend guten Willen haben, den gewünschten Aufschluß zu geben. Oder ist es nicht so?"

„Natürlich", riefen einige.

„Gut, denken wir uns jetzt einen Herrn, der in einen so wichtigen Prozeß verwickelt ist, daß ihm der Gewinn desselben eine Krone, ein ganzes Reich einbringen, der Verlust hingegen selbst das Leben kosten wird. Um für diesen Prozeß gute Ratschläge zu erhalten, geht er durch die Stadt. Da sieht er an einem Fenster glänzend gewichste Stiefel neuester Mode zum Verkaufe ausgestellt. Holla! denkt sich der Herr, dieser Schuster versteht seine Sache, der kann folglich auch zu meinem Prozesse die besten Ratschläge geben. Im nächsten Augenblicke sitzt er auch schon beim Herrn Fußbekleidungskünstler und legt ihm mit Vertrauen seine Angelegenheit vor. Der Schuster versteht nun zwar sein Handwerk vortrefflich, aber vom Prozeßführen nicht viel mehr, als der Ochs am Pfluge von den Logarithmen. Doch das hat nichts zur Sache. Mit wichtiger Miene sitzt er als Python auf seinem Dreifuß, hört zuerst den neuen Kunden an, spricht dann im Tone unfehlbarster Gewißheit Orakel und erhält nicht bloß vollen Glauben, sondern auch klingenden Dank für seine Weisheitssprüche. Der Beratene geht von dannen, vollkommen überzeugt, jetzt den Prozeß und damit das ganze Königreich schon so viel als gewonnen zu haben."

Viele der Anwesenden lachten laut auf, doch einige, die nicht so gedankenlos zuhörten, merkten bereits, daß

ein schlimmer Vergleich folgen werde und zeigten Unwillen in ihren Mienen.

„Ein anderer ist krank," fuhr der Baron fort, „und schickt zum Doktor, um sich kurieren zu lassen, aber nicht zum Doktor der Medizin, sondern zum Doktor der Rechte, zum Advokaten, der bekanntlich nur den Geldbeutel zu kurieren versteht, so lange derselbe nicht leer ist, aber von der Medizin kein Jota gelernt hat. — Ferner, wenn dieser Herr Stiefel braucht, bestellt er sie beim Tischler, und will er einen Schrank, so soll der Schneider denselben machen u. s. w. u. s. w.

Neues, lautes Gelächter folgte und Edmund rief: „Warum führen Sie uns Beispiele von Leuten vor, in deren Kapitol es offenbar nicht geheuer ist?"

„Ich bitte, Herr v. Dalheim! Ihre Bemerkungen in Petto zu behalten," antwortete der Baron, „denn gerade wie diese machen es die Rationalisten. Zu welchen Autoritäten nehmen sie in Angelegenheiten der Religion ihre Zuflucht? Gehen sie mit ihren Zweifeln zu denjenigen, die sich gründliche Kenntnisse angeeignet haben? Nein, ihre Autoritäten, die sie fragen, auf die sie sich blind verlassen, auf deren Wahrheitsliebe sie schwören — diese ihre Autoritäten sind nicht bloß in der Religion ebenso unwissend, ja wenn möglich noch unwissender als sie selbst, sondern überdies noch Leute von höchst leichtsinnigen Charakter. Es sind sogenannte Schöngeister, Romangeister, Verfasser von Schauspielen, Satiren und Spottgedichten, beschnittene und unbeschnittene Zeitungsjuden und Broschürenfabrikanten, Schwätzer, unverschämte Sophisten und Possenreißer, deren Waffen in elendem Spott und ekelhaften Witzen bestehen, die ihren Ruhm darin setzen, über alles abzuurteilen, wenn sie auch nichts davon wissen, es sind endlich sogenannte Philosophen, Erfinder neuer Systeme, die wie die Pilze nach einem

Gewitter schnell entstehen und schnell wieder faulen, zuerst angebetet, gleich darauf von den eigenen Anhängern als Thorheit in die Rumpelkammer aller menschlichen Verstandesverirrungen geworfen werden. — Diese Autoritäten der Ungläubigen und Rationalisten, es sind Leute, die mit Trug und Heuchelei sehr gut umzugehen wissen und auf die Unwissenheit und Denkunfähigkeit ihrer Zuhörer spekulieren. Fast auf jeder Seite ihrer Werke stehen erdichtete Thatsachen, falsche Daten, entstellte Texte u. s. w. Diese Autoritäten, auf deren Unfehlbarkeit Tausende und Hunderttausende schwören, es sind Leute, die denselben Grundsatz haben, welche Voltaire sich selbst und seinen Genossen vorgeschrieben hat: „Lügt, meine Freunde, lügt, die Lüge ist etwas sehr Gutes, wenn sie nur Erfolg hat. Man muß lügen, nicht verzagt, nicht nur zu einer gewissen Zeit, sondern dreist und immer.“ Es sind endlich Leute, die durch den Inhalt ihrer Gedichte, Romane, Erzählungen, durch ihr eigenes offenkundiges Leben und ihre noch schamloseren Selbstbekenntnisse als Schänder der Moral dastehen, bedeckt mit ewiger Schmach und Schande.

Und nun, meine Herren! erlauben Sie mir noch die Frage, ob es vernunftgemäß sei, in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens auf solche Autoritäten, auf diesen Auswurf der Menschheit sich zu stützen, darnach das Leben einzurichten und dadurch die Ewigkeit preiszugeben?“

Die höchst verblüfften, mitunter auch Zorn, ja Wut anzeigenden Mienen der Zuhörer bewiesen, daß der Baron in das Lebendige getroffen. Niemand wagte eine Entgegnung, selbst der Fabrikant schwieg.

Der Doktor hatte, seitdem Edmund seine Äußerungen zur Kritik vorgelegt, dem Gespräche scheinbar keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt und schien ganz in seine Zeitung vertieft. Er war offenbar entschlossen, kein Wort

zu verlieren, um später sagen zu können: er wisse nicht einmal, was gesprochen worden, indem er unterdessen die Zeitung gelesen. Doch — des Schicksals Tücke wollte es anders.

An seiner Seite saß ein angesehener, wenn auch noch junger Beamter. Seine Studienjahre, Professoren und Kollegen hatten auf seine religiöse Überzeugung einen zerstörenden Einfluß ausgeübt, und der öftere Umgang mit dem Doktor, dessen wegwerfende Urteile über alles, was Religion heißen kann, hatten den letzten Rest der gläubigen Gesinnung in starkes Schwanken gebracht. Schon vor Monaten war er vom Doktor zum Schwiegersohne auserlesen worden, aber das Wichtigste dabei hatte er nicht erreichen können, nämlich die Einwilligung des erst siebenzehn Jahre zählenden Mädchens. Von der frommen katholischen Mutter gewarnt, hatte sich Luise nach Möglichkeit selbst jedem gleichgiltigen Verkehre mit dem Beamten entzogen und mehrmals geäußert, sich nicht als „willenlose Sklavin“ an den ungläubigen Beamten „verschachern zu lassen“. Alle Aufforderungen und selbst Drohungen des Vaters waren nicht im stande gewesen, ihre mutvolle Gesinnungen zu ändern.

Nach dem Tode der Mutter hatte ihr der Beamte aufs neue zugesetzt, ja sogar versprochen, wenn sie es verlange, katholisch zu werden, aber dadurch die Sachlage noch schlimmer gemacht, denn sie erklärte, nie und nimmer seine Frau werden zu wollen, und würde er aus einem solchen Grunde katholisch werden, so müßte sie ihn als Heuchler auf das tiefste verachten. Sie war dabei so entrüstet, daß sie ihm den Rücken kehrte, das Zimmer verließ und die Thüre mit heftigem Gepolter zuschlug. Nun konnte der unglückliche Brautwerber nicht mehr zweifeln, der letzte Funken von Hoffnung war erloschen.

Dieser junge Herr hatte den Worten des Barons die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Er wagte es nicht, sich mit ihm einzulassen, hatte aber gehofft, der Doktor würde sich endlich wie ein gereizter Löwe erheben und mit einem Schlage den kühnen Geißler der Aufklärung zum Schweigen bringen. Statt dessen bemerkte er jetzt, daß sein Hoffnungsstern keine Miene machte, für den Unglauben in die Schranken zu treten, es entging ihm nicht, daß die Zeitungslektüre nur ein Mittel sein sollte, die Verlegenheit zu verbergen. Zugleich stellte sich ihm die tief religiöse Überzeugung des ihn zurückweisenden Mädchens als etwas Erhabenes vor Augen, und der kleine Rest des Glaubens, der ihm noch von seiner Jugend her geblieben war, machte sich einigermaßen geltend. So kam es, daß er alle Rücksichten gegen den Doktor beiseite setzte.

Wie schon erwähnt, wagte niemand, auf die letzte Frage des Barons eine Antwort zu geben. Edmund weidete sich an den verlegenen Mienen, die allenthalben zu sehen waren. Die entstandene Pause wurde mit jeder Sekunde peinlicher. Endlich rief der Beamte mit lauter Stimme:

„Haben Sie nicht gehört, Herr Doktor, wie der Herr Baron als Katholik uns Aufgeklärten samt und sonders in die Pfanne hauen möchte?“

Der Angerufene erschrak, wie Edmund deutlich bemerkte, und eine höchst verdrießliche Miene war die erste jedoch nur augenblickliche Antwort, dann sprach er mit wegwerfendem pathetischem Tone:

„Es kann und wird mir nicht einfallen, die Thatsache zu leugnen, daß Zeitungen, Romane u. dgl. beim dummen Pöbel große Autorität besitzen. Es wäre aber das Zeichen eines sehr beschränkten Gesichtskreises, glauben zu wollen, auch Männer der Wissenschaft schöpften aus

solchem Gesudel ihre Ansichten und Überzeugungen. Es ist ferner unrichtig, daß eine genaue Kenntnis der einzelnen Lehren einer Religion notwendig sei, um darüber ein Urteil fällen und sie als Irrtum verwerfen zu können. Ist die Falschheit einer einzigen Lehre bewiesen, so fällt das ganze Religionsgebäude in sich selbst zusammen, wie ja auch der katholische Geistliche vor ein paar Wochen von seinem Standpunkte aus ganz richtig den Protestantismus einzig dadurch des Irrtums überwies, daß er die Unhaltbarkeit der protestantischen Grundlehre zeigte."

„So gerne ich zugebe, daß Sie, Herr Doktor und manche andere gelehrte Herren Ihre Ansichten über die Religion nicht „aus Gesudel" geschöpft haben, so ist es doch gewiß, daß sich nur die wenigsten dieses Vorzuges rühmen können, und selbst diese haben kaum ein wirklich gediegenes philosophisches Werk gelesen. Weitaus die Mehrzahl, vielleicht 99 $^1/_2$ Prozent, sieht in den früher angeführten Autoritäten ihr unfehlbares Evangelium. Was Sie aber in betreff der Religionskenntnisse im einzelnen gesagt haben, würde nur dann seine Richtigkeit haben, wenn Sie wirkliche Beweise vorlegen könnten, daß eine Lehre der katholischen Kirche falsch und irrig sei. Ich muß daher dringend bitten, sich näher auszusprechen und anzugeben, was sich als falsch nachweisen lassen soll."

Dem sonst nie verlegenen Apostel des Unglaubens war sichtlich nicht wohl in seiner Lage, und höchst wahrscheinlich verfluchte er den Beamten, der ihn in dieselbe gebracht, bis in die unterste Hölle, an die er übrigens seinen Behauptungen nach nicht glauben konnte. Er hatte nur zu gut gemerkt, daß sich der Baron mit leeren Phrasen nicht abfertigen lasse, „so wenig Bildung und so viel Grobheit" besitze, das Kind stets beim wahren

Namen zu nennen, und den Gebrauch der Sophismen dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Sich aber weigern, die Diskussion fortzusetzen, wäre so viel gewesen, als die Niederlage eingestehen. Darum suchte er so lange als möglich sich zu halten und antwortete auf die Frage seines Gegners:

„Um das gesamte Christentum des Irrtums zu überweisen, ist nicht mehr notwendig als der Nachweis, daß die Bibel Falsches berichtet, denn mit der Bibel, mit dem Fundamente, fällt das ganze Gebäude, das darauf gebaut ist. Nun zeigen uns aber die Geologie und alte Denkmäler, daß schon der Anfang der biblischen Erzählung eine Dichtung sei, die aller Wahrheit ermangelt. Die geologischen Forschungen haben sonnenklar erwiesen, daß die einzelnen Formationen, für welche die Bibel nur einen Tag angiebt, Tausende von Jahren gebraucht haben. Diese Forschungen und Entdeckungen haben ferner auf unwiderlegliche Weise dargethan, daß auch die Reihenfolge der Formationen eine ganz andere war, als sie in der Bibel angegeben ist. Der biblische Bericht läßt die Erschaffung der ersten Menschen vor nicht ganz sechstausend Jahren unserer Zeitrechnung erfolgen. Alte Baudenkmale aber bezeugen, daß auch diese Angabe durchaus falsch sei, indem schon Tausende von Jahren vor dem biblischen ersten Menschen die Erde bevölkert war. Welch größere und stärkere Beweise gegen die Bibel, und mithin gegen das gesamte Christentum lassen sich noch fordern?“

„Ich kann nicht umhin, Herr Doktor, zu bekennen, von Ihnen als einen Mann der Wissenschaft ganz andere Einwendungen erwartet zu haben, und obgleich alle anderen ebensowenig beweisen als die vorgebrachten, so habe ich doch geglaubt, wenigstens solche Einwürfe hören zu müssen, die mehr äußern Schein für sich hätten, denn

Ihre „sonnenklaren" und „unwiderleglichen" Einwendungen sind einer eigentlichen Widerlegung nicht wert, es genügt, sie durch eine kurze Erklärung in das Licht zu stellen."

Der Doktor zeigte sich entrüstet, während er seine Verlegenheit nicht verbergen konnte. Edmund und Lorg konnten sich des Lächelns nicht erwehren, die andern Zuhörer aber schienen sehr beunruhigt und aufgebracht, daß der Papist nicht nachgebe. Derselbe fuhr unbarmherzig fort:

„Was Ihren ersten Einwurf gegen die sechs Schöpfungstage betrifft, so kämpfen Sie damit gegen ein Schattenbild, denn weder die Bibel noch die katholische Kirche sagt, daß unter jenen sechs Tagen ein Zeitraum von vierundzwanzig Stunden zu verstehen sei. Das Wort: hebräisch jom, so wie die Ausdrücke: Abend und Morgen sind nur gesetzt, um Zeitperioden anzuzeigen, und wenn wir wollen, können wir, ohne der Bibel oder der Kirche zu widersprechen, unter jedem Schöpfungstage eine Zeitperiode von hunderttausend und noch mehr Jahren annehmen.

Manche Geologen finden aus den in verschiedenen Tiefen vorhandenen Fossilien eine andere Reihenfolge der Formationen, warum? Weil sie entweder zufällig oder absichtlich vergessen, daß auf der Erde auch nach der ursprünglichen Formationsperiode ungeheure Umwälzungen stattgefunden haben, wie es ja die Wissenschaft, die Geologie selbst lehrt, wodurch so manches, was anfangs zu oberst lag, nach unten kam. Vulkanische Kräfte, stellenweise Einbrüche der sich allmählig abkühlenden Erdkruste u. s. w. hoben und senkten die Oberfläche, so daß jetzt große Strecken Meeresgrund bilden, die früher trockenes Land waren und umgekehrt. Ungeheure Bergabrutschungen, wie sie im kleinern Maßstabe auch jetzt noch vorkommen,

kehrten oft meilenweit alles um, bedeckten die frühere Oberfläche der Thäler viele Meter hoch mit Schutt, Felsentrümmern u. s. w. Man vergesse nicht die ungeheuren Veränderungen, welche in der geschichtlichen Zeit, nämlich durch die Sündflut hervorgerufen wurden. Wenn man also in der Erde Dinge vorfindet, deren Existenz an solchen Orten oder in solcher Ordnung aus jenen späteren Umwälzungen und Veränderungen des Erdbodens, die man so gerne ignoriert, ganz erklärlich ist, wie soll man daraus einen Beweis für die Falschheit der Bibel schmieden können?

Sie haben ferner alter Baudenkmäler erwähnt, welche die Bibel der Lüge überführen sollen, welche sind es?"

Der Doktor schien die Frage überhört zu haben, gab keine Antwort und legte Zeitungen in Ordnung. Allein dies half nichts. Der Beamte gab zum besten, was er von seinem Lehrer gehört hatte und sagte: „Z. B. der Tempel in Dendera, sowie die Regierungsjahre der ägyptischen Pharaone."

Der Baron konnte sich eines schwachen Lächelns nicht enthalten und der Beamte erkannte daraus, wie es mit diesem Beweise bestellt sei. Deshalb wollte er auf die Frage einiger, was es mit diesem Tempel für eine Bewandtnis habe, nicht selbst antworten, sondern erwiderte: „Der Herr Baron wird es uns sagen, er weiß sicher bessern Bescheid als ich."

„Zu Dendera in Ägypten," erzählte derselbe, „wurde altes Mauerwerk aufgefunden, das sich endlich als Ruine eines Tempels herausstellte. Auf diesen Mauern fand man verschiedene Figuren, die für Sternbilder gehalten wurden, und die Gelehrten zogen daraus den Schluß, dieselben seien in jener Gruppierung am Himmel gestanden, als der Tempel erbaut wurde. Die Astronomen rechneten nun zurück und fanden, daß beiläufig 15,000

bis 16,000 Jahre vor Christus dies der Fall gewesen sein soll. Nun war es um die arme Bibel geschehen. Man hatte den sichtbaren Beweis, daß es schon vor 15,000 bis 16,000 Jahren Menschen, selbst Astronomen gegeben habe und folglich die Bibel Falsches berichte. Alles übrige ergab sich von selbst. Der Jubel im Lager der Aufgeklärten war groß und erfüllte so sehr alle Köpfe, daß keiner ahnen konnte, wie gründlich diese Freude gestört werden würde."

„Gab es Pech im Kalender?" scherzte Edmund.

„Jener Tempel war nicht so viele tausend Jahre vor Christus, sondern erst unter Kaiser Tiberius erbaut worden."

Edmund, Lorg, selbst der Beamte und einige andere Heeren konnten sich des Lachens nicht enthalten.

„Wie hat man dies entdeckt?" fragte einer.

„Als man die Kunst entdeckt, die Hieroglyphen zu entziffern, zeigte es sich, daß die bei jenen Sternbildern angebrachten Inschriften erklärten, der Tempel sei dem Heile des genannten Kaisers Tiberius gewidmet, der bekanntlich erst nach Christi Geburt zur Regierung gelangte. — Auf ähnliche Weise erging es mit den Regierungsjahren der ägyptischen Pharaone. Man hatte übersehen, daß oft zwölf und noch mehr Pharaone zu gleicher Zeit in den verschiedenen Städten oder Staaten regierten. Kein besseres Schicksal hatte der Schwindel mit der Stein-, Bronze- und Eisenperiode, mit den Pfahlbauten u. s. w. Dem jedesmaligen Triumphgeschrei folgte der nicht geringe Ärger, sehen zu müssen, wie die gegen die Bibel geworfene Bombe als Seifenblase zerplatzte. Kurz, die ganze, mit ungeheurer Anstrengung gegen das Christentum ins Feld geführte Kriegsmacht erwies sich als Ohnmacht, und das stets wiederkehrende Resultat des Kampfes war und ist kein anderes, als: Es ist nicht möglich, die

Bibel und das wahre Christentum auch nur in einem Punkte des Irrtums zu überführen."

Der Doktor wollte sich jetzt dadurch aus seiner unerquicklichen Situation befreien, daß er das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken suchte. Aber der Beamte durchkreuzte seinen Plan und forderte ihn auf, zu sagen, was er sonst noch gegen die Religion vorzubringen wisse.

Auf diese Weise zum Kampfe gezwungen, entschuldigte er sich anfangs, nicht jeder Mensch könne selbst alles erforschen, und müsse sich notwendig in vielen Punkten auf das Zeugnis anderer verlassen, nur durch die Behauptungen anderer getäuscht, habe er bisher die gemachten Einwendungen wirklich für ganz begründet gehalten. Der eigentlichste und vorzüglichste Beweis gegen die Religion sei aber in den Resultaten der philosophischen Forschungen zu finden: Der Philosophie, sagte er, sei es erst in neuester Zeit gelungen, helles Licht und volle Klarheit zu verbreiten, die Nichtigkeit alles dessen darzuthun, was Religion heißt, die Schreckbilder zu entlarven, mit welchen man die Gewissen tyrannisiert, die Ketten der Geisteskuechtschaft zu zerbrechen und dem Menschen die volle und ungeschmälerte Freiheit wieder zu verschaffen ꝛc., dann ergoß sich ein ganzer Strom abgedroschener Phrasen und hohler Redensarten, vermischt mit einer Unzahl fremder, besonders griechischer Wörter. Und nicht ohne großen Erfolg, denn die meisten seiner Zuhörer vergaßen auch die erlittene Niederlage, staunten über die hohe Weisheit des Redners, hielten den Papisten für vollkommen besiegt, und zollten durch Mienen und Geberden ungeteilten Beifall. Der Beamte jedoch hörte mit sichtlichem Mißtrauen zu; der Fabrikant aber schien zu besorgen, die erhaltenen angenehmen Eindrücke könnten durch eine Erwiderung des Barons Schaden

leiden; denn als der Doktor geendet, verließ er sogleich den Saal und begab sich ins Freie, leider zu seinem Unglücke.

So sehr die Bewunderung der meisten Zuhörer geeignet war, dem Doktor Mut und Entschlossenheit im Behaupten einzuflößen, — der Anblick des Barons konnte nur abkühlend, ja niederschlagend wirken.

„Sie haben erwähnt, Herr Doktor," begann derselbe wieder, „daß nicht jeder alles selbst erforschen könne, und daher in vielen Dingen auf das Zeugnis anderer verlassen müsse. Kein vernünftiger Mensch wird dies leugnen. Woher kommt aber die Erscheinung, daß man mit Bereitwilligkeit denjenigen Glauben schenkt, die etwas gegen die Religion vorbringen, hingegen alle jene, welche für die Religion Zeugenschaft leisten, ohne weiteres für Lügner und Betrüger ansieht, obgleich man ihnen niemals eine Unwahrheit nachweisen kann, ja obgleich man weiß, daß sie für die Aufrechthaltung ihres Zeugnisses alles, selbst das Leben geopfert haben? Da muß offenbar eine andere Absicht als das Verlangen nach Wahrheit, die Haupttriebfeder sein. — Doch lassen wir dies beiseite. Sie haben die Philosophie, die Fortschritte und Resultate der neuesten Forschungen in diesem Gebiete als Beweis gegen Religion und Christentum vorgeführt. Haben Sie dadurch mehr bewiesen, als durch die früheren Einwürfe?

Es ist wahr, ein philosophisches System nach dem andern wird aufgestellt, und je mehr es Gott und der Religion den Krieg erklärt und der Sinnlichkeit schmeichelt, auf desto größeren Anhang darf es rechnen. Jedes System dieser Tendenz wurde bei seinem Erscheinen als unfehlbare Weisheit bis über die Sterne erhoben. Wie lange dauerte aber diese Herrlichkeit und unantastbare Unfehlbarkeit?

Nur so lange, bis ein neuer Kopf auftrat, alle

früheren Philosophen für Esel erklärte und die Unverschämtheit hatte, sein eigenes Gebräu als unübertreffliche Weisheit anzubieten. Wohl glänzen jetzt als helle Sterne — versteht sich, nur in den Augen der Aufgeklärten — ein Hartmann in Berlin, ein Häckel in Jena, ein Professor Vogt, Professor Virchow und vor allem das Licht aller Lichter: Darwin, der Held des Tages mit seiner neu aufgewärmten und neu staffierten Theorie. Wer ihren Behauptungen nicht blinden Glauben schenkt, (um wirkliche Beweise fragen, dulden solche Herren nicht, und sie haben gute Gründe dazu) — also, wer sich ihnen nicht blindgläubig unterwirft, ist ein Finsterling, ein Einfaltspinsel, der nichts versteht."

„Wie können Sie Darwins Lehre eine nur aufgewärmte, neu staffierte Theorie nennen?" rief jetzt einer der Zuhörer. „Wer giebt Ihnen das Recht, den Ruhm dieses Gelehrten in den Kot zu ziehen und die klaren Beweise leere Behauptungen zu schelten?"

„Wer mir das Recht giebt? Die geschichtliche Wahrheit und der gesunde Sinn, der sich nicht so leicht durch glänzenden Firnis täuschen läßt."

„Welche geschichtliche Wahrheit?" fragte der eifrige Anhänger der Affentheorie.

„Die Thatsache, daß schon das griechische Altertum diese Träumerei in ihrer nacktesten Form kannte, aber zu viel gesunden Sinn besaß, um daran Geschmack zu finden. In neuerer Zeit, im Anfange dieses Jahrhunderts haben zwei Franzosen Lamark und Geoffray St. Hilaire sie wieder an das Tageslicht gezogen, aber damit keinen Erfolg erzielt, weil damals noch andere Systeme in Blüte waren und weil sie schlechte Staffierer waren. Darwin nun und seine Schüler verstanden diese Kunst. Den fundamentalen Fragen, die vor allen andern gelöst werden müßten, aber vom Standpunkte des Un=

glaubens aus nie gelöst werden können, — diesen Fragen gehen sie vorsichtig aus dem Wege, dulden nicht einmal eine Erkundigung um dieselben; durch den glänzenden Firnis naturwissenschaftlicher Kenntnisse werden Zuhörer und Leser geblendet, so daß sie die Sophismen nicht sehen, welche passenden Ortes zahlreich und fein genug eingeflochten werden, und so erreichen sie bei der allgemein herrschenden Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit, was nach dem eigenen Geständnisse der vorzüglichsten Darwinianer einzig und allein diese Theorie annehmbar und geschmackvoll macht, nämlich die Leugnung Gottes, oder wenigstens die der Unsterblichkeit der Seele, der geoffenbarten Religion u. s. w."

Ohne sich um den Schüler Darwins weiter zu bekümmern, wandte sich der Baron wieder zum Doktor und fuhr fort:

„Noch vor dreißig Jahren galt im Lager der Aufgeklärten als unfehlbare Wahrheit: „die Menschenrassen weisen solche Verschiedenheiten auf, daß sie unmöglich von einem Paare abstammen können." Wer diese Weisheit belächelte, galt als Ignorant. Jetzt ist im gleichen Lager diese Weisheit in die Rumpelkammer geworfen, und nun steht für einige Jährchen als „unfehlbare Gewißheit" fest: nicht bloß alle Menschen, sondern der Philosoph auf dem Katheder, der Ochs am Pfluge, der Frosch im Sumpfe und die Schmeißfliege auf dem Düngerhaufen haben dieselben Stammeltern, stammen von einem und demselben Tiere ab, das weiß der Kuckuck wie, wahrscheinlich selbst das Ei gelegt hat, aus dem es ausgebrütet worden. In einigen Jahren wird diese unfehlbare Weisheit von einer noch unfehlbareren in das Irrenhaus geschickt werden, kann jedoch die gewisse Hoffnung mitnehmen, ihre Besiegerin bald nachkommen zu sehen.

Kurz, sich der ungläubigen Wissenschaft und Philosophie anschließen heißt, sich wie einem Tanzbären das Narrenseil in die Nase ziehen und sich in jede Pfütze von Unsinn zerren lassen. Daß ich hierin nicht irre, bezeugt die Geschichte der Philosophie. Und eine solche durch und durch faule, moderne Wissenschaft, die stets wieder von den eigenen Anhängern als Thorheit beiseite geworfen wird — eine solche Wissenschaft, will sagen Träumerei, soll als Beweis gegen die Religion gelten? soll einem vernünftigen Menschen in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens als Leitfaden dienen und ihn vermögen, seine Ewigkeit auf das Spiel zu setzen?"

Der Doktor war in letzter Zeit bald rot, bald blaß geworden vor Zorn und Ärger. Jetzt erhob er sich mit einer Art Wut und rief: „Genug, genug des Unsinns. Und sollte es auch eine Hölle geben, wie der Altweiberglaube sagt, — sollte es einen persönlichen Gott geben, so will ich lieber, als diesen Gott anerkennen, mit meinen Gesinnungsgenossen" —.

Weiter kam er nicht, denn in einem Augenblicke schien der ganze Saal in Feuer verwandelt zu sein, und es erfolgte ein furchtbarer Krach, daß die Mauern erbebten und mehrere Fensterscheiben klirrend zu Boden fielen. Ein abgerissenes Stück Holz flog durch ein Fenster und traf den nahe sitzenden Doktor am Kopfe, so daß er zu Boden fiel; im grellen Feuerschein hatte man einen noch grelleren Lichtstreifen durch den Saal fahren gesehen; erstickender, nach Schwefel riechender Qualm erfüllte das Lokal.

Alles dieses war das Werk eines Augenblickes. Kreideweiß sanken viele der Anwesenden entweder auf die Tische hin oder fielen auf den Boden, nur sehr wenige, darunter der Baron und Edmund, kamen ohne Betäubung, mit dem Schrecken davon. Edmund riß ein paar ver-

schont gebliebene Fenster auf, der Baron rief durch die Thüre um Hilfe. Aber im ganzen Hause und vor demselben herrschte panischer Schrecken. Der Baron rief nochmals und gleichsam als Antwort erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“

Aufs neue erschreckt, rafften sich einige auf und wankten hinaus, der Baron, Edmund und Lorg begannen die Bewußtlosen ins Freie zu tragen. Vor dem Hause, bei dem durch den Blitz zerschmetterten Kastanienbaum lag der unglückliche Fabrikant, scheinbar unverletzt, aber tot; in der Nähe aber stand das Dach eines Hauses in Flammen. Es gelang, das Feuer auf das brennende Objekt zu beschränken, und die Betäubten kamen noch im Laufe des Abends zum Bewußtsein. Nur der Doktor, der vom Blitze getroffen und arg verbrannt war, mußte bewußtlos in seine Wohnung gebracht werden.

Hermine und Regina, die bei der armen Witwe gewesen, hatten in dem abgelegenen Hinterstübchen nur den Donner gehört, den Feuerlärm aber überhört, der in der Stadt entstanden war, und erfuhren erst auf dem Wege nach ihrer Wohnung, was geschehen war.

VII.

Der Atheist.

Kaum waren die Badegäste am nächsten Morgen aus den Federn gekrochen, als es ihre erste Sorge war, sich um das Befinden des Doktors, der zugleich Badearzt war, zu erkundigen. Die Nachrichten lauteten be-

denklich. Der Baron begab sich persönlich in die Wohnung des Kranken, um nähere Auskunft zu erhalten, konnte jedoch nicht mehr erfahren, als daß derselbe noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen sei.

Später traf er im Parke mit einer Gruppe Gäste zusammen und hörte, wie einer derselben die Bemerkung machte: „Es kann nicht gut um ihn stehen. Ich habe vor kurzem mit einer Person gesprochen, die im gleichen Hause zu wohnen scheint. Er soll schrecklich verbrannt sein und oft vor Schmerz stöhnen. Und von jemand anderm habe ich erfahren, daß er beständig Patienten mit grinsenden Gesichtern und Medizinflaschen in den Händen vor sich zu sehen glaubt, dieselben von sich abzuwehren sucht und auf eine Weise redet, als hätte er Patienten nur zur Erprobung der Medizinen mißbraucht, und dann absichtlich aus dem Leben befördert."

„Hab' ich mir's nicht schon längst gedacht, dieser Doktor sei nicht verläßlich," versetzte ein anwesender Bürger der Stadt. „Er lebt schon drei bis vier Jahre mit einer Person, die er im eigenen Hause hält. Seine Frau, die nur zu gut war, ist vor einigen Wochen, wohl nur aus Gram darüber, gestorben. Dies ist in der ganzen Stadt bekannt. Seine Tochter, ein herzensgutes Kind, ist auch schon über eine Woche krank, man sagt: der Vater habe sie so mißhandelt, weil sie nicht zu bewegen, einen glaubenslosen, jungen Beamten zu heiraten."

„Das ist merkwürdig," meinte Lorg, der sich mit Edmund ebenfalls in der Gruppe befand. „Wie kommt denn ein ungläubiger Vater zu einer so braven Tochter?"

„Die Mutter war sehr religiös," erzählte der Bürger, „sie that alles, um das Kind rechtschaffen zu erziehen. Überdies war die Tochter einige Jahre in einem Pensionate, das von Klosterfrauen geleitet wurde, denn die Familie ist katholisch. Auch der Doktor, der Vater,

war früher nicht so schlecht, erst seitdem er mit jener Person angebunden hat, ist er so ungläubig geworden. Für das Kind wäre es wirklich ein Glück, wenn der Vater sterben würde."

„Ist sein Zustand wirklich gefährlich?" fragte Edmund.

„Die ihn behandelnden Ärzte machen kein gutes Gesicht. Sie sahen einander an und zuckten die Achseln, als sie ihn untersucht hatten. Ich bin jetzt recht neugierig, ob er, wenn er noch zum Bewußtsein kommt und die Gefahr des Todes erkennt, in seinem Unglauben verharrt."

„Warum denn nicht?" warf der Flaumbart hin, „warum soll man beim Tode anders denken als sonst, als in gesunden Tagen?"

„Das „Warum" können Sie sich selbst beantworten, junger Herr," entgegnete der Bürger unwillig. „Ich führe nur die Thatsache an, daß so manche, die katholisch erzogen worden, sich aber später dem Unglauben in die Arme geworfen haben, im Angesichte des Todes anderer Gesinnung wurden und nach einem Geistlichen verlangten. Die Katholiken der Stadt hoffen auch, der Doktor werde sich noch bekehren, seine brave Frau werde ihm durch ihre Leiden, die engelsgute Tochter durch ihr Gebet die Umkehr erlangen."

Um ja nicht für einen geheimen Katholiken angesehen zu werden, da er in ziemlich warmem Tone gesprochen, setzte er hinzu: „Als Protestant kann ich natürlich auf solches Gerede nichts halten und führe nur an, was ich schon öfter gehört habe."

Der Baron bemerkte die Furcht des Bürgers und versetzte deshalb wie im Scherze: „Dann können Sie aber auch auf die Bibel, auf die Apostel, ja selbst auf Christus nichts halten."

Der Bürger erschrak. „Ich weiß nicht, wie ich durch

meine Äußerung einen solchen Verstoß gemacht haben sollte.“

„Erklären nicht die Apostel in ihren Briefen, daß sie für die christlichen Gemeinden beten? Bitten sie nicht dieselben, auch für sie das nämliche zu thun? Hat nicht Christus befohlen, sogar für unsere Beleidiger und Verfolger, für unsere Feinde zu beten? Da sehen Sie, wie der Protestantismus so recht evangelisch, d. h. mit der Bibel übereinstimmend ist. Doch nichts für ungut, mein Herr, ich bin ja selbst lang genug Protestant gewesen.“

„Geben Sie acht,“ scherzte Edmund, „dieser Herr ist katholisch. Sie müssen ihm mit der Bibel zu Leibe rücken und zeigen, wie sehr die Katholiken von der Bibel abweichen.“

„Über den Glauben disputieren ist nicht meine Sache. Ich kann mich in nichts einlassen.“

„Warum denn nicht?“ fragte Edmund voll Mutwillen. „Die Bibel sagt doch: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen,“ und die Katholiken haben Bilder in Menge. Christus befiehlt: „Esset, was man euch vorsetzt.“

„Und Christus erklärt ausdrücklich,“ ergänzte ein erst tags zuvor angekommener Herr aus Norwegen, der offenbar durch die Worte des Barons seine eigene Überzeugung gekränkt fühlen mußte, „nichts, was zum Munde hineingeht, verunreinigt den Menschen,“ und „wer glaubt und getauft ist, wird selig werden.“ Und der heilige Paulus erklärt so oft und klar, daß der Glaube, nicht die Werke, zur Seligkeit führen, während doch die Katholiken das Gegenteil lehren. Und so ließe sich noch vieles anführen, worin die Katholiken mit der Bibel im offenen Widerspruche stehen.“

„Wenn es darauf ankommt, aus der Bibel etwas zu beweisen,“ sagte der Baron mit scherzender Miene,

„so will ich noch mehr leisten, als Sie vielleicht glauben. Ich will Ihnen klar beweisen, daß es keinen Gott gebe."

„Das ist nicht möglich," riefen mehrere zugleich, ja einer wurde über den Baron ganz aufgebracht und sagte voll Entrüstung: „Gestern haben Sie mit nicht unklaren Worten bewiesen, daß diejenigen in Irrenhäuser gehören, welche an keinen Gott glauben, und heute wollen Sie selbst Gott leugnen!"

„Nicht so hitzig, werter Herr!" mahnte der Gescholtene lachend, „ich leugne ja Gott durchaus nicht, ich sage nur, aus der Bibel beweisen zu können: es gebe keinen Gott."

„Das ist nicht wahr," rief der Herr aus Norwegen, „ich kenne die Bibel vom Anfange bis zum Ende sehr genau."

„Wenn dies der Fall ist, werden Sie dann leugnen, was im Anfange des dreizehnten Psalmes steht, wo es heißt: „Non est Deus" — es giebt keinen Gott."

Der Norweger bemerkte auch jetzt die Falle nicht, die ihm sein Gegner legte und rief voll Zorn und Überraschung über eine derartige Beweisführung:

„Oho, oho! die angeführten Worte stehen allerdings in der Bibel, aber es gehen die bemerkenswerten Worte voraus: „Dixit insipiens in corde suo", der Thor spricht in seinem Herzen."

„Aber die Worte: „Es giebt keinen Gott", stehen nun einmal in der Bibel, mithin Punktum: nach der Bibel giebt es keinen Gott."

Noch immer merkte der Unbekannte nicht, was der Baron beabsichtigte, er glaubte vielmehr, hier auf grellste Weise bestätigt zu sehen, was er zeitlebens von der Verachtung der Bibel von seiten der Papisten gehört und gelesen hatte. Darum erklärte er auch voll heiligen Eifers:

„Daß die Katholiken mit der Bibel so kopflos umgehen, sie auf so schauderhafte Weise verunehren und mißbrauchen — dies wäre mir selbst im Traume nicht eingefallen. Dennoch ist es mir nicht möglich zu glauben, daß es Ihnen mit Ihrer Behauptung Ernst sei und Sie die ersten Regeln der Hermeneutik außer acht lassen wollten, welche verlangen, sowohl Vorausgehendes als Nachfolgendes zu beachten, Parallelstellen, d. h. andere einschlägige Texte zu vergleichen und darauf Rücksicht zu nehmen, unter welchen Verhältnissen und Umständen, ja für welche Leser etwas geschrieben ist, um sich nicht zu irren und einen Text nicht ganz falsch zu verstehen.“

„Ganz richtig, mein Herr! Ich stimme jedem dieser Worte bei. Erlauben Sie mir aber die bescheidene Frage: Woher kommt es, daß dieses von der gesunden Vernunft so notwendig geforderte Verfahren von den Protestanten besonders dann nicht eingehalten wird, wenn es gilt, der katholischen Kirche eins zu versetzen und sie des Irrtums, ja der Thorheit zu beschuldigen? Warum besteht die allgemein bei den Protestanten übliche Kampfweise darin, Texte der Bibel aus dem Zusammenhang zu reißen, alle von Ihnen angeführten Regeln der Auslegekunst mehr oder minder außer acht zu lassen, und dann den Bibelworten einen Sinn zu unterschieben, wie man ihn eben braucht, um seine Meinung verteidigen und die katholische Kirche des Irrtums beschuldigen zu können? Über die angeführten Texte gegen Bilderverehrung und Fasten können Sie von jedem guten katholischen Schulkinde Aufklärung erlangen. Was aber den Einwurf in betreff des Glaubens und der guten Werke anbelangt, so würde man bei Rücksichtnahme auf die letzte von Ihnen angeführte hermeneutische Regel in den Paulinischen Worten einen ganz andern Sinn finden als bisher, und diese auf solche Weise erzielte Erklärung würde mit den zahl-

reichen andern Bibeltexten im Einklang, nicht in so grellem Widerspruche stehen, wie es bei der jetzigen protestantischen Rechtfertigungslehre der Fall ist."

Der Herr aus dem hohen Norden wußte nicht, ob er wache oder träume, stumm starrte er den Baron an, während derselbe auf eine Entgegnung wartete.

Endlich fragte er etwas kleinlaut:

„Welches sollen jene Umstände sein, die bei Lesung der Paulinischen Briefe so schwer in die Wagschale fallen?"

„Paulus spricht zu Christen, die sich aus dem Judentume bekehrt hatten und behaupteten, die mosaischen Ceremonialgesetze müßten beibehalten und die aus dem Heidentume bekehrten Christen zur Beobachtung derselben angehalten werden."

Zu nicht geringer Freude des Norweger mußte der Baron abbrechen, denn sein Diener brachte die Nachricht, der Doktor sei zum Bewußtsein gekommen und verlange jetzt dringend, ihn zu sprechen. Ohne Säumen machte er sich auf den Weg, die ganze Gruppe löste sich auf.

„Donnerwetter", brummte der Herr aus Norwegen halblaut vor sich hin, als er auf einem abgelegenen Wege des Parkes sich allein sah. „Dies ist also ein Papist — und noch dazu ein Überläufer — der erste Katholik, mit dem ich über Glaubenssachen ins Disputieren gekommen. — Donnerwetter! Noch gut, daß niemand meinen Charakter kennt. Welche Schande und welches Ärgernis, wenn es bekannt würde, ein Pastor sei von einem Papisten wie ein Bub traktiert worden, ohne imstande zu sein, sich zu verteidigen."

Er ging einige Schritte weiter und blieb dann wieder stehen. „Vielleicht haben gar die Katholiken die Wahrheit, nicht wir," entfuhr es ihm unwillkürlich. „Nein, nein," korrigierte er sich selbst, „sie können, sie dürfen

nicht recht haben. Wie könnte ich Frau und Kinder erhalten, wenn ich meine Stelle aufgeben müßte?"

Doch dieser Grund schien nicht imstande zu sein, seine aufsteigenden Zweifel zu unterdrücken und die wachsende Unruhe zu beseitigen.

„Der Baron war Protestant, vielleicht gar Pastor, er scheint die katholische Lehre genau zu kennen, dennoch ist er katholisch geworden. — Donnerwetter! Weg mit diesen traurigen Gedanken, ich bin und bleibe evangelisch."

Unruhig und aufgeregt setzte er seinen Spaziergang fort. Um sich zu zerstreuen, versetzte er sich in den Kreis seiner Lieben, die er zu Hause zurückgelassen hatte, er dachte an seine traute Lebensgefährtin und an die Kinder, die sie ihm geschenkt. Er sah im Geiste den sechsjährigen, blondlockigen, stets lebendigen Fritz, der jeden Sonntag nach der Predigt zu Hause von einem Stuhle aus sein siebenjähriges Schwesterchen anpredigte, er betrachtete seine kleine „Mine" (Wilhelmine) mit dem zarten, lieblichen Gesichtchen und klugen Augen. Wohl fiel ihm ein, wenn er sich bisher im Irrtum befunden, könnte er seinen Lieben kein größeres Gut verschaffen, als den wahren Glauben, er erinnerte sich der Worte des Herrn: „Was nützte es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte," er suchte jedoch dieser Gedanken sich wieder zu entledigen.

Plötzlich hörte er in seinem Innern deutlich die Worte aus dem vierundneunzigsten Psalm: „Heute, wenn ihr die Stimme des Herrn höret, verhärtet eure Herzen nicht." Erschreckt, so daß er zitterte, sagte er zu sich selbst: „Soll mich Gott durch dieses zufällige Gespräch veranlassen wollen, zu untersuchen und dann katholisch zu werden?" — Nicht lange — und große Thränen rollten über seine Wangen. — —

Als dem Doktor das Bewußtsein zurückkehrte und er die Augen aufschlug, sah er seine Haushälterin in der Nähe des Bettes sitzen.

„Lisi,“ sagte er, „wo bin ich denn? Was ist mit mir geschehen? Ich fühle so heftige Schmerzen.“

„Der Blitz hat Sie gestern im Lang'schen Restaurationssaale getroffen und zwei Herren haben Sie von dort hierher in Ihre eigene Wohnung getragen.“

„Welche Herren?“

„Ich habe sie nicht gekannt, es waren zwei junge, schöne Herren, von welchen der eine Baron tituliert wurde. Sie waren gestern noch spät abends hier, um sich über Ihr Befinden zu erkundigen und der Baron ist auch heute morgen wieder gekommen, um zu erfahren, wie es Ihnen gehe.“

„Ist ein Arzt bei mir gewesen?“

„Ja Dr. M . . . und Dr. G . . .“

„Was sagen sie von meinem Zustande?“

Anstatt zu antworten, fing Lisi heftig zu weinen an, nicht aus Liebe oder Sorge für ihn, sondern weil sie dachte, daß ihre guten Tage zu Ende gingen. Diese Antwort war beredter als Worte, und war ein neuer Blitzstrahl, der in das Herz fuhr und grell in das Gewissen leuchtete.

„Laß mich allein,“ sagte er nach kurzer Pause.

Was jetzt während einer halben Stunde in der Seele des Kranken vorging, spottet jeder Beschreibung.

Als Lisi wieder in das Zimmer trat, befahl er in großer Aufregung: „Rufe mir und zwar gleich, einen katholischen Priester.“

„Es ist ja keiner hier,“ entgegnete die Person überrascht und unwillig zugleich, „und es könnte auch von anderswoher keiner gerufen werden, ohne in die Hände der Polizei zu geraten. — Und wozu auch einen

Pfaffen?" setzte sie trotzig hinzu, „Sie haben ja selbst oft gesagt: die Pfaffen seien nur Betrüger, welche die dummen Leute am Narrenseile führen, und der katholische Glaube sei nur für alte Weiber."

„Laß diese dummen Reden und rufe durch einen verläßlichen Boten einen Pfarrer aus der Nachbarschaft, er kann ja verkleidet kommen."

„Ich weiß wirklich nicht, wen ich schicken könnte. Überdies würde es sein erstes sein, mir eine Strafpredigt zu halten und ich kann mich nicht entschließen, mich „abkanzeln" zu lassen."

Neuer Schrecken ergriff den Unglücklichen. War doch er selbst es gewesen, der die Arme, die als braves Mädchen in das Haus gekommen, verführt und um sie in der Sünde festzuhalten, um den Glauben zu bringen gesucht hatte. Jetzt sollte sie zur gerechten Strafe für seine fluchwürdige That die Ursache sein, ohne Sakramente sterben und einer schauerlichen Ewigkeit entgegen gehen zu müssen.

Schon näherte sich ihm das Ungeheuer der Verzweiflung. Sein Leben stand in Riesengröße vor seinen Augen und die Erinnerung an die treffliche Erziehung, die er empfangen, und an die gut und rein zugebrachte erste Jugendzeit diente nur dazu, sein späteres Leben um so greller und furchtbarer zu beleuchten.

Doch der gute Hirt, der das verirrte Schäflein bis zum letzten Augenblicke sucht, hatte auch mit diesem Unglücklichen noch Erbarmen. Und im anstoßenden Zimmer weinte und flehte ja ohne Aufhören die kranke Aloysia um die Bekehrung des Vaters, — wie sollten solche Thränen und Bitten einer frommen, reinen Seele nicht Erhörung finden!

Der Kranke fing zu beten an, was er seit Jahren nicht mehr gethan hatte, und da kam ihm ein glück-

licher Gedanke, der Hilfe bringen konnte. Zwar sträubte sich anfangs sein Stolz, aber die Gnade stand ihm bei, denselben zu bändigen.

„Was macht Luise?“ fragte er.

„Sie hat sich gestern im Rollstuhl hierher bringen lassen, wurde aber bald ohnmächtig. Sie soll heute sehr leidend sein.“

„Wenn es möglich ist, soll sie ihre Wärterin zu mir bringen.“

Luise hatte nämlich solchen Abscheu vor Lisi, daß sie nur im dringendsten Notfalle mit ihr verkehrte.

Bald darauf befand sich das Kind am Bette des Vaters und vergoß bittere Thränen.

„Luise! Mein liebes Kind,“ sagte der Vater, nachdem sich Lisi und die Wärterin auf seinen Wink entfernt hatten, „ich muß jetzt sterben und will beichten, vielleicht verzeiht mir noch der barmherzige Gott. Auf die Lisi kann ich mich nicht verlassen, ja sie hat sich schon ausdrücklich geweigert, mir einen Priester zu rufen, daher mußt Du mir einen verschaffen.“

So schwer auch die ersten Worte das Herz der Tochter trafen, der Entschluß des Vaters war wie augenblicklich schmerzstillender Balsam auf eine brennende Wunde.

„Wie soll ich aber dies anfangen?“ fragte sie, „ich kann ja nicht einmal stehen. Ich möchte selbst gerne die heiligen Sakramente empfangen, ich weiß ja nicht, wie es um mich bestellt ist, und jetzt ist es so schwer, einen Priester zu bekommen.“

Der Kranke bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen: „Liebes Kind! Kannst Du Deinem Vater verzeihen, Dich so mißhandelt zu haben?“

„O, still, Vater, von diesem, ich war Dir nicht böse.

Aber sage mir, wie soll und kann ich Dir einen Priester verschaffen?"

„Ist Deine Wärterin eine verläßliche Person?"

„Ich weiß zwar nichts gegen sie, jedoch möchte ich ihr nichts Wichtiges anvertrauen."

„Hast Du eine ganz verläßliche Freundin?"

„Ja, Vater!"

„So lasse Dich jetzt wieder in Dein Zimmer zurückbringen, dann verlange von Deiner Wärterin, daß sie Dir gleich die Freundin rufe, und ersuche dieselbe, so schnell als möglich den Baron v. Hochfeld zu mir zu bitten. Ist es ihr möglich, so soll sie den ganzen Tag bei Dir bleiben, laß ihr zu essen geben und wenn sie arm ist, einige Mark dazu. Das übrige werde ich Dir später sagen."

„Die Freundin ist schon seit einer halben Stunde bei mir auf Besuch."

„Desto besser, verliere keine Zeit."

Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als der Baron schon am Bette des Kranken stand. Sein Aufenthalt dauerte nur einige Minuten, dann eilte er auf das Telegraphenbureau. Zu gleicher Zeit packte die Lisi, weinend vor Zorn und Wut, fluchend über den Baron und den Doktor, ihre Habseligkeiten zusammen und verließ eine Stunde später das Haus, in dem sie, freilich auch aus eigener Schuld, alles eingebüßt hatte, was einem rechtschaffenen Menschen lieb und teuer ist.

Nachmittags finden wir den Baron und Edmund in einem abgelegenen Teile des Parkes, nicht weit von ihnen die „Unzertrennlichen", Hermine und Regina, die auf einer Rasenbank ihre Freundin Rosa erwarten.

Die Herren plauderten eben über das Ereignis des vorigen Tages, als sie plötzlich auf einem nahe, von ihnen nur durch Gesträuch getrennten Wege eilige Schritte

vernahmen und hörten, wie eine weibliche Stimme hastig jemanden zurief: „Ich bitte, helfen Sie mir, befreien Sie mich von diesem unverschämten Menschen.“

Beide sprangen auf, um zu sehen, was es gebe, aber schon hörten sie ein kräftiges „Halt“! Der um Hilfe Angerufene, es war Lorg, stand zwischen der Verfolgten und dem Verfolger.

„Ich fordere Sie auf, augenblicklich das Fräulein in Ruhe zu lassen und dahin zu gehen, woher Sie gekommen sind.“

„Was geht das Sie an?“ entgegnete der Verfolger. „Das schöne Luder hatte die Frechheit, mir in das Gesicht zu spucken. Ich will, ich muß sie dafür bezahlen.“

„Ei, ei,“ rief jetzt Lorg spöttisch, „das ist ja der flaumbärtige Wüstling. Da hat das Fräulein ganz recht gethan, ja hat Sie noch zu gut behandelt. Also gehen Sie Ihren Weg zurück und seien Sie noch froh, daß ich Ihnen nicht das Fell gerbe.“

„Sind Sie Polizeimann?“

„Nur der Beschützer der Unschuld vor den Krallen eines Geiers.“

„Packen Sie sich fort, Sie Betbruder!“ rief der Flaumbart wütend.

Das Fräulein, es war Rosa, hatte in der Nähe Halt gemacht, um Atem zu schöpfen. Jetzt ergriff sie wieder die Flucht, weil sie fürchtete, es könnte zu einem Kampfe kommen.

„Elender!“ rief der Junge, „lassen Sie mich meines Weges gehen, sonst entkommt mir das Luder.“

Mit diesen Worten versuchte er Lorg auf die Seite zu stoßen, um den Weg frei zu machen und dem Opfer seiner Rache nachzueilen, aber in demselben Augenblicke fuhr der Stock des Gegners sausend auf seinen Rücken nieder. Vor Wut kaum seiner mächtig, riß er einen

Revolver aus der Tasche, erhielt aber einen so heftigen Schlag auf die Hand, daß der Schuß fehl ging und die Kugel nur den Rock des Gegners durchbohrte, die Waffe selbst aber der blutig geschlagenen Hand entfiel. Ein Faustſtoß auf die Brust machte ihn zurücktaumeln und dies benutzte Lorg, um sich des Revolvers zu bemächtigen.

„So," spöttelte er, „dies Spielzeug paßt nicht für Kinder, ich behalte es mir zum Andenken."

„Ich fordere Sie auf Pistolen; einer von uns muß fallen; und wenn Sie das Duell nicht annehmen, sind Sie ein elender Feigling."

„So?" Und ehe es sich der Wütende versah, hatte ihn Lorg am Genicke gefaßt und über das vorgeschobene linke Knie niedergedrückt, und nun begann eine Procedur, die bei allen wünschens= und empfehlenswert wäre, welche durch Pistolen, Säbel oder auf ähnliche Weise „ihre Ehre retten wollen".

Als der Stock im schnellen Tempo zehn bis vierzehn Takte zu je vier kräftigen Noten abgezählt hatte, pausierte der Taktschläger und fragte: „Sind Sie nun zufrieden?" Zugleich ließ die Faust am Genicke nach und der Geschlagene richtete sich auf, konnte aber vor Scham und Zorn kein Wort über die Lippen bringen. Lorg stand mit verschränkten Armen vor ihm und sagte:

„Jetzt, junger Herr, verlassen Sie sogleich nicht bloß den Park, sondern auch den Kurort. Treffe ich Sie nach einer halben Stunde noch einmal, so mache ich die Anzeige, daß Sie auf mich geschossen haben, dann heißt es, wenigstens einige Monate „sitzen"."

„Geben Sie mir den Revolver zurück."

„Ist nicht notwendig. Jetzt bedürfen Sie desselben nicht, und haben Sie diesen Ort verlassen, können Sie sich ein Dutzend auf einmal kaufen. Wollen Sie aber durchaus gerade diesen haben, so werde ich ihn mit Be=

merkungen, wie er in meine Hände gekommen, bei Gericht abgeben, dort können Sie ihn abholen, wenn Sie Lust haben."

„Machen Sie nur Bemerkungen, so viele Sie wollen, Sie können nichts beweisen, und daß das Luder, welches an allem schuld ist, nicht gegen mich zeuge, dafür läßt sich leicht sorgen."

„Thun Sie das, der erste Versuch bringt Sie auf Jahre ins Zuchthaus, Bube!" rief jetzt der Baron durch das Gesträuch und suchte mit Edmund durchzudringen.

Der Flaumbart wollte fliehen, aber den Weg einschlagen, auf dem Rosa weggeeilt war. Lorg wies mit dem Stocke in die entgegengesetzte Richtung. „Dorthin und vergessen Sie nicht, nur eine halbe Stunde."

Der Flüchtling hatte kaum einige Schritte gemacht und in die Biegung des Weges eingelenkt, als er nahe daran war, einen entgegenkommenden Herrn niederzurennen, denn der Raum war sehr schmal, der Herr aber von so immensen Umfange, daß man hätte glauben mögen, er habe ein halbes Dutzend Kissen verwendet, die leeren Räume seiner weiten Kleidung auszufüllen. Es ging mit einem derben Stoße ab, der den Dicken wohl in bedenkliches Schwanken, aber doch nicht ganz aus dem Gleichgewicht brachte. Jetzt machte derselbe Halt, suchte Luft zu schnappen und wischte sich mit dem Taschentuche die von Schweiß triefende Stirne ab, als die drei Herren lachend des Weges kamen.

„Ist hier doch kein Unglück geschehen?" fragte er.

„Wir wissen nicht, was geschehen sein sollte," antwortete der Baron.

„Ich glaubte," fuhr der Dicke langsam fort, „mit dem jungen Herrn da, der soeben an mir vorbeigerannt ist, habe es etwas gegeben."

„Warum denn?" forschte Lorg, der gegen Rosa

schon seit jenem Gespräch, das er im Park belauscht hatte, nicht mehr gleichgiltig war, obgleich er noch nie ein Wort mit ihr gesprochen hatte.

„Ich habe vor kurzem gesehen, daß er einem mir unbekannten Fräulein in den Weg getreten und es aufhalten wollte, worauf das mutige Ding ihm ins Gesicht spuckte, einen Stoß auf die Brust versetzte und davon lief. Und weil ich bald darauf einen Schuß hörte, fürchtete ich, es habe Unglück gegeben."

„O durchaus nicht, es war nur ein Schuß in die Luft, und für die Belästigung des Fräuleins wurde ihm zum Lohn und Andenken ein bischen das Fell gegerbt."

Der Dicke brach bei dieser Nachricht in lautes Gelächter aus. „Ha, ha, ha! das ist schön, er hat's auch verdient, obwohl er der Sohn eines Millionärs ist. Ich kenne ihn, den Taugenichts."

Edmund ging zurück, um die Mädchen aus dem Park zu geleiten und Rosa's Heldenthat zu erzählen. Als die zwei andern an das Ende des Parkes kamen, sahen sie den Flaumbart in einen Wagen steigen. Stehend und fluchend fuhr er von dannen. „Ja ich will — ich werde mich rächen, furchtbar, schrecklich rächen, — die Stunde der Rache muß kommen," hörte ihn der Kutscher halblaut sagen.

Die Stunde der Rache — sie kam, und kam auf entsetzliche, nur auf andere Weise, als ihm erwünscht sein konnte.

Mehrere Arbeiter waren damit beschäftigt, Strunk und Wurzeln des Baumes zu entfernen, mit dem der Blitz tags zuvor sein arges Spiel getrieben hatte. Einige Herren standen in der Nähe und sahen der Arbeit zu. Der Baron gesellte sich zu ihnen, denn er wußte, jetzt müsse der Sekretär kommen. Einige Minuten später traf er wirklich ein und wurde den Anwesenden sogleich in

dieser Eigenschaft vorgestellt. Bald darauf kam auch, der Verabredung gemäß, vom Doktor die Bitte an den Baron, ihn sogleich zu besuchen. Dieser fragte vor den Anwesenden seinen Sekretär, ob er ihn begleiten wolle.

Kaum waren beide in das Vorzimmer des Kranken getreten, als Luisens Freundin die äußere Thüre verriegelte, um jeden andern Besuch fern zu halten. Die Wärterin aber war ausgeschickt worden, um einige Bürger der Stadt auf sechs Uhr abends als Testamentszeugen zum Kranken zu bestellen.

Während der Geistliche seines Amtes waltete, befand sich der Baron bei dem kranken Kinde, das nicht Worte genug finden konnte, um ihm zu danken, sich des Vaters angenommen und ihm eine so große Wohlthat erwiesen zu haben. Zugleich bat sie inständig, dem Vater die Bitte nicht abzuschlagen, die er an ihn richten würde, nämlich ihr Vormund zu werden. —

Es war schon spät — die zur Zeugenschaft gerufenen Herren hatten sich längst entfernt — als endlich auch der Baron und der Geistliche die Wohnung des Kranken verließen und in lautem Gespräche über Geldangelegenheiten, die gar nicht vorhanden waren, vor dem Hotel ankamen. Die Anwesenden fragten sogleich um den Zustand des Doktors. Der Baron erzählte mit kurzen Worten, es sei keine Hoffnung auf Genesung, der Kranke habe sein Testament gemacht und ihn zum Vormund für seine minderjährige Tochter bestimmt. Von dem wichtigsten aber, nämlich vom Empfange der hl. Sakramente, hatte selbst im Hause des Sterbenden außer der Tochter und ihrer Freundin niemand eine Ahnung.

Am folgenden Morgen um acht Uhr hörte man die Totenglocke der katholischen Kirche läuten. Der Doktor war in Gegenwart des Priesters und des Barons gestorben. Wohl weinte im anstoßenden Zimmer das nun

ganz verwaiste Kind; doch die Thränen des Schmerzes vereinigten sich mit denen der Freude; denn der Tod des Vaters war von allen Zeichen einer aufrichtigen Bekehrung begleitet gewesen. Noch denselben Tag führte ihr der Baron die „Unzertrennlichen" zu, und bald war sie durch innige Freundschaft mit denselben verbunden.

Eben waren sie wieder einmal bei der Kranken, als ein kleines Billet von Edmund anzeigte, laut einem erhaltenen Telegramm sei zu Hause großes Unglück geschehen und sofortige Heimkehr notwendig.

Dieses Telegramm war auch für den Baron ein harter Schlag. Die Zeit der Abreise war schon vor Ankunft der Unglücksbotschaft festgesetzt gewesen und bereits sehr nahe. Er war eben daran, Herminen brieflich seine Wünsche mitzuteilen und um ihre Hand zu bitten, als Edmund eintrat und ihn von der sofortigen Abreise in Kenntnis setzte. Zwar enthielt das Telegramm keine nähere Andeutung, worin das Unglück bestehe, aber jedenfalls mußte die Erledigung seiner Herzensangelegenheit auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden.

Als aber Hermine beim Abschiede an den Baron die Bitte stellte, sobald Luise einigermaßen hergestellt sei, dieselbe unter eigener Begleitung zu einem Besuche nach Dalheim zu bringen, da lachte ihm das Herz in der Brust, und es war wohl keine Überredungskunst notwendig, ihn zur Gewährung dieser Bitte zu stimmen.

Edmund war mit seinen drei Begleiterinnen — Rosa nämlich kehrte auch nach Schönbach zurück — in ein Coupee gestiegen, und der Baron und Lorg standen noch vor der offenen Thüre. Im letzten Augenblicke reichte Lorg der nichts ahnenden Rosa ein Paket. „Nur ein kleines Andenken an jenes Gespräch über den Kulturkampf, wobei ich Sie belauscht habe," bemerkte er und verschwand.

Man kann sich vorstellen, wie die arme Rosa verlegen wurde, als sie das Paket öffnete und darin nebst Lorgs Photographie, sechshundert Mark und einen kostbaren Diamantring vorfand.

VIII.

„Pfarrliche Umtriebe."

Wenn man von der Stadt Schönbach aus den Weg verfolgt, der am linken Ufer des gleichnamigen Flüßchens südöstlich führt, so gelangt man nach ungefähr dreiviertel Stunden in einen kleinen Wald. Hat man denselben nach zehn Minuten durchschritten, so erblickt man vor sich das Dorf Gosen, und nach weiteren fünf Minuten sind die ersten Häuser erreicht. Dieselben stehen dem größten Teile nach in zwei langen Reihen, welche durch den Schönbach und die nebenlaufende Straße von einander getrennt werden. Das Dorf zählt etwas über tausend Einwohner, die mit wenigen Ausnahmen nominell der Augsburgischen Konfession angehören.

Fast in der Mitte der Ortschaft, doch etwas seitwärts und höher als das Dorf liegt der Tempel, und diesem gegenüber die Wohnung des Pastors, die von drei Seiten von einem Garten eingeschlossen wird.

Die Julisonne war seit zwei Tagen unsichtbar geworden, es war sehr trüb und regnerisch. Im Hause des Pastors war es ungewöhnlich ruhig, selbst der sechsjährige, sonst stets bewegliche Wildfang war still, und

saß ruhig in einer Ecke der Küche, hatte er ja erst vor kurzem für sein Lärmen und Poltern Strafe erhalten.

Im ersten Stocke war ein Zimmer durch den herabgelassenen Vorhang in düsteres Halbdunkel gehüllt. Auf der einen Seite an einem Tische saß der Hausherr, ein Mann von fünfzig Jahren, dessen Haare aber schon stark gebleicht und in dessen Antlitz tiefe Furchen eingegraben waren. Starr sah er vor sich hin, und was sich in seinen Mienen spiegelte, war schrecklich. Herber Schmerz, noch mehr aber bittere Reue, Zorn und Wut, ja Verzweiflung — alle diese Gefühle und Seelenstimmungen kamen nacheinander zum Ausdruck und entstellten die Züge des unglücklichen Vaters, dessen ältestes Kind, Klara, auf der andern Seite des Zimmers lag und dem nahen Tode entgegensah.

Wohl eine lange schreckliche Stunde mochte er dahingebrütet und gelitten haben, als er merkte, daß Klara erwacht sei. Bald darauf hörte er sich mit dem Namen „Vater" rufen. Durch die größte Anstrengung aller Geisteskräfte suchte er seine Züge einigermaßen in Ordnung zu bringen, stand vom Tische auf und ging zum Bette der Kranken, die jetzt zwölf Jahre alt, stets ein Kind ungewöhnlicher Art gewesen war.

Abgemagert, mit tiefliegenden Augen, mit Totenbläße überzogen, lag Klara auf dem Schmerzenslager und streckte jetzt dem Vater die Händchen entgegen.

„Vater," sagte sie mit schwacher Stimme, „ich werde bald sterben und vor Gott erscheinen, sage mir vor Gott, der uns sieht, ist mein bisheriger evangelischer Glaube der wahre? Ist nicht vielmehr die katholische die wahre Kirche Jesu Christi?"

Diese Worte des sterbenden Kindes drangen wie eine glühende Lanze in das Herz des unglücklichen Vaters. Er sprang auf, als sähe er sich vor einem Un-

geheuer, das ihn verschlingen wolle, eilte in sein anstoßendes Schlafzimmer, schloß hinter sich die Thüre und brach dann in lautes Weinen aus: „O gerechter Gott!“ rief er händeringend, „wie schrecklich strafst Du! — Ich soll vor meinem eigenen Kinde meine Schande bekennen! Ich soll vor diesem unschuldigen Engel als verabscheuungswürdiger Sklave des Lasters dastehen, oder ihn betrügen noch im letzten Augenblicke, von dem die ganze Ewigkeit abhängt! — — Und was nützt mir dies, da sie in wenigen Stunden in der Ewigkeit doch alles erfährt!“

Von wütenden Qualen gefoltert, warf sich der Unglückliche auf das Bett und drückte sein Gesicht mit aller Heftigkeit in die Kissen, um die lauten Ausbrüche verzweifelnden Jammers zu ersticken. Die Furien der Hölle schienen sein Inneres zu zerfleischen, er zitterte am ganzen Leibe, und sein Herz schien zerspringen zu wollen. Ohne sich des Gedankens erwehren zu können, sah er sich immer wieder in schauderhafter Gestalt vor sein engelgleiches Kind hingestellt, und hörte dessen Worte: „Vater, warum hast du das gethan?“

Eine Viertelstunde später kam er wieder in das Krankenzimmer zurück. Er suchte sich so viel als möglich zu beherrschen, setzte sich zum Bette des Kindes und fragte: „Sage mir, liebe Klara, warum hast Du Zweifel an Deiner Religion?“

„Ich weiß es eigentlich selbst nicht. Aber so oft ich bete, so oft ich an die Mutter Gottes denke — und dies thue ich ja fast immer — fühle ich eine große Sehnsucht katholisch zu sein. Seit zwei Tagen höre ich stets eine Stimme in meinem Herzen, die mir zuruft: Willst du mir gefallen und zu mir in den Himmel kommen, so mußt du katholisch werden.“

„Vielleicht hat Dir die Lenz Kathi vorgesagt, daß

Du katholisch werden sollst?" — Dieselbe war ein braves katholisches Mädchen von ebenfalls zwölf Jahren, an dem Klara mit ganzer Seele hing, und mit dem sie auch so oft als möglich umging. Die Eltern sahen zwar diese Freundschaft nicht gerne, wollten jedoch dieselbe nicht ausdrücklich verbieten.

„O nein," antwortete Klara, „wir haben miteinander nur vom Jesukinde, von der Mutter Gottes, von den heiligen Schutzengeln u. dgl. gesprochen und heimlich den Rosenkranz gebetet."

Der Vater verbarg sein Gesicht in beide Hände und weinte.

„O Vater, weine nicht, sag' mir nur, — denn Du weißt es gewiß — ist nicht die katholische Kirche die wahre? Ich will katholisch sterben, damit ich zu Jesus komme und zur lieben Mutter Gottes, die ich vor einer halben Stunde im Traume gesehen und die mir gesagt hat: Klara! Du wirst bald sterben, mußt aber zuvor noch katholisch werden Sage es nur Deinem Vater."

Wie vom heftigen Fieberschauer ergriffen, zitterte der Arme und stieß endlich hervor: „Ja, mein liebes Kind, die katholische Religion ist die wahre."

„Gott möge es Dir vergelten, Vater! Jetzt bitte ich Dich noch, rufe mir einen katholischen Priester."

Wie dem Unglücklichen zu Mute war, — vermag keine Feder zu beschreiben. In seiner Stellung als Pastor sollte er jetzt, wenigstens vor dem Priester, sein Unrecht eingestehen, indem er ihn an das Sterbebett seines Kindes rufe, er sollte vor seiner Frau durch seine Handlungsweise bekennen, daß seine Überzeugungen noch immer katholisch seien und er nur den Mut nicht habe, nach den Forderungen des katholischen Glaubens und seines Standes zu leben. Andererseits war es ihm ein herzzerreißender Gedanke, seinem Lieblinge die Bitte abzu=

schlagen, einem Kinde, das ein Wunder zu sein schien durch die zarteste Sittsamkeit, durch stets pünktlichen Gehorsam, durch Ehrfurcht und Liebe zu den Eltern, so daß sowohl er als die Mutter sich oft darüber aussprachen und sich verwunderten, wie denn Klara so engelgleiche Eigenschaften besitzen könne. So oft hatten sie das Kind in einem Winkel des Hauses versteckt und ganz in Gebet vertieft gefunden, sie konnten sich nicht erinnern, daß ihnen Klara auch nur einmal ungehorsam gewesen wäre, oder sonst einen Verdruß bereitet hätte. Wie sollte er jetzt imstande sein, diesen Engel zu betrüben, so schwer, und in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens und im letzten Augenblicke so schmerzlich zu betrüben?

Als das Kind sah, daß der Vater noch immer mit der Gewährung der Bitte zögere, faltete es die fast wachsgelben Händchen und flehte mit Thränen in den Augen: „O Vater, versage mir diese letzte Bitte nicht. Ich bitte Dich bei der lieben Mutter Gottes, deren Bild Du im Schlafzimmer unter dem großen Jagdbilde verborgen hältst. Ich kann und darf nicht so vor Gott erscheinen. Rufe mir den Pfarrer von Schönbach, aber bald, sonst sterbe ich früher."

„Ja, mein Kind," stöhnte der Vater und wankte in das anstoßende Zimmer, willens, an den Pfarrer zu schreiben. Aber seine Hand zitterte derart, daß er nicht imstande war, auch nur ein Wort leserlich zu schreiben. Er klingelte. Die Frau erschien, fiel aber bei seinem Anblicke fast in Ohnmacht.

„Schreibe, was ich Dir diktiere," sagte er mit gebieterischer Stimme, „das Nähere werde ich Dir schon später mitteilen."

Und er diktierte:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer! Meine zwölfjährige

Tochter Klara ist dem Tode nahe, und verlangt nach Ihnen, sie will als Katholikin sterben. Bei meiner Stellung werden Sie es begreiflich finden, daß ich Ihren Besuch nur bei Nacht, ohne alle Begleitung und überhaupt nur bei voller Geheimhaltung zulassen kann. Ich ersuche um schriftliche Antwort, ob und wann Sie kommen werden. Gosen, am 20. Juli. Hochachtungsvoll L. M., Pastor."

Wie mag der durch und durch protestantischen, den Katholiken überhaupt abgeneigten Frau bei dieser Nachricht zu Mute gewesen sein? Sie wollte noch vor Vollendung des Briefes zu Klara eilen, allein der Mann verbot es aufs strengste. „Du wirst jetzt überhaupt kein Wort mit dem Kinde reden, bis Du selbst den Brief zum Pfarrer gebracht hast, — der Magd können wir ihn nicht anvertrauen — und auch dann wirst Du mit Klara kein Wort allein reden, bis der Priester bei ihr gewesen. Du würdest ihr sonst den Todesstoß versetzen. Sobald ich imstande sein werde, sollst Du nähere Mitteilung erhalten, jetzt kann ich nicht."

Und sie durfte es nicht auf einen zweiten Befehl, auf ein zweites Verbot ankommen lassen, sie wußte dies aus oftmaliger Erfahrung. Sie mußte fort, ohne ihr Kind nochmals gesehen oder gesprochen zu haben, und brachte die wenigen Worte zurück:

„Veniam hac nocte, hora undecima." (Ich komme diese Nacht um 11 Uhr.)

So zeigte sich aufs neue, daß Pfarrer Roff ein „unverbesserlicher" Mann sei und trotz der harten Brotkorbgesetze, trotz der Geldstrafe und selbst der Pfändung der eigenen Möbel noch immer „nicht zur Vernunft gekommen" und nicht dahin zu bringen sei, Kranke benachbarter, ihrer Priester beraubten Pfarreien ohne geistliche Hilfe sterben zu lassen. Die wenigen Katholiken

von Gosen gehörten nämlich zu einer andern Pfarrei, die vor einiger Zeit ihren Seelenhirten durch den Kulturkampf verloren hatte.

Der Abend und die Nacht waren sehr regnerisch, und der heftige Wind machte das Wandern noch beschwerlicher. Zugleich war es so finster, daß man kaum ein paar Schritte weit sehen konnte. Doch — Pfarrer Roff schien sich um alles dieses nicht zu kümmern und schritt rüstig vorwärts. Es war ja die Pflicht, die ihn auf diesen Weg führte, es war die süße Pflicht, eine unschuldige Seele zum Übergang in die Ewigkeit vorzubereiten. Zudem wußte er, nicht allein zu sein, er trug ja den Herrn der Welt in den sakramentalen Gestalten unter seinen Kleidern verborgen, und beschäftigte sich mit ihm auf die vertraulichste Weise.

Aber auch von dieser heiligen Gesellschaft ganz abgesehen, hatte er gegen das Verbot des Pastors, freilich ohne selbst es zu wissen, einen Begleiter bei sich, nämlich den Stadtschreiber von Schönbach. Dieser Herr — wir wollen seinen Namen verschweigen, — war eine Persönlichkeit, an welcher sich nach seiner eigenen Ansicht die Menschheit schwer versündigte, indem niemand seine Talente und Fähigkeiten zu würdigen verstand.

In der dritten Gymnasialklasse als Repetent „erstickt", hatte er darauf einige Jahre als „Tagedieb" fungiert, dann endlich den Hungerleiderposten eines Stadtschreibers in Schönbach mit zwei Mark Gehalt für jeden Arbeitstag erhalten. Weiter hatte er es noch nicht bringen können, obgleich er sich durch sorgfältige Pflege seines Bartes und Haarwuchses, durch feine Handschuhe und in letzter Zeit sogar durch Augengläser mit vergoldeter Fassung ein recht intelligentes Aussehen zu geben suchte.

Als der Kulturkampf ins Leben trat, bewillkommte

er denselben mit Jubel, denn er sah in demselben eine günstige Gelegenheit, seine Fähigkeiten und seinen Eifer für die Beobachtung der Gesetze leuchten zu lassen, und dadurch zu einer bessern Stellung zu gelangen.

Die dreimalige Verurteilung des Pfarrers war sein Verdienst gewesen. Halbe Nächte hatte er am Fenster ausgehalten, aus dem er auf Pfarrhof und Kirche sehen konnte, und bemerkte er, daß der Pfarrer spät abends die Kirche besuchte und aus derselben kommend nicht gleich in seine Wohnung zurückkehrte, so war er ihm gleich auf den Fersen, um zu sehen, ob er nicht außerhalb seines Pfarrsprengels zu Kranken gehe. Selbstverständlich blieb er stets in gehöriger Entfernung, um bei seinem sauberen Geschäfte nicht ertappt zu werden.

Dieses geschah nun auch an diesem Tage. Er hatte die Frau des Pastors, ohne sie jedoch als solche zu erkennen, nachmittags in den Pfarrhof gehen gesehen, und weil sie eine Fremde war, sogleich den Schluß gezogen: sie könne kaum eine andere Absicht haben, als den Pfarrer um einen gesetzwidrigen Krankenbesuch zu bitten.

So begleitete er den Pfarrer bis Gosen. Kaum bei den ersten Häusern angekommen, verlor er jedoch unglücklicherweise die Spur des Geistlichen, und die große Dunkelheit und das Geräusch des starken Regens spotteten jeder Anstrengung der Seh- und Gehörnerven, er sah und hörte den Pfarrer nicht mehr.

Schlag elf Uhr klopfte dieser an die Thüre des Pastors. Die Frau öffnete und ließ den höchst unliebsamen Besuch ein. Er legte den triefenden Regenmantel und Hut im Vorhause ab, und ließ sich in das Krankenzimmer führen, woselbst bereits ein Tisch mit weißen Linnen bedeckt und mit brennenden Wachskerzen in Bereitschaft stand.

Der Pastor hatte sich bei seiner Annäherung in das anstoßende Zimmer zurückgezogen.

Der Priester legte das heiligste Sakrament, in einer Bursa wohl verwahrt, auf den Tisch, trat dann an das Bett der Kranken, deren Augen vor Freude glänzten, und erfuhr aus ihrem Munde das Verlangen, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden und die heil. Sakramente zu empfangen.

Ohne in das Zimmer zum Pastor zu gehen, fragte er nur durch die offene Thüre und in lateinischer Sprache, ob das Kind gewiß giltig getauft sei.

„Ich kann nicht dafür einstehen," antwortete derselbe, „denn der taufende Pastor war als Rationalist bekannt."

Klara erhielt nun den notwendigsten Unterricht und dann bedingungsweise die heilige Taufe, worauf sich die Mutter zurückzog, damit der Priester die Beichte des Kindes aufnehmen konnte. Dieselbe war bald vollendet, und die Frau konnte wieder eintreten, war aber, weil mit allen Vorurteilen des Protestantismus behaftet, noch immer voll Abneigung und Groll gegen den Pfarrer, der ihr das Kind, wie sie meinte, noch in den letzten Augenblicken entfremde.

Erst als sie sah, mit welcher Freude und Wonne Klara die heil. Kommunion empfing, und welcher Jubel des Herzens sich auch nach derselben zu erkennen gab, da schmolz die Eisrinde, die bisher ihr Herz umgeben, — eine noch nie gefühlte, unbestimmte Ahnung durchdrang dasselbe, sie sank in der Nähe des Bettes auf die Kniee — und weinte.

Als Klara endlich auch das Sakrament der letzten Ölung empfangen hatte, fragte der Priester: „Nun, mein liebes Kind! bist Du jetzt zufrieden?"

„O ja," lispelte Klara, „jetzt sterbe ich gerne. — Ich danke Ihnen."

Als der Pfarrer zurück trat und der Frau einen Wink gab, näher zum Kinde zu kommen, ergriff dasselbe ihre Hand und sagte: „Mutter! sei mir nicht böse; — ich gehe bald zu Jesus. — Wo ist denn der Vater?“

Die Mutter war kaum im stande, die Bitte des Kindes dem Vater zu melden; notgedrungen mußte derselbe jetzt in das Krankenzimmer treten, und ungeachtet der größten Anstrengung konnte er sich der Thränen nicht enthalten, als Klara sagte: „O Vater! wie danke ich Dir; — möge es Dir Gott vergelten.“ —

„Das Kind geht sichtlich der Auflösung entgegen; es wird kaum mehr eine Stunde dauern,“ sagte der Pfarrer in lateinischer Sprache; „ich werde hier bleiben, bis es ausgelitten hat. Ich ersuche Sie, Herr Pastor! mich in ein anderes Zimmer zu geleiten.“

Nur mit sichtlichem Widerwillen erfüllte der Pastor diese Bitte. Was daselbst gesprochen wurde, konnte die Frau nicht verstehen; nur hörte sie, wie ihr Mann mit einiger Heftigkeit sagte: „Herr Pfarrer! dazu habe ich Sie nicht gerufen.“

Der Priester kam allein in das Krankenzimmer und zum Bette der Sterbenden zurück.

„Nicht wahr, liebe Klara!“ sagte er unter anderm, wenn Du bei Jesus bist, dann vergissest Du auch Deine Mutter und auch Deinen Vater nicht?“

„O nein — o nein.“

„Und Du bittest den göttlichen Heiland, daß Vater und Mutter auch zu Dir in den Himmel kommen?“

„O ja — o ja, gewiß,“ antwortete Klara mit liebevollem Lächeln; — es waren ihre letzten Worte. Einige Augenblicke später schloß sie die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen; ruhiges Lächeln zeigte sich noch auf den entseelten Lippen.

Die Mutter, durch des Pfarrers letzte Mahnung und

des Kindes Antwort wie außer sich gebracht, war kaum imstande, den Priester bis zur Hausthüre zu geleiten. Als sie zurückkam, fand sie ihren Mann vor der Leiche ohnmächtig auf den Boden liegend.

Unterdessen hatte der Stadtschreiber das ganze Dorf durchstrichen und bei jedem Hause acht gegeben, ob nicht irgendwo ein Licht zu bemerken sei, das ihm die Anwesenheit des Pfarrers verraten könne. Aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Voll Ärger wollte er an den Anfang des Dorfes zurückgehen, um daselbst die Rückkehr des Gesuchten abzuwarten, als er auf den Nachtwächter traf.

„Wo ist denn jemand krank?" fragte er denselben; „ich bin gerufen worden, und es wurde mir gesagt: ich würde bei den ersten Häusern jemanden finden, der auf mich wartet und mich dann zum Kranken führt. Und jetzt warte ich schon eine Stunde, bin ganz durchnäßt, — und noch zeigt sich niemand."

„Wer soll denn krank sein?" fragte der Nachtwächter.

„Offenbar ein Katholik; sonst hätte man nicht einen katholischen Geistlichen verlangt. Den Namen habe ich leider vergessen."

„Ich weiß nichts von einem kranken Katholiken, und überhaupt ist im ganzen Dorfe nur des Pastors Klara auf den Tod krank. Doch, kommen Sie in meine Wohnung; sie ist ganz nahe, ich will nachfragen lassen."

Schon nach wenigen Schritten trat er von der Straße unmittelbar in ein kleines Stübchen.

„Hannes! steh' gleich auf," rief er seinem Sohne zu, „geh' zum Oberbauer hinab und frage, ob dort jemand krank ist. Der geistliche Herr hier ist zu einem Kranken gerufen worden und weiß nicht, wo derselbe zu finden ist."

Er machte unterdessen Licht; denn der Wind hatte ihm die Laterne ausgelöscht. Als er aber das ganz un=

priesterliche Aussehen des Schreibers bemerkte, den er übrigens nicht kannte, meinte er:

„Sind aber Sie verkleidet; gewiß niemand möchte auf den Gedanken kommen, daß Sie ein Geistlicher sind."

„Desto besser; — Sie wissen ja, wie streng es uns verboten ist, außerhalb der eigenen Pfarrei Kranke zu besuchen."

Hannes, ein starker Bursche von 25 Jahren, war aufgestanden und trat jetzt dem Schreiber näher, der sein Gesicht vom Lichte abgewendet hatte.

„Gehört das Ihnen, Herr!?" fragte Hannes, am Tische stehend.

Der Schreiber, nichts Schlimmes ahnend, wandte sich um, so daß seine Züge beleuchtet wurden. Im nächsten Augenblicke erhielt er von Hannes einen derartigen Schlag in das Gesicht, daß er zurücktaumelte und mit dem Kopfe heftig an die Wand stieß.

„Du Schuft! Du elender Spion! Du Verräter!" schrie ihm sein Gegner zu, „dort hat der Maurer das Loch gelassen."

Und ohne ein Wort zu erwidern, suchte er den Hut zu erhaschen, der ihm vom Kopfe gefallen war, und verschwand durch die Thüre, während der Alte erschrocken über das Benehmen seines Sohnes demselben zurief:

„Was treibst Du? Wie kannst Du einen Geistlichen schlagen?"

„Was? Einen Geistlichen? Hast Du den Schuft, den Spion nicht erkannt?"

„Nein; wer ist es denn?"

„Der Stadtschreiber von Schönbach. Er ist offenbar nur zum spionieren gekommen."

„Warum?"

„Gerade, als der alte Oberbauer zum Sterben war, und der Schönbacher Pfarrer gerufen wurde, war der

Schreiber auch hier. Darauf erfolgte die Anzeige, und dem armen Pfarrer wurden selbst seine Möbel gepfändet. Sicherlich ist der Pfarrer hier, oder doch in der Nähe; dieser Teufel hängt sich ihm gleich an die Fersen, hat aber die Spur verloren und jetzt sollen wir ihm dazu verhelfen."

„Halt," rief er nach einigen Augenblicken; „ich will ihm noch heimleuchten." Er sprang in die Stiefel, riß Rock und Hut von der Wand, ergriff die Laterne und einen Stock und stürmte hinaus.

Der Schreiber hatte sich des strömenden Regens wegen in der Nähe unter ein vorspringendes Dach geflüchtet; als er aber jetzt die Laterne, und bei derem Scheine auch einen Stock eilig auf sich zukommen sah, ahnte er sogleich die freundschaftlichen Gesinnungen des Trägers und nahm Reißaus, so schnell, als ihn seine Füße tragen konnten; aber in wilder Eile folgte die Laterne nach. Zum Glück war der Wald in der Nähe, in dem der Schreiber eine weitere Verfolgung unmöglich machte.

Zwei Tage darauf wurde Klara auf dem protestantischen Friedhofe zur Erde bestattet. — Von jener Todesnacht an sah man den Pastor nicht mehr lachen; er floh jede Gesellschaft, schloß sich zu Hause für ganze Tage in sein Zimmer ein, und schien stets sehr traurig und niedergeschlagen zu sein. Auf die wiederholten Fragen der Frau, ob er vielleicht bereue, zu Klara einen katholischen Priester gerufen zu haben, antwortete er jedesmal mit „Nein", und wenn sie ihn an die versprochenen Mitteilungen über das Kind erinnerte, erhielt sie nur die mürrischen Worte: „Laß mich in Ruhe; ich kann jetzt nicht."

Sie sollte es später erfahren — aber auf welche Weise!?

Der nächtliche Gang des Pfarrers nach Gosen hatte unterdessen Früchte getragen. Vier Tage nach demselben, in den ersten Morgenstunden ging es in Schönbach wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: „Der Pfarrer ist fort — der katholische Pfarrer ist fort.“

Bald sammelte sich eine Anzahl Neugieriger vor der Pfarrwohnung. „Nicht einmal seine Schwester weiß, wo er ist,“ erzählte man sich, „sie hat in seinem Zimmer nur ein Billet gefunden, in dem er ihr aufträgt, sich um ihn nicht zu kümmern, die Kirchenschlüssel dem weltlichen Kirchenvorstande zu übergeben und die Möbel dem Eigentümer zurückzustellen.“

Es dauerte nicht lange — und zwei Gensdarmen wurden sichtbar. In voller Gala, als gelte es, einem verrufenen Gauner das Handwerk zu legen, steuerten sie geraden Weges auf den Pfarrhof zu.

Allgemeines Gelächter empfing die Diener des Gesetzes, die selbstverständlich ohne Pfarrer wieder abziehen mußten und nur berichten konnten, den Gesuchten nicht gefunden zu haben.

Als nämlich der Spion wieder seine Anzeige gemacht, wurde in der betreffenden Amtsstube der Ausspruch gethan: der Pfarrer müsse nach Abbüßung seiner Strafe als unverbesserlich aus dem Lande gewiesen werden. Zum Unglück wurden diese Worte von „unheiligen Ohren“ gehört, und die Folge davon war ein sofortiges Telegramm an einen Bürger in Schönbach, der aus dem scheinbar ganz gleichgültigen Inhalte die drohende Gefahr erkannte. Sofort begab er sich mit drei Gleichgesinnten zum Pfarrer und beschwor ihn, sich durch die Flucht der Gefangennahme zu entziehen. „Beide benachbarten Pfarreien haben schon ihre Geistlichen verloren,“ sagten die Bürger; „wer soll also den Kranken die Sakramente spenden, wenn auch Sie im Kerker sind? Fliehen Sie aber, so

können Sie doch verkleidet und unter fremden Namen sich an einem sicheren Orte aufhalten und von uns durch verläßliche Boten die Anzeige erhalten, wo Ihre Hilfe besonders notwendig ist. Daß es Ihnen nicht an dem nötigen Gelde mangle, dafür werden wir schon sorgen."

Der Pfarrer dankte für ihre Liebe, versprach, ihren wohlgemeinten Rat überlegen zu wollen und machte sich dann auf den Weg, um einige Kranke in der Stadt zu besuchen.

Auf dem Rückwege in seine Wohnung begegnete ihm Edmund, der tags zuvor von der Badereise zurückgekehrt war, und ihn jetzt ersuchte, doch einmal zu ihm auf das Schloß zu kommen. „Ich hätte sehr wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen," sagte er, „aber infolge der letzten traurigen Ereignisse ist meine Zeit sehr in Anspruch genommen."

Der Pfarrer teilte ihm seine Lage mit, worauf Edmund einige leise Worte erwiderte und sich entfernte. —

Die gerichtlich angestellten Untersuchungen ergaben, daß der Pfarrer wirklich über die französische Grenze entkommen, und daher jede weitere Fahndung nach ihm vergeblich sei. Nicht bloß die Katholiken, auch viele gutgesinnte Protestanten lachten über den gespielten Streich. Um so größer war der Zorn des Stadtschreibers, als man ihm behördlicher Seite vorwarf, aus der Schule geschwätzt, und dadurch die Flucht des Geistlichen verschuldet zu haben.

Nun kam der Sonntag. Die Glocken läuteten wie gewöhnlich zum Gottesdienste und zahlreicher als je strömten die Katholiken in ihre Kirche; doch der Stadtschreiber rührte sich nicht; er wußte, daß auch in andern priesterlosen Gemeinden dasselbe geschehe.

Tags zuvor war gegen Abend ein vornehm gekleideter

Fremder nach Schönbach gekommen, und in einem protestantischen Gasthause über Nacht geblieben. Sein fuchsroter, fast das ganze Gesicht einnehmender Vollbart und eben solche Haare machten ihn etwas auffällig, und seine fremdklingende Redeweise bezeugte, daß er aus der Ferne gekommen.

Des Morgens fragte er, was das Geläute zu bedeuten habe, und erhielt die Antwort: „Die Katholiken läuten zu ihrem Gottesdienste ohne Priester.“ Man erzählte ihm, was vorgefallen war, und er erklärte, sich diesen Gottesdienst ansehen zu wollen, da er ihm ganz fremd sei.

Die nicht große Kirche war gedrängt voll. Der Fremde suchte sich vorzudrängen und gelangte endlich zur Sakristeithür, woselbst er mit dem weltlichen Kirchenvorstande zusammen traf. Mit einer, allen Nahestehenden vernehmbaren Stimme lud ihn derselbe ein, des Gedränges wegen in die Sakristei zu kommen. Dieselbe war nämlich klein, und deshalb hatte der Pfarrer nie geduldet, daß sich außer den durchaus nötigen Personen noch jemand in derselben aufhalte.

Die Orgel begann zu spielen, und der Vorstand schloß gegen Gewohnheit die Kirchenthür. Ein paar Minuten später trat zum Erstaunen aller ihr Pfarrer in seiner gewöhnlichen Gestalt zum Altar, und las die heilige Messe. Der Fremde mit den roten Haaren und Bart aber zeigte sich am Fenster des kleinen Oratoriums, welches sich oberhalb der Sakristei befindet.

Die Messe war zu Ende und der Pfarrer ging in die Sakristei zurück. Viele wollten sich in dieselbe nachdrängen; allein der Pfarrer wies alle zurück, und ließ die Thüre schließen.

Noch zehn Minuten spielte die Orgel, worauf die Thüre wieder geöffnet wurde. Das Volk, welches sich über die Kühnheit des Pfarrers, „der sich offenbar früher

in der Sakristei versteckt haben mußte,“ nicht genug wundern konnte, zerstreute sich; auch der rotbärtige Fremde kam wieder in das Gasthaus zurück, setzte aber bald seine Reise fort.

In dem Walde vor Gosen verließ er die Straße und verschwand hinter den Bäumen. Eine Stunde später wurde am Rande desselben Waldes, nur an einer ganz andern Stelle ein licht gekleideter Herr mit schwarzen Haaren und Bart und großen blauen Muschelgläser sichtbar, der mit seinem ganz jugendlichen Begleiter französisch sprach, und einen Feldweg zum Schlosse einschlug.

Der Pfarrer hatte zwar nach der heiligen Messe allen Anwesenden ans Herz gelegt, ihn nicht durch unvorsichtiges Reden zu verraten. Allein wie unschwer vorauszusehen war, wurde die Sache doch ruchbar und auch der Schreiber erfuhr, was geschehen war.

„O Pfäfflein! Du wirst mir nicht zu gescheidt,“ schrieb er in sein Tagebuch, „mache es nur so fort.“

Am nächsten Sonntag standen verkleidete Polizeimänner in der Nähe der Kirche und musterten jeden der Eintretenden. Wohl war auch diesmal ein Fremder anwesend, nämlich der französische Doktor, der auf Schloß Dalheim seinen Sommeraufenthalt genommen hatte; aber der Pfarrer ließ auf sich warten und die Polizei mußte endlich mürrisch abziehen.

Nun wurde ein anderer Plan geschmiedet. Der Spion sah ein, daß in dem kleinen Schönbach jeder Fremde, daher auch die auswärtige, geheime Polizei auffallen müsse; daß auch die Papisten eine geheime Gegenpolizei, eine Wache aufstellen würden, war nicht schwer zu erraten. Ein nichtswerter Katholik, der schon einigemale vom Pfarrer zurechtgewiesen worden, leistete Beistand und machte den Judas.

Der Schreiber konnte von seinem Zimmer aus wohl in die Kirche, aber nicht auf den Altar sehen. Der Judas sollte sich nun, so war verabredet, in der Kirche auf einen Platz stellen, auf den der Schreiber sehen konnte, und mit einem roten Taschentuche das Zeichen geben, sobald sich der Pfarrer sehen lasse.

Wirklich erschien der Pfarrer am dritten Sonntage wieder; aber zum größten Ärger des Stadtschreibers hatte sein Spürhund den Gottesdienst verschlafen; — derselbe war nämlich den Abend vorher vollständig betrunken gewesen. —

Am folgenden Sonntag jedoch glückte der Plan. Voll Jubel eilte der Schreiber auf das Telegraphenbureau. Ein Wort genügte, — alles war nämlich schon verabredet — um vier Gensdarmen im sausenden Galopp nach Schönbach zu jagen. Er ging ihnen bis vor das Städtchen entgegen; sie eilten jedoch an ihm vorüber, ohne seine Zurufe zu beachten. Sie mochten etwa hundert Schritte weiter geritten sein, als einem der Gewehrriemen riß, das Gewehr auf den Boden fiel und sich entlud. Der Betreffende sprang vom Pferde um seine Waffe aufzuheben, und da niemand in der Nähe war, kümmerte er sich nicht, in welcher Richtung der Schuß gefallen war, sondern eilte seinen Kameraden nach. Zwei derselben sollten bei der Kirche Halt machen, die andern aber den Bahnhof besetzen.

Die Messe war eben zu Ende, als die Gensdarmen anlangten und durch Stöße an die Thüre, „im Namen des Gesetzes“ Einlaß verlangten.

Sogleich wurde geöffnet, und sie erblickten über die Köpfe der Leute hinweg den Pfarrer auf den Stufen des Altars. „Er hat uns schon bemerkt,“ sagte der eine zu seinem Gefährten, „und ergiebt sich in das unvermeidliche Schicksal.“ Sie postierten sich innerhalb der

Kirchenthüre und ließen einen Teil der Anwesenden hinausgehen, ohne den Geistlichen einen Moment aus den Augen zu lassen. Endlich drangen sie vor und riefen dem Betenden zu: „Herr Pfarrer! Sie sind verhaftet."

Jedoch — derselbe schien taub zu sein, oder den Ruf überhört zu haben, denn er rührte sich nicht. Nun legte ihm einer die Hand auf die Schulter und wiederholte: „Herr Pfarrer! Sie sind verhaftet und haben uns sogleich zu folgen."

Jetzt stand der Angerufene auf, sah die Gensdarmen verwundert an und sagte: „Was wollen Sie, meine Herren? Ich bin nicht der Pfarrer, sondern der Kirchendiener."

Und so war es auch, wie selbst herbeigerufene Protestanten von Schönbach bezeugten. Nicht einmal beabsichtigte Täuschung konnte nachgewiesen werden, denn er erklärte: „Mein Anzug ist nur das Kleid eines Kirchendieners, und ob ich in der Sakristei, oder vor dem Altare oder anderswo warte, bis die Leute aus der Kirche gegangen sind, um sie zu schließen und Gassenbuben fern zu halten — dies wird doch wohl gleichgiltig sein."

Vom Pfarrer aber war keine Spur zu entdecken, selbst der Verräter wußte nicht, wie derselbe aus der Kirche gekommen sei.

Als die Gensdarmen eben wieder ihre Pferde besteigen wollten, sahen sie einen großen Menschenhaufen die Straße daherkommen. Sie eilten sogleich auf denselben zu und forschten, was es gebe, und fanden den Stadtschreiber, der auf einem Bette von zwei Männern nach seiner Wohnung getragen wurde. Man hatte ihn, durch die Kugel des Gensdarmen tödlich getroffen, auf der Straße liegen gefunden. In die Nähe der Kirche gekommen und dieselbe gewahr werdend, stieß der Unglückliche einen schwachen Schrei aus und verschied.

Der Judas verriet sich selbst durch unüberlegtes Geschwätz, und erhielt dafür von einigen Burschen das Versprechen, wenn er sich noch einmal in der Kirche beim Gottesdienste sehen lasse, würden sie ihm „das Fell gerben, daß er sich bis zum jüngsten Tage daran erinnern werde".

Allein nicht bloß in der Kirche zeigte sich der Pfarrer, — auch bei Schwerkranken stellte er sich ein, ohne daß jedoch in solchen Fällen etwas Bestimmtes in die Öffentlichkeit drang. Wie es dabei zuging, davon nur ein paar Beispiele.

In der dem Tode des Stadtschreibers vorausgehenden Woche war ein Bürger schwer krank geworden. Sogleich war telegraphisch geheime Polizei requiriert worden, denn der Kranke hatte große Sehnsucht geäußert, die heiligen Sakramente zu empfangen, und bald waren zwei unbekannte, wie es schien, ganz harmlose Herren in der Nähe des betreffenden Hauses. Der schon erwähnte Judas aber war als eigentlicher Spürhund aufgestellt worden.

Spät abends, als es bereits dunkel geworden, begaben sich mehrere Bürger der Stadt in das Haus des Kranken. Als sie einen Mann auf sich zukommen sahen, — es war der Spion — ging ihm einer derselben entgegen und fragte, ob er nicht vor kurzem einen Herrn in das Haus gehen gesehen habe.

„Nein," erwiderte der Gefragte, „wer soll denn kommen?"

„Der Kranke befindet sich in großer Gefahr," erklärte der Bürger, während die übrigen in das Haus traten. „Er hat uns rufen lassen, um Zeugenschaft zu leisten, denn er will sein Testament machen. Nun — Dir darf ich es sagen, weil Du Katholik bist — auch der Pfarrer soll kommen," setzte er leise bei, „wenn Du ihn bemerkst, so sage ihm, daß keine Zeit zu verlieren sei."

Der Bürger eilte den übrigen nach. Der Spürhund berichtete sogleich, und mit großer Achtsamkeit wurden die ganze Nacht hindurch alle Eingänge des Hauses bewacht, um den „Verwegenen“ zu fangen, der unterdessen dem Kranken die Tröstungen der heiligen Religion gespendet und mit den übrigen Herren das Haus wieder verlassen hatte. —

Eines Abends kam ein junger Bauer auf einem leichten Wägelchen in die Stadt, hielt vor dem Hause eines Schneidermeisters und gab an denselben einen versiegelten Brief ab. Darauf fuhr er zur Apotheke, um eine Medizin, und dann ging's wieder aus der Stadt in größter Eile einem zwei Stunden entfernten Dorfe zu, aus dem er gekommen war.

Singend, pfeifend und heftig mit der Peitsche knallend war der Fuhrmann bis in die Nähe des Dorfes gekommen, als er von drei Gensdarmen angefallen wurde, die mit dem Rufe: „Halt, — wo ist der Pfaff?“ auf den Wagen losstürmten.

„Hier ist er,“ rief der Überfallene mit höhnischem Gelächter, und zeigte die Medizinflasche, die er mitgebracht hatte. „Hab' ich's euch nicht gesagt, daß ich um Medizin fahre!“

Der Wagen war leer und die in ihrer Hoffnung Getäuschten zogen sich fluchend zurück.

Die Medizin brachte nun zwar der sterbenskranken Mutter des Bauern weder Gesundheit noch Linderung der Schmerzen, denn sie war überhaupt für niemanden bestimmt und blieb unberührt auf dem Tische stehen. Aber um Mitternacht kam der Seelenarzt, und die himmlische Medizin, die er verabreichte, setzte die Kranke in stand, ruhig und getrost die Reise in die Ewigkeit anzutreten.

Denselben Abend hatte der auf Dalheim wohnende französische Doktor erst um zehn Uhr nachts den Einfall,

spazieren gehen zu wollen und verließ auch wirklich das Schloß.

Als am nächsten Morgen der Portier öffnete, sah er denselben in der Nähe des Thores auf einer Bank sitzen.

„Doch wirklich ein sonderbarer Kauz, dieser Franzos," sagte der Portier zu sich selbst und rief dann demselben zu: „Kommen Sie doch, Herr Doktor! Es ist ja ganz feucht, Sie könnten krank werden. Warum melden Sie sich nicht? Ich mache Ihnen ja jedesmal gerne auf."

„O monsieur le Portièr! Nicht notwendig, mir wegen aus die Bett kriechen," antwortete derselbe, „ist gewesen so schön in die Nacht und so chaud, daß ist gewesen ein Freud und grand plaisir in den Wald promenieren."

Diesen Herrn hatte Edmund aus Frankreich mitgebracht, wohin er in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr aus dem Badeorte gereist war. Derselbe verstand zwar die Dienerschaft, obgleich sie nur deutsch sprechen konnte, selbst aber sprach er das Deutsche äußerst schlecht und schwerfällig. Was aber dem gesamten Dienstpersonal sehr auffiel, war seine ganz ungewöhnliche Eigentümlichkeit in betreff der Spaziergänge.

Gleich anfangs waren ihm für die ganze Dauer seines Aufenthaltes zwei Reitpferde zur Verfügung gestellt worden. Nicht selten fiel es ihm nun ein, erst spät abends mit seinem mitgebrachten Diener auszureiten, vielfach kam dann der Diener mit den Pferden, aber ohne Herrn, um Mitternacht oder noch später zurück. Noch öfter aber ging er abends zu Fuß, bald mit, bald ohne Diener aus und kam am folgenden Tage, nicht selten erst nachmittags, nur manchmal morgens nach Hause.

Auch seine Zimmer durfte niemand aus der ganzen

Dienerschaft betreten; Edmund hatte dies auf das strengste verboten; seit jenem Unglücke, das ihn zur eiligen Heimkehr aus dem Badeorte genötigt hatte, führte nämlich er das Regiment im Schlosse.

Wie schon im ersten Kapitel erzählt worden, war Arthur, der ältere Bruder, ein stolzer, hochfahrender Charakter. Dies war die Ursache seines Verderbens, denn wegen einiger unbedeutender Worte, die einem Herrn entfallen waren, forderte er denselben zum Duell und wurde dabei so unglücklich getroffen, daß er tot vom Kampfplatze getragen wurde.

Sein Vater, der Schloßherr, war ohnehin schon in fieberhafter Aufregung, weil er kurz zuvor die Entdeckung gemacht, daß der Verwalter mit Hilfe eines Unterbeamten während einer Zeit von zehn Jahren wenigstens hunderttausend Mark veruntreut hatte. Als er nun auch Arthur, — und auf so traurige Weise — verlor, wurde er von einem Schlagflusse getroffen, und die Ärzte erklärten die vollständige Zurückziehung von allen Geschäften für durchaus notwendig, um noch für einige Zeit das Leben zu erhalten und einem Rückfalle vorzubeugen.

Der Doktor war also, wie gesagt, für die Dienerschaft eine sehr auffallende Persönlichkeit. Mehrmals wurden Versuche angestellt, zu erfahren, was er denn halbe und ganze Nächte im Walde treibe; aber alle Bemühungen waren fruchtlos; der junge Bursche, den er mitgebracht, verstand kein Wort deutsch, und von Hermine und Regina war ebenfalls nichts zu erlangen, sie antworteten nur, auskundschaften zu wollen, was er mache, wäre gegen allen Anstand, und da er niemandem ein Unrecht zufüge, müsse man ihm seine Eigenheiten schon zu gute halten.

Auch ihnen war er von Edmund nur als Doktor

vorgestellt worden. Als sie aber bemerkten, daß er sich schon am dritten Tage seiner Anwesenheit von einem Händler in Schönbach in einer verschlossenen Tasche Obst schicken ließ, kamen sie auf den Gedanken, er müsse ein großer Obstliebhaber sein. Sie sammelten nun selbst im Garten, was zu finden war, und Regina trug es in das Vorzimmer des Doktors, in dem sein Diener wohnte. Dieser, ohne das Körbchen abzunehmen, meldete sie sogleich bei seinem Herrn an, und als zur eigentlichen Familie gehörig, kam ihr der Doktor entgegen und lud sie ein, in sein Zimmer zu treten.

Kaum hatte sie ihre Früchte angeboten und auf den Tisch gestellt, fragte er: „Regina! Kennst Du mich wirklich nicht?“

Betroffen stand sie vor dem bärtigen Herrn mit langen, schwarzen Haaren und großen blauen Muschelgläsern.

„Nein, mein Herr! Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, oder auch nur früher einmal gesehen zu haben.“

„Du bist aber doch dieselbe Regina, die heuer im Frühjahr das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt, und deren kranke Mutter dasselbe im Mai gethan hat?“

„Ja, diese Regina bin ich,“ erklärte sie in größter Verlegenheit und voll banger Erwartung, was es noch geben werde, denn noch hatte sie keine Ahnung, wer vor ihr stand.

Nun nahm der Doktor die entstellenden Augengläser weg, und in einigen Augenblicken lag auch der große Bart samt Perücke auf dem Tische — und sie sah und erkannte den greisen Pfarrer von Schönbach.

„O, Herr Pfarrer, ist's möglich?!“ rief sie in höchst freudiger Überraschung.

„Aber, Kind, sei verschwiegen gegen jedermann ohne

Ausnahme," sprach der Pfarrer, während er Perücke und Bart wieder an die gehörige Stelle brachte, seine ruhigen, sanften, das Priesterherz verratenden Augen mit den abscheulichen Brillen bedeckte, und so seine nur Güte offenbarenden Züge in die eines wahren Brummbären verwandelte. „Nur Herr Edmund weiß, wer ich bin. Die ganze Dienerschaft ist protestantisch, würde ich entdeckt, so müßte ich in den Kerker, wenigstens, wenn noch möglich, fliehen. Herr Edmund würde für seine Güte, die er mir erweist, hart gestraft werden, und die Kranken dieser Gegend wären in großer Gefahr, ohne Sakrament sterben zu müssen."

„O gewiß, Herr Pfarrer, ich werde schweigen wie ein Fisch. Nur um eins bitte ich: Hermine ist bereits auch katholisch."

„Gott sei gepriesen; ich habe dies erwartet; solche edle, barmherzige Seelen läßt Gott nicht im Irrtum stecken. Hat sie schon das Glaubensbekenntnis abgelegt?"

„Ja, vor kurzem auf einer Villa am Rhein, die einem eifrigen Konvertiten, dem Baron v. Hochfeld gehört. Er hat einen Geistlichen unter dem Namen eines Sekretärs bei sich. Alles ist so geheim, daß außer Ihrer Nichte Rosa, die zugegen war, niemand in dieser Gegend, selbst niemand im Schlosse etwas weiß. Selbst Edmund weiß nicht einmal, daß wir auf jener Villa waren. Er hält es vor uns geheim, daß er auch schon entschlossen ist, katholisch zu werden, und so haben wir ihn mit gleicher Münze bezahlt."

„Ebenfalls eine angenehme Neuigkeit. Du möchtest also auch Hermine mitteilen, wer ich bin, nicht wahr?"

„Diese Nachricht würde ihr eine ungeheure Freude bereiten."

Einige Augenblicke später stürmte Regina in das Zimmer ihrer Freundin. „Hermine, Hermine, jetzt habe

ich eine Entdeckung gemacht! O eine herrliche Entdeckung."

„Was giebt es denn?" fragte diese, verwundert über das ungewöhnliche Benehmen Reginas.

„Was meinst Du, wen wir im Hause haben?"

„Das weiß ich nicht. Der anglikanische Geistliche und seine Schwester müssen ja erst kommen."

„Der kümmert uns wenig und seine Schwester müssen wir erst kennen lernen. Aber ein anderer Geistlicher ist im Schloß, der uns sehr viel angeht."

„Ein katholischer Priester?" fragte Hermine gespannt.

„Ja, und er wird Wochen und Monate lang hier bleiben."

„Wo ist er?" rief sie aufspringend.

„Der französische Doktor ist der verkleidete Pfarrer von Schönbach."

In fliegender Hast erzählte nun Regina, wie er sich ihr zu erkennen gegeben, und bald waren beide bei ihm.

„Nun will ich Ihnen meine Schätze zeigen," erklärte er nach kurzem Gespräche, „kommen Sie mit."

Bei diesen Worten öffnete er die Thüre, die in das anstoßende Kabinet führte. Es war in eine, wenn auch höchst notdürftig eingerichtete Kapelle umgewandelt. Ein mit Leinen bedeckter Tisch, darauf ein kleines Kästchen als Tabernakel und auf demselben ein Kruzifix, auf beiden Seiten je ein Leuchter und in einer Ecke des Kabinets, in der Nähe dieses Altares, brannte ein Öllicht, rückwärts stand noch ein Tisch mit dem Kelche und den zur heiligen Messe notwendigen kirchlichen Gewändern.

Die tiefe Kniebeugung des Priesters belehrte sie, daß in dieser alles Schmuckes entbehrenden Kapelle der Herr des Weltalls in den geheimnisvollen Brotsgestalten seine Wohnung aufgeschlagen habe, — und von leben=

digem Glauben beseelt, sanken sie mit dem Priester auf die Kniee und beteten eine geraume Zeit.

„Hier lese ich täglich, wenn ich vormittags zu Hause bin, die hl. Messe," sagte der Pfarrer, als sie wieder in sein Wohnzimmer zurückgekehrt waren, „und von hier aus bringe ich des Nachts den Schwerkranken die heilige Kommunion. — Und hier habe ich noch etwas," fuhr er fort, während er die Schublade des Tisches herauszog. Die Mädchen lachten laut auf, denn eine Menge verschiedenartig geformter und farbiger Bärte und Perücken lag vor ihnen.

„Sehen Sie hier," und er zog eine rothaarige Perücke und einen Vollbart von gleicher Farbe hervor, „mit diesem da kam ich am letzten Samstag auf einem weiten Umwege nach Schönbach und am Sonntag in die Kirche, und während ich am Altare stand, guckte der Kirchenvorstand mit Perücke und Bart ausstaffiert beim Oratoriumfenster heraus. — Dort in dem kleinen Handkoffer habe ich verschiedene Kleider. So lächerlich diese Dinge an sich sind, — für mich sind sie jetzt notwendig, um nicht erkannt zu werden."

Der Diener meldete das Kind des Obsthändlers und brachte die Tasche. Der Pfarrer öffnete, schüttete den Inhalt auf den Tisch und übergab die Tasche wieder dem Diener, der sie mit etwas Naschwerk dem Kinde zurückstellte. Darauf schnitt er einen Apfel langsam und behutsam auseinander. Zum großen Erstaunen der Mädchen war der Apfel ausgehöhlt und enthielt einen Zettel.

„Auf solche Weise erfahre ich, wer und wo jemand krank ist, oder sonst meiner Hilfe bedarf."

Einige Tage später verließen die Mädchen nach fünf Uhr morgens die kleine Kapelle, die jetzt mit schönen Blumen geschmückt war und in der sie täglich der hei-

ligen Messe beiwohnten. Sie wollten sich, wie gewöhnlich, ganz unbemerkt in ihre Zimmer zurückziehen, als ihnen Edmund begegnete.

„Was macht Ihr denn so früh beim Doktor?“ fragte er erstaunt.

Hermine fühlte und wußte wohl, daß sie ihm gegenüber ohne Nachteil offen die Wahrheit sagen könne, und ein eigentlicher Grund zur Geheimhaltung ihrer und Reginas Überzeugung nicht mehr vorhanden sei. Sie warf einen fragenden Blick auf ihre Freundin, sah sich dann um, ob niemand von der Dienerschaft in der Nähe sei und sagte leise: „Wir haben der heiligen Messe beigewohnt und die heilige Kommunion empfangen.“

„Was? Was habt Ihr gethan?“ rief er ziemlich laut, während sich grenzenloses Erstaunen in seinen Mienen zu erkennen gab.

„Sei doch still,“ mahnte die Schwester und schlug ihm sanft auf den Mund, „es könnte uns ja jemand hören. Komm in unser Zimmer.“

„Was ist das?“ fragte er, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte. „Habe ich recht gehört, oder wollt Ihr mich zum besten haben? Ihr Gänse,“ (diese Titulatur für die Schwester und Regina kam nur zur Anwendung, wenn er in der rosigsten Laune war) — „Ihr Gänse seid katholisch, und bei Messe und Kommunion gewesen?“

„Ja, das sind wir,“ sagten beide und lachten herzlich über die großen Augen, mit welchen er sie noch immer anstaunte.

„Das wird eine saubere Geschichte geben,“ brummte er mit scheinbarem Unwillen, „wenn es auf einmal heißt, die beiden jungen Gänse auf dem Schlosse haben über Nacht den Kopf verloren und sind papistisch geworden.“

„Ei, ei,“ erwiderte die Schwester lachend, „schneide

nur Grimassen. Du bist auf demselben Wege, den wir schon gemacht haben."

„Was sagst Du da?"

„Leugne es nur, wir haben Dich herzlich ausgelacht, als Du im Bade mit dem katholischen Geistlichen alles so geheim abmachen wolltest und meintest, wir hätten weder Augen noch Ohren."

„Um zu hören, was ich mit ihm gesprochen, müßtet Ihr entsetzlich lange Ohren gehabt haben."

„Im Gegenteil, unsere Ohren sind kürzer als die Deinigen. Ich bin Dir zuvorgekommen, weil ich als Unstudierte nicht so viele Grillen einzufangen hatte und mit allem Ernste an die Arbeit ging. Regina ist auch mir um fast zwei Monate zuvorgekommen."

Nun mußten beide ausführlich erzählen. Als Hermine schließlich den Bruder aufforderte, „nicht so faul und nachlässig zu sein und der Überzeugung gemäß zu handeln," entschuldigte er sich mit seiner vielen Arbeit. „Erst gestern habe ich wieder neue zehntausend Mark entdeckt, die der unglückliche Verwalter für sich in Beschlag nehmen wollte. Zum Glück sind sie noch ausständig und somit nicht verloren."

„Die Resi dauert mich," versetzte Hermine, „wir müssen uns um das arme Ding annehmen."

„Warum nicht gar," fuhr der Bruder auf, „nachdem der Vater einen solchen Spitzbuben gemacht, sollen wir noch seine Tochter füttern."

Der Verwalter hatte sich nämlich nach der Entdeckung seiner Untreue durch Pulver und Blei der weiteren gerichtlichen Untersuchung entzogen.

„Was kann das arme Kind dafür? Daß es von der Handlungsweise des Vaters nichts gewußt, dafür bürgt das kindliche Alter. Sie ist ja erst fünfzehn Jahre alt. Siebenzigtausend Mark sind schon anfangs aufge-

funden worden, jetzt wieder zehntausend. Wir kommen ganz unerwartet zu dieser großen Summe. Das Kind hat aber nichts mehr. Nehmen wir es zu uns, Brüderchen!" dabei drückte sie ihm die Hand.

„O, wie Du schmeicheln kannst!"

„Ja, ja, das müssen wir thun. — Und — wenn Du nicht willst, — wenn Du anstatt eines fühlenden Herzens einen Stein im Leibe hast, so thue ich es auf eigene Faust und sorge für das arme Kind."

Was wollte er entgegnen? Er mußte nachgeben und Ja sagen.

„Du siehst doch, Regina!" wandte er sich an diese, daß ich ein Herz und nicht einen Kiesel in der Brust habe, wie die böse Hermine behauptet. Ich bitte Dich, laß mich jetzt mit ihr einige Minuten allein. Ich möchte sie im geheimen etwas auszanken."

Sie zog sich sogleich in ihr Zimmer zurück.

„Es ist zwar ganz ungewöhnlich," sagte er leise, „bei gewissen Angelegenheiten zuerst eine Schwester zu fragen, aber bei Dir muß es schon doch geschehen. Würdest Du ungern Regina als Deine Schwägerin annehmen?"

Hermine lachte laut auf. „Nichts lieber als das. Dann bin ich sicher, kein böses Ding in die Nähe zu bekommen und kann Regina immer bei mir haben; denn ich setze die Bedingung, daß ich stets im Schlosse bleiben darf; sonst — merke Dir's wird nichts daraus, denn wir beide, Regina und ich, haben nur einen Willen."

„Allergehorsamster, ergebenster Diener," versetzte Edmund, dann den Scherz beiseite setzend, wurde ausgemacht, daß er ihr erst nach Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses und wenn das Befinden des Vaters keinen Aufschub der Hochzeit mehr verlange, den Antrag stellen werde. Bis dorthin sollte ihr alles geheim bleiben.

„Noch etwas," fuhr Edmund fort, „Du hast gesagt, daß Regina ihre Mutter erhalte. Wie wäre es, wenn wir dieselbe in das Schloß bringen würden? Freilich — bis auf den Herbst müßte dieselbe in Regina's Zimmer wohnen, da wir der Gäste wegen die andern Zimmer frei lassen müssen. Aber ihr Zimmer ist ja groß genug für beide."

Hermine war vollkommen einverstanden, daß Regina darüber große Freude haben werde, war gewiß, und so wurde verabredet, sie vollständig zu überraschen und die Frau während einer längeren Spazierfahrt an Ort und Stelle zu bringen. —

Bevor noch dieser Plan zur Ausführung gekommen, ging ganz unerwartet ein anderer Herzenswunsch der beiden Mädchen in Erfüllung. Wie schon erzählt worden, hatten sie ein Mädchen, Anna oder „Nannchen", zu ihrer ausschließlichen Bedienung. Dieses hing mit der Liebe eines Kindes zur Mutter an ihren Gebieterinnen und wurde auch selbst wiederum zärtlich geliebt. Es war daher natürlich, daß sich dieselben darnach sehnten, auch das „liebe kleine Ding", wie sie es oft scherzend anzureden pflegten, möchte katholisch werden und so an ihrem Glücke und an ihrer Freude vollen Anteil nehmen.

„O wenn doch das liebe Nannchen auch so glücklich wäre, wie wir," sagte eines Abends Hermine, als sie nach dem Souper mit Regina in ihr Zimmer zurückgekehrt war. „Welche Freude wäre es für uns, sie als eifrige Katholikin um uns zu sehen. Und wie viele lästige Beschränkungen würden wegfallen, wenn wir vor ihr kein Geheimnis zu bewahren hätten über unsere heiligste Überzeugung, die so tief in das ganze Leben eingreift."

„Sie ist nur deshalb protestantisch," ergänzte Regina, „weil sie so unterrichtet wurde. Wie wäre es,

wenn wir ihr einiges mitteilen würden, natürlich erst, nachdem wir ihr das feierliche Versprechen der strengsten Verschwiegenheit abgenommen hätten?"

Hermine entgegnete aber: „So gerne ich sie sogleich katholisch sehen und das Glück haben möchte, ihr zur Erlangung dieser Gnade behilflich zu sein, — so wage ich es doch nicht, unter so wichtigen Umständen vorläufig etwas anderes zu thun, als für sie zu beten. Hoffentlich schickt dann Gott selbst eine gute Gelegenheit, wo wir ihr ohne alle Gefahr . . ."

Ein Geräusch im anstoßenden Zimmer Reginas verriet, daß die Thüre nicht verschlossen sei und sich jemand daselbst befinden müsse.

„Wer ist in Deinem Zimmer?" fragte Hermine ganz erschrocken in französischer Sprache.

„Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich ist es gerade Nannchen. Du hast sie ja vor dem Abendessen zur kranken Frau geschickt, um derselben Suppe zu bringen. Sie wird sich verspätet haben und ist darum mit der Zimmerarbeit nicht fertig geworden."

„Dann hat sie alles gehört," und in einem Augenblicke stand Hermine unter der Thüre, und wirklich Anna war es.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, die Frau jammerte, daß sie so hart liege, ich habe ihr das Bett zurecht gemacht und mich dadurch verspätet."

„Du hast aber auch gehört, was wir von Dir gesprochen haben?"

Ein zögerndes, furchtsames „Ja" war die Antwort.

„Nun wisse aber, Du kannst nicht begreifen, wie höchst wichtig es ist und wie viel daran liegt, daß unser Uebertritt zur katholischen Religion noch eine Zeit lang vollkommen geheim bleibe. Darum schwöre uns in Gegenwart Gottes, niemandem und unter keinem erdenk-

lichen Vorwande auch nur ein Wörtlein von dem zu sagen, was Du jetzt gehört und erfahren hast."

„O gerne, sehr gerne schwöre ich Ihnen dies vor Gott, der den falschen Eid, oder die Verletzung desselben auf das strengste bestrafen soll, wenn ich mich dessen schuldig machen sollte. — Nur um eines bitte ich inständig, gnädiges Fräulein," setzte sie hinzu und begann zu weinen, während sie sich auf die Kniee warf, „schicken Sie mich nur nicht fort, denn eine so gute Herrschaft würde ich nirgends mehr finden."

„Darüber sei ohne alle Sorge, wir behalten Dich schon und Du bleibst wie bisher unser liebes Nannchen. Jetzt gehe essen und dann schlafen, aber vergiß den Schwur nicht."

Traurig ging Anna weg.

Als sie am nächsten Morgen zur gewöhnlichen Zeit in die Zimmer kam, um aufzuräumen, sah sie ganz verstört und verweint aus.

„Was fehlt Dir, Anna?" fragte Hermine.

„Gnädiges Fräulein, darf ich es sagen, ohne daß Sie mir zürnen?"

„Warum nicht? — Hast Du vielleicht etwas angestellt, nur heraus damit, es wird Dir den Kopf nicht kosten."

„Sie haben mich gestern so erschreckt, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern fast immer geweint habe."

„Weißt Du nicht, daß ich Wort halte, und habe ich Dir nicht ausdrücklich versprochen, Dich bei mir zu behalten?"

„Darüber hatte ich keine Angst. Ich vertraue ganz auf Ihr gütiges Versprechen."

„Was ist denn dann die Ursache Deiner Angst?"

„Was Sie gestern mit Fräulein Regina über die

Religion gesprochen haben, und die Furcht, zu sterben, bevor ich noch die wahre Religion angenommen habe. Ich konnte die ganze Nacht nur weinen und beten."

„Aber Anna, laß Dich nicht betrügen," warnte Hermine sehr ernst, „laß Dich nicht vom Satan dahin bringen, wegen uns und unter dem Vorwande, Deinen Dienst zu sichern, eine Religion zu verlassen, die Du für wahr hältst, und eine andere anzunehmen, die Du nicht kennst und für falsch ansiehst. Das wäre schändlich, sehr schändlich und eine große Sünde."

„O nein, gnädiges Fräulein, solche Gedanken kamen mir gar nicht in den Sinn. Aber, ich weiß von der Religion nur das, was Sie mich früher gelehrt haben, und weil Sie nun dasselbe als falsch und irrig aufgegeben haben, kann auch ich es nicht mehr für wahr ansehen, und möchte darum katholisch werden."

„So bete eifrig, dann wird sich das übrige mit der Zeit schon finden, und jetzt geh' an die Arbeit." —

Seit der Rückkehr aus dem Kurorte konnten Hermine und Regina, die frühen Morgen- und die späten Abendstunden ausgenommen, selten allein beisammen sein. Der kranke Schloßherr wollte nämlich nur sie um sich haben, und so mußten sie, wenn auch nicht immer zugleich, so doch abwechselnd, fast den ganzen Tag bei ihm zubringen.

Was ihnen aber noch mehr als die leibliche Krankheit zu Herzen ging, war der traurige Seelenzustand desselben, indem er auch jetzt noch in seiner vollständigen Gleichgiltigkeit gegen Gott und Religion verharrte. Oft und eifrig beteten sie um seine Bekehrung, und fast täglich wurde der „Doktor" vor der heiligen Messe ersucht, seiner am Altare zu gedenken.

Regina sprach auch oft besonders mit der Mutter über ihren Bruder Reginald, der mit vierzehn Jahren von einem Onkel nach England mitgenommen worden,

aber seit vier Jahren ganz verschollen war, denn die an ihn geschickten Briefe kamen mit der Bemerkung zurück: Adressat nicht zu finden.

Auch die unglückliche, leidende Lina war ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für die beiden Mädchen. Ihr Zustand hatte sich in nichts gebessert, jedoch war es ihnen gelungen, ihre Liebe zu erwerben, so daß Lina, als die Eltern sie im Laufe des Sommers wieder nach Hause nehmen wollten, darauf bestand, noch länger zu bleiben.

IX.

Der Ritualist.

Wiederum hatte der Doktor abends, diesmal ganz allein und zu Fuß, das Schloß verlassen und die ganze Nacht außerhalb desselben zugebracht. Erst gegen zehn Uhr vormittags kam er ganz erschöpft nach Hause, er hatte nämlich in der Nacht einen harten Strauß bestanden.

Auf einem gegen zwei Stunden langen Umwege war er abends nach Schönbach gegangen, um einem armen, alten Mann die heiligen Sterbesakramente zu spenden. Ungefähr um elf Uhr nachts verließ er wieder das Städtchen, nicht auf dem Wege zum Schloß, sondern in fast entgegengesetzter Richtung. Eine halbe Stunde von Schönbach entfernt, traf er mit zwei Gensdarmen zusammen, die wahrscheinlich nebst andern auch den Auftrag hatten, dem staatsgefährlichen Pfarrer zu Leibe zu gehen, denn sonst wäre es kaum erklärlich gewesen, warum

sie einen ruhig des Weges gehenden und vornehm gekleideten Herrn — es war Vollmond und heiterer Himmel — anhielten und fragten, ob er einen Paß oder Geleitschein aufzuweisen haben.

„Muß a Inglischman haben eine Paß, wenn er will gehen promenieren in der Deutschland?" lautete die trotzige und hochfahrend klingende Gegenfrage des engländisch gekleideten Pfarrers.

Die Gensdarmen schienen wirklich zu glauben, einen Sohn Albions vor sich zu haben, denn sie begnügten sich mit dieser Antwort und setzten ihren Weg fort. Der Engländer aber suchte durch allmähliche Beschleunigung seiner Promenade immer weiter aus ihrem Bereiche zu kommen. Und nicht ohne Grund, die Wächter der öffentlichen Sicherheit schienen auf einmal von der Unschädlichkeit des Spaziergängers eine andere Meinung gefaßt zu haben, denn sie wollten zu ihm zurückkehren. Der Pfarrer, der sie durch häufiges Umsehen nie aus den Augen gelassen, merkte bald die verkehrte Front, hatte aber kein Verlangen, nochmals mit ihnen zusammen zu kommen und gab Fersengeld quer über eine Wiese dem nicht fernen Walde zu.

Seine Verfolger begannen sogleich Schießübungen, und — puff — puff — knallte es in die stille Nacht hinein. Daß dies nicht zum bloßen Spaß geschah, bewies eine am Ohr des Fliehenden vorüber sausende Kugel.

Mit der Örtlichkeit gut bekannt, gelang es dem Pfarrer, den am Saume des Waldes dahin fließenden Schönbach mit einem Sprunge zu übersetzen. Auch dem einen der Verfolger gelang dasselbe, aber im nächsten Augenblicke stürzte der andere in das durch Stauung anderthalb Meter tiefe Wasser. Es gelang ihm, mit Hilfe seines Kameraden, sogleich dem unfreiwilligen Bade

zu entkommen, aber der Pfarrer hatte doch einen neuen Vorsprung gewonnen und sich im Walde bereits ihren Blicken entzogen.

Zwar stürmten die Gensdarmen noch nach und trennten sich, weil sie die Richtung nicht kannten, welche der Fliehende eingeschlagen, ja der ins Wasser Gefallene war dem Pfarrer so nahe gekommen, daß er einmal die Zweige krachen hörte, welche derselbe abbrach, um durch das Gebüsch zu kommen. Er wollte durch einen Schuß seinen Gefährten herbeirufen und griff, um zu laden in die Patronentasche, — aber dieselbe war voll Wasser und die Patronen ganz durchweicht. Endlich verlor auch er jede Spur und mußte die Verfolgung einstellen.

Kurz vor dem Doktor waren Gäste angekommen, die derselbe erst bei Tisch zu Gesicht bekam.

Schon seit einer Reihe von Jahren hatte nämlich eine englische Familie jährlich einige Wochen auf Schloß Dalheim zugebracht, wo im Gegensatze zu dem geräuschvollen Leben ihres gewöhnlichen Wohnortes in der Nähe Londons, so erquickende Ruhe herrschte. Zwar mußte das Haupt der Familie, Herr Edmund Smith, wichtiger unaufschiebbarer Geschäfte halber, dieses Jahr auf die ersehnte Ferienreise verzichten, und seine teure Ehehälfte versagte sich das Vergnügen, um ihn nicht allein zu lassen, dafür wurde dem Sohne, der bereits Pfarrer einer hochkirchlichen Gemeinde war, die bedeutend jüngere Schwester Mary mitgegeben, und beide kamen wohlbehalten auf Schloß Dalheim an.

Das Tischgespräch, welches in französischer Sprache geführt wurde, drehte sich anfangs um die neuesten politischen Ereignisse, ging jedoch bald auf die religiösen Verhältnisse und ganz vorzüglich auf den Kulturkampf über.

Smith beklagte besonders die immer zahlreicher wer=

denden Übertritte aus der englischen Hochkirche und speziell aus dem Lager der Ritualisten in die römische Kirche, und erzählte, wie sein eigener Bruder im verflossenen Herbste ganz unerwartet seine einträgliche Pfarrei verlassen und das Studium der katholischen Theologie begonnen habe, aber bereits gestorben sei. „Schon wieder," setzte er hinzu, „könnte ich ein Dutzend Geistliche nennen, die bereits stark romanisieren, und deren Abfall in kurzem zu erwarten ist."

Wie Regina bemerkte, wurde Fräulein Mary durch die Erwähnung ihres verstorbenen Bruders sehr empfindlich berührt, nur mit großer Mühe gelang es ihr, die Gefühle zu beherrschen und nicht in Thränen auszubrechen.

„Nach meiner Überzeugung und Kenntnis der englischen Verhältnisse würden diese Übertritte zur katholischen Kirche noch viel zahlreicher sein," äußerte der Doktor auf Smiths letzte Bemerkung, „wenn die Protestanten, speziell die Ritualisten, bei ihren Forschungen nach Wahrheit nicht so häufig ganz verkehrte Wege einschlagen, sondern den naturgemäßen Gang einhalten würden. Der Forschungsgeist der Ritualisten ist gewiß sehr lobenswert und nimmt sich um so schöner aus, wenn man damit die Zustände auf dem Kontinent, besonders in Deutschland vergleicht, wo man, mit seltenen lobenswerten Ausnahmen, die Schlafhaube religiöser Indifferenz weit über die Ohren gezogen hat. Allein infolge der verfehlten Untersuchungs- oder Forschungsweise bleiben so viele Ritualisten auf protestantischem Boden stehen und begnügen sich, ihr Lehrgebäude mit einigen katholisch klingenden Lehren, und ihren Gottesdienst mit eben solchen Ceremonien auszustatten, als wenn dies hinreichen würde, aus einem Protestanten einen Katholiken zu machen."

„Herr v. Dalheim! Sie müssen schon verzeihen,"

sagte Smith lachend, „der Herr Doktor tritt mir auf die Füße, ich muß mich verteidigen.“

„Ganz nach Belieben, Sir!“ versetzte Edmund, „ich habe keine Hühneraugen, und diesen da“ — auf seine Schwester und Regina deutend — „werden Sie auch nicht weh zu thun imstande sein, also schlagen Sie nur zu.“

„Sie beschuldigen uns, Herr Doktor, falsche Wege einzuschlagen, und scheinen uns mit dem Protestantismus des Festlandes auf dieselbe Stufe zu stellen. Dieses letztere wäre ganz unrichtig, und über das erstere bitte ich, sich näher zu erklären.“

„Der Protestant überhaupt und speziell der Ritualist betrachtet sich bewußt oder unbewußt als unfehlbarer Richter in Sachen des Glaubens. Bei seinen Forschungen fordert er stets die katholische Kirche und jede einzelne Lehre derselben vor das Tribunal seines — Vergebung, Sir! — nur zu oft von Vorurteilen beherrschten Verstandes. Nicht er soll die Kirche, sondern diese ihn hören, nicht er soll aus ihrem Munde lernen, was Christus geoffenbart habe, sondern die Kirche soll aus seinem Urteile vernehmen, ob sie Wahrheit lehre oder nicht — was sie lehren dürfe und was nicht. Anstatt daß Petrus, dem Auftrage Christi gemäß, seine Brüder im Glauben stärke, soll Petrus, nach Lehre und Handlungsweise des Protestanten, auch des Ritualisten, von seinen Brüdern im rechten Glauben, in der Wahrheit erhalten werden. Nicht Petrus, nicht der Hirt, soll die ganze Herde, Schafe und Lämmer weiden, sondern diese ihren Hirten. Ob ein solches Verfahren bibelgemäß sei, mögen Sie selbst entscheiden.“

Smith schien sich getroffen zu fühlen, anfangs zeigte sich in seinen Mienen etwas wie Überraschung und Ver-

wunderung, später nach einigem Nachsinnen auch eine kleine Verwirrung.

„Welches wäre, nach Ihrer Meinung, der naturgemäße Gang der Untersuchung?“ fragte er nach einer längeren Pause.

„Einfach die Untersuchung, ob das protestantische oder das katholische Fundament des Glaubens das richtige sei, ob der Gläubige die Kirche, oder die Kirche den Gläubigen hören, ob das Schaf den Hirten, oder der Hirt das Schaf weiden soll u. s. w.

„Sie sprechen stets vom Protestantismus, mein Herr! Sie thun Unrecht, wenn Sie uns mit demselben auf eine Stufe stellen; wir Ritualisten sind durchaus keine Protestanten.“

„Oho,“ riefen der Doktor und Edmund zugleich, „Sie kein Protestant?“

„Nein, durchaus nicht, wir heißen uns englisch-katholisch.“

Nun fielen beide über Smith her und brachten Beweise über Beweise, daß die englische Hochkirche eine Partei des calvinischen Protestantismus sei, der Ritualismus aber auf den gleichen Füßen stehe, und nur in einigen Lehren und Ceremonien sich der katholischen Kirche genähert habe.

Die Ritualisten, die sich gerne als Zweig der katholischen Kirche betrachtet sehen möchten, verdammen den Protestantismus Luthers, Calvins u. s. w., darum wehrte sich auch Smith wie ein Verzweifelnder gegen die gemachte Zumuthung, mußte jedoch schließlich die Segel streichen, weil er die Beweise seiner Gegner nicht entkräften konnte. Als aber der Doktor nochmal auf das Fundament und die Lehrautorität der katholischen Kirche zu sprechen kam, erklärte Smith:

„Wenn Sie imstande sind, diese Ihre Behauptungen

klar zu beweisen und meine Einwendungen und Gegenbeweise zu widerlegen, — dann gebe ich mich gefangen, aber" — setzte er in lateinischer Sprache hinzu, „sprechen wir darüber ein anderes Mal, und nicht in Gegenwart meiner Schwester."

„Ganz einverstanden, Sir," versetzte der Doktor, „ich nehme Sie beim Wort, und bin überzeugt, wenn Sie nicht den Mut verlieren und die Flucht ergreifen, werden auch Sie, nach dem Beispiele so vieler anderer Ritualisten an der Thüre der katholischen Kirche Einlaß begehren."

„Warum soll ich den Mut verlieren? Wollen Sie gar so fürchterlich über mich herfallen?" meinte Smith, der sich so sicher glaubte, daß er eine Niederlage für absolut unmöglich hielt.

„Ich setze nicht voraus, Sie zu treffen. Die Wahrheit, klar und einfach dargestellt, ist deshalb für so manche Protestanten wahrhaft fürchterlich, weil ihr zu folgen oft mit großen, zeitlichen Opfern verbunden ist. Deshalb geschieht es nicht selten, daß solche, die bereits zur Einsicht gekommen sind, wo die Wahrheit zu finden wäre, der weiteren Untersuchung absichtlich aus dem Wege gehen, ja selbst die Gedanken an die schon mehr als halb gefundene Wahrheit möglichst ausschlagen, um, wie sie sich selbst zu überreden suchen, vor Gott eine Entschuldigung zu haben, wenn sie das bleiben, was sie sind."

Smith lachte: „Dies, Herr Doktor, ist bei mir nicht zu besorgen. Ich habe weder Frau noch Kinder, ich bin frei wie der Vogel in der Luft. Es kommt also nur darauf an, daß Sie Ihr Wort halten und den verversprochenen Beweis liefern."

Als die Mahlzeit zu Ende war, zog sich der Pfarrer sogleich auf sein Zimmer zurück, er bedurfte notwendig der Ruhe.

Smith aber blieb zurück und sagte zu Edmund:

„Ein ganz sonderbarer Herr, dieser Doktor, er muß Theologie studiert haben.“

„Man trifft von Zeit zu Zeit Männer,“ entgegnete letzterer, um näheren verfänglichen Fragen auszuweichen, „die so viel theologische Kenntnisse besitzen, daß man dieselben bei ihrem Stande nicht vermuten würde. Sie werden heute abend einen jungen Baron kennen lernen, der, wie er versichert, nie einen theologischen Kurs gehört hat, aber dennoch in der Theologie sehr bewandert ist. Er hat öffentlich erklärt, nur privatim sich die katholische Kirche angesehen und besonders ihr Fundament genau untersucht zu haben, da ihm sein früheres protestantisches Fundament von einem Universitätsfreunde, einem neugebackenen Katholiken, unter den Füßen in Trümmer geschlagen worden sei.“

„Also ein Überläufer,“ brummte Smith, während Hermine mit vor Freude leuchtenden Augen fragte:

„Kommt der Baron v. Hochfeld?“

„Ja, gerade vor Tisch ist ein Telegramm angekommen.“

„Kommt auch Luise mit?“

„Es heißt: zwei Gäste, offenbar er und Luise. Sorge dafür, daß die Zimmer in Bereitschaft gesetzt werden.

Smith, den seine frühere Heiterkeit auf einmal verlassen zu haben schien, zog sich zurück, seine Schwester aber, die der ganzen Unterredung mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, schien sehr angegriffen und aufgeregt. Sie schlug die Einladung Reginas — Hermine mußte zum kranken Vater — in den Garten zu gehen, aus und eilte, sich in ihr Zimmer einzuschließen. Daselbst nahm sie ein sorgfältig eingewickeltes Bild aus der Tasche, entfernte die mehrfachen Umschläge und begann mit Thränen in den Augen das Bild zu küssen.

Sie warf sich auf das Sofa hin, rang die Hände und das Weinen ging in heftiges Schluchzen über. „O ich Unglückliche," sagte sie halblaut, „ich bin so nahe und doch wieder so ferne vom Ziele, ich habe niemand, dem ich mich anvertrauen könnte. Auch hier scheint alles vergeblich zu sein, selbst dem eigenen Bruder darf ich nicht trauen."

Wiederum begann sie das Bild zu küssen, das von den Thränen ganz benetzt wurde. Endlich begann sie zu beten, sie wurde allmählig ruhiger und schlief endlich auf dem Sofa ein, und weilte im Traume am Sterbebette einer teuren Freundin in ihrer Heimat.

Der Baron und Luise kamen gegen Abend an, und erfreuten sich der liebevollsten Aufnahme.

Am folgenden Morgen beim gemeinschaftlichen Frühstück konnte es Edmund nicht unterlassen, den Engländer zu necken und dahin zu wirken, daß der tags zuvor beabsichtigte Kampf zwischen ihm und dem Doktor nicht hinausgeschoben werde.

„Wie steht's, Sir," fragte er, „sind die Kanonen geladen, und ist die ganze Armee in Bereitschaft?"

„Alles in Ordnung," versetzte Smith voll Zuversicht, „und der Sieg wird nicht schwer zu erringen sein."

Hermine und Regina nahmen es auf sich, dem Baron, Luise und Mary die Räumlichkeiten des Schlosses und die Umgebung zu zeigen. Dabei machte der Baron eine ihn überraschende Entdeckung.

In der Nähe des im ersten Kapitel beschriebenen Wasserfalles bemerkte er nämlich eine kleine Felsenhöhle. Er drang durch das vor demselben wuchernde Gesträuch, und sah in der Höhle selbst in einem Winkel ein kleines, versperrtes Koffer. Schon wollte er dasselbe heraustragen, als ihm ein Gedanke durch den Kopf fuhr, der ihm ein Lächeln und die Worte entlockte: „So, so, —

auch hier ein Staatsgefährlicher, — der Doktor, niemand anderes."

Als er zu den Mädchen zurückkam, bemerkte er Herminens Verlegenheit. Sie blickte ihn bittend an und legte, von Mary unbemerkt, den Zeigefinger auf den Mund.

Als es bald darauf möglich wurde, mit ihm einige Worte allein zu reden, fragte sie: „Haben Sie in der Höhle nichts entdeckt?"

„Ja, die Garderobe Ihres französischen Doktors, er war mir schon gestern abend und heute noch mehr verdächtig."

„Sie müssen schon verzeihen, Herr Baron! Es gab noch keine Gelegenheit, Ihnen unbemerkt das Geheimnis mitzuteilen. Die ganze Dienerschaft ist protestantisch, auch Smith und seine Schwester dürfen nichts erfahren."

Mary kam wieder in die Nähe und das Gespräch mußte abgebrochen werden.

Unterdessen war im Park ein heftiger Kampf entbrannt, bei dem es sich um Leben oder Tod des ritualistischen Protestantismus handelte. Die beiden Herren hatten in der Hitze des Gefechtes ganz auf die Zeit vergessen. Smith war ganz aufgeregt, denn er hatte Einwendungen über Einwendungen vorgebracht, aber jedesmal wieder die Segel streichen müssen. Eben wollte er bei einem Gegenstande seine letzte noch bereit stehende Einwendung vorbringen, von welcher er schließlich dennoch einen glänzenden Sieg zu erwarten schien, als ein Diener meldete, die Herren würden im Speisezimmer erwartet.

„Bei nächster Gelegenheit werde ich Ihnen eine Bombe vor die Füße werfen, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen wird," scherzte Smith auf dem Wege in das Schloß, denn trotz der beständig sich wiederholenden Niederlagen ließ er nichts von Entmutigung

merken, und zeigte stets volle Zuversicht auf die von ihm verteidigte Sache.

Allein die Bombe ließ auf sich warten. Smith erwähnte der stattgefundenen Unterredung mit keiner Silbe mehr, noch viel weniger sprach er von der Fortsetzung derselben. Er schien verstimmt, nachdenkend und unruhig.

Noch mehr war dies letztere bei seiner Schwester der Fall. Bei aller Aufmerksamkeit und Liebe, welche ihr die Mädchen schenkten, schien sie doch gegen alles teilnahmslos, sperrte sich nicht selten auf längere Zeit in ihr Zimmer ein und wurde mehrmals mit verweinten Augen gesehen. Alle Bemühungen Herminens und Reginas, die Ursache ihres Kummers zu entdecken, schienen vergeblich.

Der Baron hielt sich nur einige Tage auf, Luise aber — so hatte es der Baron mit Edmund und Hermine ausgemacht — sollte zu ihrer größten Freude noch längere Zeit bleiben, um sich in der ersehnten Gesellschaft ihrer Freundinnen von ihrer Krankheit zu erholen und vollständig zu genesen. Die Hauptabsicht aber, mit welcher der Baron gekommen, war für jetzt nicht zu erreichen, der Zustand des Schloßherrn war zu bedenklich, als daß es schicklich gewesen wäre, der Tochter Heiratsanträge zu machen.

Vor der Abreise lud er den Engländer und dessen Schwester zu einem Ausfluge in die Villa ein. Smith war gleich dazu bereit, hauptsächlich des Doktors wegen, dessen Gegenwart infolge jener Disputation für ihn etwas Unangenehmes zu haben schien. Seine Schwester aber ließ sich auf keine Weise bewegen, Dalheim zu verlassen. Gerade an demselben Vormittage war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, beim Frühstück noch sichtlich traurig und niedergeschlagen, war sie mittags kind-

lich heiter, ja von einer fast mutwilligen Fröhlichkeit erfüllt.

In einer geheimen Unterredung mit dem Pfarrer trug der Baron demselben seine Villa als verläßlichen Zufluchtsort an, sobald er auf Dalheim nicht mehr sicher sei, und teilte ihm auch seine Absichten in betreff Herminens mit.

„Ich kann zu Ihrer Wahl nur von Herzen Glück wünschen," antwortete der Pfarrer, „ich bin bereits über dreißig Jahre in der Seelsorge, und in dieser Zeit mit gar vielen Menschen in Berührung gekommen. Ich kann Sie versichern, so kindlich aufrichtige Frömmigkeit, verbunden mit einem so reifen Verstande bei so jugendlichem Alter, und dazu so große Liebe zu den Armen, — dies ist nur äußerst selten zu finden. — Jedoch — Sie werden mit dem guten Kinde auch Ihr Kreuz haben."

„Welches Kreuz?" fragte der Baron ganz betroffen.

„Eben wegen ihrer Mildthätigkeit. Ungeachtet ihres eigenen bedeutenden Vermögens wird sie nicht selten leere Kasse haben und dann bei ihrem Herrn Gemahl so lange anklopfen, bis die Riegel brechen und die Börse sich öffnet. Wie sie hier die Mutter aller Hausarmen ist, so wird sie es auch in ihrem neuen Wohnsitze sein wollen."

„Gegen dieses Kreuz ist leicht Abhilfe zu finden," erklärte der Baron in heiterster Stimmung. „Daß sie unvernünftig verschwende, ist gewiß nicht zu besorgen, und somit giebt man ihr zu Kasse und Vorratskammern eigene Schlüssel und unbeschränkte Vollmacht, — dann hat man Ruhe und ist dabei sicher, die Pflicht des Almosengebens nicht zu vernachlässigen." —

Die beiden Reisenden kamen gegen Abend auf der Villa an.

Als die Herren abends bei Tische saßen, entlud sich ein heftiges Gewitter, und Smith sprach seine Freude aus, bei der so gereinigten Luft des andern Tages auf dem Gipfel des Berges eine um so bessere Aussicht zu genießen.

Kaum war der heftigste Sturm vorüber, als der Sekretär erklärte, einen Spaziergang machen zu wollen.

„Was? Jetzt?“ rief Smith, „es blitzt und donnert, es regnet noch in Strömen. Jetzt soll man nicht einmal einen Hund vor die Thüre jagen.“

„Das thue ich ja nicht, Sir, ich jage bloß mich ein wenig in die frische Luft,“ scherzte der Sekretär, und entfernte sich.

„Ein ebenso sonderbarer Mensch, nur kein solcher Brummbär wie der französische Doktor auf Dalheim,“ bemerkte Smith. „Bei Nacht, in Sturm und Regen, unter Blitz und Donner herumlaufen, bei Tag und schöner Witterung schlafen — das ist die verkehrte Welt.“

„Er macht es schon über zwei Jahre so,“ erzählte der Baron, „und meine Hausleute sind schon so daran gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes mehr darin erblicken. Aber warum, Sir, nennen Sie den Doktor einen Brummbär? Ich habe gehört, Sie hätten mit ihm ganz freundschaftlich den Degen gemessen!“

„Wie man es nennen will,“ meinte Smith, „ich suchte nur mit einer Kugelspritze ihm beizukommen, er aber, offen gestanden, arbeitete mit ziemlich ungezogenen Kanonen schweren Kalibers, mich über den Haufen zu schießen.“

„Es scheint Ihnen also nicht am besten dabei ergangen zu sein?“

„Ich muß bekennen, daß, so weit das Gespräch geführt wurde, der Vorteil nicht auf meiner Seite war,

aber, als ich einen entscheidenden Schlag führen wollte, wurden wir gestört und zu Tisch gerufen, und zu einer neuen Unterredung ist es nicht mehr gekommen."

„Dürfte ich um diesen entscheidenden Punkt fragen?"

„Warum nicht? Nur dürfen Sie meinen Standpunkt nicht vergessen und dabei sich nicht beleidigt fühlen."

„Gewiß nicht, Sir!"

„Wir sprachen vom Lehramte der Kirche, er ging dann auf die Unveränderlichkeit der Lehre über und brachte Verschiedenes vor, um diese Unveränderlichkeit der katholischen Lehre zu beweisen, und dadurch auch die Wahrheit der katholischen Kirche als über jeden Zweifel erhaben darzustellen. Wir mußten aber, wie gesagt, abbrechen, und ich konnte ihm nicht mehr jene unleugbaren Thatsachen vor Augen halten, die seinen ganzen Beweis in leeren Dunst auflösen."

„Sie machen mich wirklich sehr neugierig. Es betrifft dies Dinge, die auch mich angehen."

„Es ist eine allbekannte Thatsache, daß so manche Dogmen erst im Laufe der Zeit entstanden sind. Wie viele Dogmen hat z. B. das Konzil von Trient aufgestellt! Und das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit ist erst einige Jahre alt. Wie kann man diesen Thatsachen gegenüber noch von Unveränderlichleit sprechen?"

„Glauben Sie wohl, daß dieser Einwurf so schwer zu lösen sei?"

„Ja, denn die Thatsachen sind klar. Könnte der Beweis geliefert werden, daß die römische Kirche der ursprünglichen Lehre stets treu geblieben, so wäre dadurch die gesamte sogenannte Reformation des Irrtums überwiesen, und alle Protestanten, wir Ritualisten nicht ausgenommen, müßten demütig an die Thüre der katholischen Kirche anklopfen und um Einlaß bitten. Allein, wie gesagt, dieser Beweis ist unmöglich."

„Mir im Gegenteil," erklärte der Baron, „scheint dieser Einwurf nur auf einem Mißverständnis zu beruhen, das nicht eine Wiederlegung, sondern nur eine kurze Aufklärung über die Bedeutung der Worte: Lehre und Dogma erheischt."

„Darf ich darum bitten."

„Unter Lehre der Kirche verstehen wir den gesamten Inhalt der göttlichen Offenbarung, wie dieselbe der Kirche bei ihrer Gründung übergeben worden. Diese Offenbarungslehre ist es, die weder Zuwachs noch Abnahme noch Änderung erleidet. Unter Dogma aber sind jene einzelnen Offenbarungsstellen zu verstehen, welche von der Kirche im Laufe der Jahrhunderte ausdrücklich und feierlich als solche, als Bestandteile der von Christus übergebenen Offenbarung erklärt wurden. Darum vermehrt sich wohl die Zahl der Dogmen, aber die Lehre bleibt unveränderlich dieselbe."

Smith war wie außer sich, er begann bereits einzusehen, daß seine letzte Bombe sich als Seifenblase erweisen werde, suchte jedoch sich zu beherrschen und sagte anscheinend ruhig:

„Wenn dem so wäre — warum hat sich die Kirche nicht auf einmal über alle einzelnen Glaubenslehren ausgesprochen?"

„Warum haben sich die Apostel auf dem ersten Konzil zu Jerusalem nur über einen Punkt, nämlich über das jüdische Ceremonialgesetz ausgesprochen?" fragte der Baron.

„Offenbar deshalb, weil auch nur dieser Punkt von Christen angestritten wurde, und darüber Zweifel herrschte."

„Und war nicht über die gesamte christliche Lehre eine feierliche Erklärung notwendig?"

„Offenbar nicht, wozu eine solche Erklärung aller Apostel zugleich, wo das Wort eines einzelnen schon genügte?"

„Somit haben Sie auch selbst Ihre Frage beantwortet. Die Kirche giebt nach dem Beispiele des ersten Konzils nur dann eine eigene feierliche Erklärung über eine Lehre ab, wenn dieselbe bestritten und angefochten wird. Ein großer Grundbesitzer, der sein Eigentum vom Vater geerbt hat und ruhig im Besitze desselben lebt, wird nicht Prozeß führen für diese seine unangefochtenen Güter. — Die Zahl der Dogmen vermehrt sich daher mit der Zahl der Irrlehrer, welche die Kirche angreifen und einzelne Lehren derselben zu leugnen suchen. Wären nicht im sechzehnten Jahrhundert Luther, Calvin und Genossen von der katholischen Kirche abgefallen, hätten sie nicht, um für ihre Träumereien Glauben zu finden, die Kirche des Irrtums, der Veränderung ihrer Lehre beschuldigt — gewiß, wir hätten um eine bedeutende Anzahl Dogmen weniger, aber die gleiche Lehre.“

„Und soll es sich vielleicht mit dem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit auch so verhalten?“ fragte Smith.

„Genau so, Sir! Diese Lehre ist so alt, wie die Kirche selbst. Sie ist sogar in allgemeinen Konzilien klar ausgesprochen, wenn auch nicht ausdrücklich als Dogma erklärt worden. Und die Päpste waren sich stets dieses Vorzuges bewußt, wie ihre Handlungsweise vom Anfange an bezeugt. Die erst in neuester Zeit immer mehr um sich greifende Leugnung dieser Lehre nötigte die Kirche zur feierlichen Erklärung und Verteidigung dieser so wichtigen und einflußreichen Offenbarungswahrheit.“

Es war bereits sehr spät, und die beiden Herren trennten sich. Auch Smith legte sich zu Bette, aber der Bruder Schlaf hatte diesmal ganz auf ihn vergessen. Dafür jagte ein Gedanke den andern, ein Zweifel bekämpfte den andern. Im Zustande wachen Träumens sah er sich in einer katholischen Kirche vor dem Altare,

das Tridentinische Glaubensbekenntnis in der Hand, ja mit priesterlichen Kleidern angethan am Altare die Messe lesen. Bald darauf erblickte er sich wieder weit von der Kirche fortgeschleudert und den Weg dahin durch ganze Berge versperrt und verrammelt.

Endlich schlug es drei Uhr, er kam zu sich, stand auf, warf sich auf die Kniee nieder, flehte mit der ganzen Innigkeit des Herzens zu Gott um Erleuchtung und beteuerte, ohne menschliche und zeitliche Rücksicht dem folgen zu wollen, was ihm Gott als Wahrheit und Pflicht zu erkennen geben würde.

Beruhigt legte er sich nieder. Noch hörte er um einhalb vier Uhr die Schritte eines, wie es schien, sehr ermüdeten Mannes, der an seinem Zimmer vorüberging. — „Dies ist wahrscheinlich der nächtliche Vagabund,“ dachte er. — „Oder“ — fiel ihm plötzlich ein, „ein katholischer Priester von heldenmütiger Gottes- und Nächstenliebe. — Und der Doktor auf Dalheim?!“

Als Smith erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und ein Pochen an der Thüre brachte ihn sogleich aus dem Bette. Der Baron selbst hatte den Schläfer geweckt und sagte, es sei höchste Zeit, den Berg zu besteigen, später würde sich die Luft wieder trüben und die Aussicht verringern.

Ein herrliches Panorama stellte sich den Herren vor die Augen. Smith konnte nicht müde werden, mit bewaffneten Augen immer wieder die Gegend zu durchmustern. Besonders waren es die riesigen Gletscher und Gebirge der Schweiz, welche sein lebhaftes Interesse erweckten. Erst als die Uhr auf die zwölfte Stunde wies, konnte er sich zur Rückkehr entschließen, ließ sich jedoch vorher vom Baron und Sekretär das Versprechen geben, ihn noch öfter an diesen Ort zu begleiten.

„Herr Baron! Haben Sie hier in diesem von der

Welt so abgeschlossenen Paradiese auch eine Bibliothek?" fragte er auf dem Rückwege.

„O ja, und sie steht ganz zu Ihrer Verfügung. Sie ist allerdings der Bändezahl nach nicht groß. Sie werden jedoch nur gediegene Werke finden. Sollten Sie aber in Bezug auf Philosophie oder Theologie etwas vergeblich suchen, so verweise ich Sie an meine lebendige Bibliothek." Dabei wies er auf den Sekretär hin, der etwas zurückgeblieben war.

„Also habe ich mich nicht getäuscht," erklärte Smith, „ich schalt ihn heute um einhalb vier Uhr morgens einen nächtlichen Vagabunden, bis mir einfiel, er müsse ein wahres Ideal eines katholischen Priesters sein."

Woche um Woche vergingen, ohne daß Smith Miene machte, nach Dalheim zurückkehren zu wollen. Fast den ganzen Tag brachte er entweder in der Bibliothek unter den Büchern, oder in Gesellschaft des Sekretärs zu. Schon war der August und ein großer Teil des Septembers vorüber, und er war noch immer auf der Villa wie festgebannt. Wohl hatte er einmal seiner Schwester geschrieben und angefragt, ob sie sich sehr nach der Heimkehr sehne, aber die Antwort erhalten, er solle nur bleiben, so lange er wolle, sie könne sich kaum wieder von Dalheim und den lieben Fräulein trennen.

Unterdessen war daselbst ganz im stillen und unerwartet eine Verlobung gefeiert worden.

X.
Die Stunde der Rache.

Als Lorg von seiner Badereise nach Haus gekommen, war sein erstes, den katholischen Pfarrer zu besuchen und ihm seinen Entschluß mitzuteilen. Da er auch andern Bewohnern des Dorfes sein Vorhaben bekannt werden ließ, verbreitete sich diese Nachricht mit Blitzesschnelle in der ganzen Gegend, und der Lärm darüber in protestantischen Kreisen wurde noch größer, als man auch die frühere Stellung des neuen Rechnungsführers erfuhr. Selbst in „Schmierblättern" wurde gegen sie gepoltert und geschrieen, mehrmals sogar ihre Zurechnungsfähigkeit in Zweifel gezogen. Lorg selbst äußerte sich darüber:

„Kaum ein Protestant „von Bildung" würde etwas auszustellen wissen, wenn wir zur lächerlichsten Sekte übertreten, oder uns für konfessionslos, oder atheistisch erklären wollten; aber katholisch werden, das können nun einmal gewisse Leute so wenig leiden, wie die Nachtvögel das Sonnenlicht."

In drei Familien wurde noch aus einem ganz speziellen Grunde auf Lorg losgeschlagen, jede hatte nämlich gehofft, eine ihrer Töchter anzubringen. Jetzt war diese Hoffnung zu Wasser geworden, denn man war der Überzeugung, der neue Katholik würde keine Protestantin heimführen.

Eines dieser Mädchen, das gar zu gerne Hausfrau auf dem „Großhof" geworden wäre, fand ein nach ihrer Meinung recht passendes Mittel, ihre Absicht zu erreichen.

Infolge der häuslichen Erziehung stand ihre religiöse Überzeugung auf ziemlich freundschaftlichem Fuße mit

dem Unglauben. Es war ihr daher etwas Leichtes, in Übereinstimmung mit den Eltern sich zu entschließen, dem Scheine nach katholisch zu werden, — dann — dachte sie, könne ein Antrag von seiten Lorgs nicht ausbleiben.

Sie ging ohne Verzug ans Werk und ersuchte den Pfarrer um Aufnahme in die Kirche.

Dieser hatte jedoch die Absicht der jungen Springinsfeld nur mit Mißtrauen betrachtet, und so sehr auch die Person zu heucheln suchte, kam er doch schon in den ersten Tagen zur Gewißheit, daß sein Verdacht auf volle Wahrheit beruhe. Die Folge davon war die augenblickliche Abweisung. „Heuchelei ist immer schmählich und entehrend," sagte ihr der Pfarrer, „aber aus zeitlichen Rücksichten, ohne wahre Ueberzeugung, bloß zum Scheine, sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen und an ihren Sakramenten teilnehmen wollen — ist nicht bloß schändlich, sondern auch ein großes Verbrechen in den Augen Gottes und der hl. Kirche."

Auch ein Handwerker meldete sich beim Pfarrer zum Übertritt und verlangte Aufnahme, erhielt aber den Bescheid, daß nur sittlich unbescholtene Protestanten aufgenommen werden könnten, von welchen auch ein rechtschaffenes, dem Glauben entsprechendes Leben zu erwarten sei. Verwundert und zornig fragte er:

„Wer kann mir denn etwas vorwerfen? Ich habe niemanden bestohlen oder umgebracht."

„Guter Freund," erwiderte ihm der Pfarrer, „wie oft schauen Sie so tief ins Glas, daß Ihnen die breite Straße noch zu eng wird! Wie geht es zu in Ihrem Hause? Söhne und Töchter machen, was sie wollen, und von Ihren häufigen Besuchen bei der Guntrich Kathi spricht das ganze Dorf, da Sie ja dort nichts zu thun hätten."

„Wenn an diesen Kleinigkeiten so viel gelegen wäre," meinte der Handwerker, „warum hat denn der Pastor gar keine Schwierigkeit gemacht, den Schweizer Jakob aufzunehmen, als dieser zu den Protestanten übergehen wollte? Von ihm ist Schlimmeres bekannt."

„Wie können Sie sich darüber wundern?" lautete die Gegenfrage. „Sagen Sie mir, kennen Sie in der ganzen Gegend auch nur einen einzigen sittlich rechtschaffenen Menschen, der katholisch war und protestantisch geworden ist? Nur der ganz verkommene Auswurf unter den Katholiken wird protestantisch, wenn zeitliche Vorteile ihn locken, und wollten die Pastoren diesen Auskehricht zurückweisen, so würden sie trotz aller Unterstützungen nie einen Proselyten aus den Katholiken haben. — Übrigens weise ich Sie nicht durchwegs ab," schloß der Pfarrer, „sollte wirklich Überzeugung der Grund Ihres Verlangens sein, so bessern Sie sich entschieden, dann können Sie in einem halben Jahre wieder anfragen. Erfolgt keine gründliche Besserung, so brauchen Sie gar nicht anzufragen. — Und nebenbei bemerkt, hoffen Sie auf keine Unterstützung, wir Katholiken treiben keine Proselytenmacherei nach Art der Protestanten, obgleich gerade diese über katholische Proselytenmacherei nicht genug zu schmähen wissen, um ihre eigene Handlungsweise zu verbergen." —

Unter großer Teilnahme der katholischen Bewohner der Pfarrei wurde Lorg und die Familie seines Rechnungsführers Ende August in die katholische Kirche aufgenommen.

Bald darauf erschien er ganz unerwartet auf Schloß Dalheim. Von Edmund als guter Bekannter freundlichst aufgenommen, wurde er nach einer kurzen Unterredung in Herminens Arbeitszimmer geführt, woselbst er auch Regina, Luise und Rosa vorfand. Diese letztgenannte

hielt sich nämlich in letzter Zeit oft auf dem Schlosse auf, um die Mädchen, wenn sie nicht mit dem Kranken beschäftigt waren, im Sticken auszubilden. Sie geriet jetzt in nicht geringe Verlegenheit. Nicht nur erinnerte sie sich auf das lebhafteste der Scene im Park, wo er als ihr Retter und Befreier aufgetreten — noch mehr war es das große und Pläne verratende Geschenk, das sie im letzten Augenblicke bei der Abreise erhalten hatte, und wofür sie ihm bis jetzt noch den Dank schuldete, weil sie seine Adresse nicht hatte erfahren können.

Befangen wollte sie jetzt ihrer Schuldigkeit nachkommen, Lorg jedoch unterbrach sie mit der Bemerkung: „Es ist nicht der Mühe wert, wegen einer solchen Kleinigkeit viele Worte zu machen. Sie haben mir eine zu große Wohlthat erwiesen, als daß ich dieselbe je nach Gebühr erwidern könnte, denn nach Gott verdanke ich es Ihnen, Ihrem Gespräche im Park mit dem gnädigen Fräulein Hermine, vor neun Tagen das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt zu haben. — Doch lassen wir dieses. Für jetzt das Wichtigste ist ein Brief vom katholischen Pfarrer in K., meinem Wohnorte, dessen Überbringer ich bin. Haben Sie die Güte, denselben heute noch zu lesen und mir morgen darauf Antwort zu geben.“

Der mit pfarramtlichen Siegel geschlossene Brief enthielt noch einen andern. Kaum hatte Rosa den ersten teilweise gelesen, als sie tief errötete.

Nachdem sie auch den zweiten Brief mit noch glühenderem Rot auf den Wangen gelesen, übergab sie beide Herminen und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, während letztere die Briefe laut vorlas.

Der erste war vom Pfarrer in K. und berichtete, daß Lorg, der schon als Protestant in der ganzen Gegend in allgemeiner Achtung gestanden, das katholische Glau-

bensbekenntnis abgelegt habe — ein Vermögen von fünfhunderttausend Mark und nebst dem Rufe eines unbescholtenen Lebens alle Eigenschaften besitze, die ihn ehren und vor den übrigen auszeichnen können. Der beste Beweis für seine Leutseligkeit sei die große Liebe und Anhänglichkeit aller seiner Untergebenen, so daß jeder rechtschaffene Dienstbote sich glücklich schätze, wenn er von Lorg aufgenommen werde. Dieses wenige werde genügen, schloß der Pfarrer, Fräulein Rosa in den Stand zu setzen, nicht unvorsichtig und ohne Kenntnis zu handeln, wenn der Überbringer dieses Briefes um ihre Hand bitte.

Der zweite Brief war von Lorg selbst, und setzte ihr seine Wünsche in schlichten Worten auseinander.

Es braucht wohl kein langes Kopfzerbrechen, um zu erraten, welche Antwort dem Bräutigam zu teil wurde, als er des andern Tages Rosa zu einer kurzen Unterredung in den Park bitten ließ. Nachmittags, nach einem festlichen Mahle, das Edmund dem neuen Brautpaar zu Ehren veranstaltete, wurde Lorg, der sich nicht länger aufhalten wollte, von seinem Freunde auf die Bahnstation begleitet, und kehrte nach Hause zurück, um sogleich alle Anstalten zu treffen, denn die Vermählung sollte sehr bald stattfinden.

Kaum war seine bereits getroffene Wahl bekannt geworden, als es, besonders in der Frauen- und Mädchenwelt, neuen Lärm absetzte. Dieses Gerede blieb jedoch nicht ohne bedenkliche Folgen, während das erstere über seinen Übertritt ganz unschädlich vorüber gegangen war.

In einem Gasthause des Dorfes saßen eben einige Bauern und ein junger durchreisender Herr, als Schneidermeister Labig eintrat und die Neuigkeit brachte, Lorg sei mit einer Braut verlobt, die niemand in dieser Gegend kenne. Beim Namen „Lorg“ blitzte es in den Augen

des Fremden ganz unheimlich, wie ein Wetterleuchten aus der Hölle. Ein paar Fragen wie: „Wer ist dieser Lorg? Wohnt er hier?“ u. s. w., die der Fremde mit scheinbarer Gleichgiltigkeit stellte, veranlaßten den gesprächigen Bekleidungskünstler, alles aufzutischen, was er von und über Lorg wußte, und schließlich den Verdacht auszusprechen, daß derselbe, wie er sich den Papismus auf seiner Badereise geholt, auch bei dieser Gelegenheit von seiner nunmehrigen Braut, einer Papistin, „geködert“ worden sei.

Trotz aller Mühe konnte der Fremde seine Aufregung nicht verbergen, die Gäste kümmerten sich jedoch nicht um ihn. Bald verließ er das Gasthaus, schlenderte im Dorfe umher, besah sich auch, jedoch nur aus einiger Entfernung, den Großhof, der, einige Minuten vom Dorfe entfernt, selbst ein kleines Dorf bildete — und reiste abends wieder ab.

Lorg hatte die Gewohnheit, bei schöner Witterung täglich einen Spaziergang in ein nahes Fichtenwäldchen zu machen, das zu seinem Eigentume gehörte, und daselbst auf einer Rasenbank sich längere Zeit mit Lektüre zu beschäftigen. Zwei Tage nach dem erwähnten Vorfalle im Gasthause ging Lorg wieder an seinen gewohnten Platz, bemerkte aber nicht, daß er aus geringer Entfernung von einem jungen Menschen beobachtet wurde, der mit verzerrtem Gesichte hinter einem Baume versteckt war. Diese Beobachtungen wiederholten sich durch mehrere Tage, indem der Fremde von einem andern Dorfe aus, wo er sich einlogiert hatte, stets auf der dem Hofe entgegengesetzten Seite in den Wald kam und meistens längere Zeit in geringer Entfernung von jener Rasenbank sich versteckt hielt.

So unbemerkt sich der Fremde glauben mochte, wurde er doch bei jedem dieser Besuche überwacht. Der „große

Hannes", wie Lorgs Waldhüter genannt wurde, hatte ihn, selbst ungesehen, beim ersten Besuche des Waldes ganz in der Nähe beobachtet und Verdacht geschöpft, und war als treuer Diener des geliebten Herrn stets in der Nähe, so oft sich dieser in das Wäldchen begab.

Schon war er entschlossen, seinen nichts ahnenden Herrn auf den verdächtigen Jungen aufmerksam zu machen, als derselbe ausblieb und aus der Gegend verschwunden zu sein schien. — — —

Der September neigte sich zu Ende, und Smith befand sich noch immer auf der Villa am Rhein, mit Studien beschäftigt. Nun erhielt der Baron von Edmund die Einladung, bei dem wichtigsten Schritte seines Lebens, den er im Verein mit einem früheren Studienfreunde machen wolle, als Zeuge zu fungieren und ihm denselben Dienst zu erweisen, den er früher seiner Schwester Hermine geleistet habe. Sollte es beim Engländer zu einem Entschlusse gekommen sein, hatte Edmund beigesetzt, so möge er denselben davon in Kenntnis setzen und mitbringen.

Der Studienfreund war Theodor Langs, der ganz unerwartet gekommen war, um, wie er sich ausdrückte, nachzusehen, „ob sein Freund schon ein felsenfester Papist geworden sei, oder noch in der Luft hänge, ohne ein haltbares Fundament unter den Füßen zu haben."

Edmund erklärte, nur deshalb noch nicht in die Kirche aufgenommen zu sein, weil ihm der vielen Geschäfte wegen die Zeit gemangelt, den Selbstunterricht zu vollenden, und fragte dann:

„Was ist denn aus Dir geworden?"

„Ich komme aus den Katakomben der Welthauptstadt, als Zweifelnder stieg ich in dieselben hinab, und nachdem ich Vieles und Merkwürdiges gesehen, kam ich zuletzt zum Grabe der heiligen Agnes, deren Leben ich

tags zuvor gelesen, und die im Alter von dreizehn Jahren freudig ihr junges Leben für den heiligen Glauben und die Bewahrung der Unschuld hingeopfert hat. Ich warf mich daselbst auf die Kniee und stand als vollkommen überzeugter Katholik wieder auf."

„Du bist also schon aufgenommen?" fragte Edmund.

„Nein, noch nicht. Es summen mir noch einige Mücken um die Ohren, und weil ich des langen Studierens in Büchern herzlich satt bin, wollte ich mich hier mit einem katholischen Priester besprechen, dann mich in die Kirche aufnehmen lassen und sogleich das Studium der Theologie beginnen. Aber leider — der Pfarrer ist fort, wie ich soeben in der Stadt erfahren, und so ist meine Reise hierher vergeblich."

„Durchaus nicht vergeblich," erklärte Edmund. „Für einen Priester zur Aufnahme in die Kirche laß mich sorgen, alles Vorausgehende aber kann mein Gast, ein hier weilender französischer Doktor, in das richtige Geleise bringen. Wir machen den Schritt mitsammen."

Edmund ließ den Doktor ersuchen, sich zu ihm zu bemühen.

„Herr Doktor," rief er dem Eintretenden zu, „hier präsentiere ich Ihnen zwei Patienten, nämlich diesen Herrn, meinen Studiengenossen und mich. Ich glaube, eine starke Dosis Insekten-Vertilgungspulver würde bei uns beiden ausgezeichnete Dienste leisten, denn in meinem Kopfe zirpen noch ein paar Grillen, wie meine Schwester behauptet, und dieser Freund klagt, daß einige Mücken ihn beunruhigen."

Der Doktor hatte leichte Arbeit, denn die Insekten bestanden nur aus einigen Vorurteilen und Mißverständnissen der katholischen Lehre.

Auch Smith hatte noch ein paar Unterredungen mit dem Pfarrer, der schon längst aufgehört hatte, ein

„Brummbär" zu sein, und dann legten alle drei Herren ganz im geheimen — selbst Hermine wußte die Stunde nicht — das katholische Glaubensbekenntnis ab. Diesem Akte folgte im Laufe des Nachmittags die heilige Beicht, der Baron machte den Schluß.

Als Smith des andern Morgens in die noch fast dunkle Kapelle trat, bemerkte er wohl, daß sich jemand im Hintergrund derselben befinde, achtete jedoch nicht darauf und ließ sich auf seinen Stuhl nieder.

Während der heiligen Messe, bei der Kommunion des Priesters empfingen die Herren ebenfalls das heiligste Sakrament. Aber wie groß war Smiths Überraschung und Staunen, als er nebst einer bejahrten Frau — Reginas Mutter — noch fünf Mädchen vortreten und kommunizieren sah, und darunter seine eigene Schwester erblickte! Er traute kaum seinen Augen, rieb sich dieselben und suchte sich zu überzeugen, daß er nicht träume und recht sehe. Und so war es wirklich. Die Zerstreuung verwandelte sich bald in herzliches Dankgebet gegen die Güte Gottes, der auch seine Schwester unerwartet die Wahrheit hatte finden lassen.

Kaum war er mit den übrigen aus der Kapelle getreten, als er über seine Schwester herfiel: „Was hast Du gethan? Warum hast Du mir von Deiner Absicht nichts mitgeteilt?"

„Was hast denn Du gestern und heute gethan?" erwiderte diese. „Es war gewiß nicht Dein Verdienst, daß ich es erfahren habe. Und warum hast Du mir nichts von dem gesagt oder geschrieben, was Du hier mit dem Pfarrer als Doktor gesprochen, und was Du auf der Villa getrieben hast? So sind wir quitt. Ich bin bereits das sechste Mal bei der heiligen Kommunion gewesen."

Edmund, seine Schwester und Regina fehlten diesmal beim Frühstück der Gäste. Es war der sechszigste

Geburtstag des Vaters, sie wollten mit ihm frühstücken und dann sich einen Spaß erlauben, von dem sie wußten, daß er dem Kranken eine nicht geringe Freude bereiten werde. Welche Folgen aber diese Unterhaltung schließlich anbahnen würde, davon hatte wohl niemand eine Ahnung.

Smith, über sein eigenes und seiner Schwester Glück hoch erfreut, konnte es nicht unterlassen, sie beim Frühstück zu necken, bekam aber jeden Scherz mit Wucherzinsen zurück. Sobald er sich aber von den andern Gästen trennen konnte, zog er die Schwester mit sich auf das Zimmer, um zu erfahren, was sich mit ihr während seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

Wie schon erzählt worden, war Mary in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse sehr traurig und niedergeschlagen. An demselben Tage nun, an dem der Bruder nachmittags mit dem Baron abreiste, war sie des Morgens von Regina in den Garten geführt worden. Als wiederum alle Versuche, sie aufzuheitern, vergeblich gewesen waren, sagte endlich Regina: „Darf ich, ohne als unbescheiden zu erscheinen, fragen, warum Sie denn stets so traurig sind? Gefällt es Ihnen hier nicht? Zwar hat der Garten und die Gegend den reizenden Frühlingsschmuck schon abgelegt, dessenungeachtet kommt mir beides noch schön vor. Freilich wird es nicht mehr lange dauern, so ist der Herbst da und alles wird öde werden.“

„So geht es auch mit uns, Fräulein Regina,“ antwortete Mary wehmütig. „Wir beide stehen zwar im Frühlinge des Lebens. Aber wie lange wird derselbe dauern? Und eher als wir es vermuten, vielleicht schon in ganz jungen Jahren, heißt es sterben, — und dann?“

Regina war über diese Sprache im Munde eines so jungen und überdies so reichen Mädchens sehr erstaunt. „Wenn wir uns hier auf Erden bestreben, Gott auf-

richtig zu lieben und ihm zu dienen, haben wir ja den Übergang in die andere Welt nicht zu fürchten. Der Tod ist dann nur die Pforte zu einem ewig glückseligen Leben."

„Sehr gut und wahr," bestätigte Mary, „aber um Gott wirklich dienen zu können, muß man auch mit Sicherheit wissen, was er von uns verlangt und wie wir ihm dienen sollen. Und um dies wissen zu können, muß man vor allem über den Glauben volle Sicherheit haben."

„Haben Sie Zweifel über die Wahrheit Ihrer Religion?" fragte Regina mit freudig klopfendem Herzen, indem sie sich jener für Hermine so folgenreichen Unterredung im Gartenhäuschen erinnerte.

„Ja, schon längere Zeit, und was ich hier gehört und beobachtet, kann nicht geeignet sein, meine Zweifel zu entfernen, dient vielmehr nur dazu, sie zu verstärken. Zugleich, — und dies macht mir am meisten Kummer. — sehe ich keine Möglichkeit, vollkommenen Aufschluß zu erhalten."

„Ich glaube im Gegenteile," meinte Regina, „es wäre leicht möglich, was Sie für unmöglich halten, und wüßte ich die nähere Beschaffenheit Ihrer Unruhe, so könnte ich Ihnen sehr wahrscheinlich ohne Mühe die Gelegenheit zur Lösung Ihrer Zweifel verschaffen."

Einen Augenblick leuchtete freudige Hoffnung in den Augen des Fräuleins, aber gleich antwortete es wieder niedergeschlagen:

„O nein, Sie können mir dieses Glück nicht verschaffen. Sie würden glauben, dadurch gegen Ihre Religion zu fehlen."

„Nein — nein," rief Regina lebhaft, „die Religion verbietet mir nur, Böses zu thun, befiehlt mir aber, dem Mitmenschen zu helfen. Da Sie nur die Wahrheit

suchen, kann ich unmöglich fehlen, wenn ich Ihnen Gelegenheit verschaffe, dieselbe zu finden."

„Und ist dies Ihr voller Ernst?"

„Ja, vollkommen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihr Vertrauen auf keine Weise mißbrauchen werde."

„So will ich Ihnen erzählen, was mir begegnet ist," sagte Mary, neue Hoffnung fassend. „Bis zum September des vorigen Jahres lebte ich in der ruhigen Überzeugung von der Wahrheit meiner Religion. Es war mir zwar nicht unbekannt, daß es in England allein schon über hundert religiöse Parteien giebt, die von einander abweichen, ja einander des Irrtums beschuldigen, allein ich kümmerte mich nicht darum. Ich hörte auch von Zeit zu Zeit von den Übertritten zur katholischen Kirche, die bei uns jetzt sehr häufig, und in allen, selbst in den höchsten Ständen vorkommen. Allein auch dieses erweckte in mir noch keinen Zweifel, ja ich konnte nicht einmal begreifen, wie jemand katholisch werden könne, indem ich von der katholischen Kirche nur Schlimmes und Schlechtes gehört und gelesen hatte.

Aber im September des abgelaufenen Jahres kam ganz unerwartet ein Brief meines ältesten Bruders, der schon sechs Jahre Priester unserer Religion und seit drei Jahren auch Pfarrer war. Zum Schrecken aller zeigte er uns an, daß er seine Pfarrei aufgegeben habe, katholisch geworden sei und nun das Studium der katholischen Theologie beginne, um katholischer Priester zu werden. Bei den Eltern, Geschwistern und nächsten Verwandten brach anfangs ein gewaltiger Sturm los gegen den „Abtrünnigen", wie sie ihn nannten, mich aber machte die Sache stutzig. Ich hatte den Bruder stets innig geliebt, und seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sehr hoch geachtet. Ich konnte nicht zweifeln, er mußte höchst wich-

tige Gründe gehabt haben, einen solchen Schritt zu thun, der ihn seine Pfarrei mit jährlichen achthundert Pfund und die Aussicht auf eine bessere Stelle kostete. Ich konnte mir unmöglich einbilden, er habe ohne volle Überzeugung und ohne diesen Schritt als durchaus notwendig zu erkennen, so gehandelt.

Bald darauf wurde meine Glaubensfestigkeit aufs neue erschüttert. Ich hatte nämlich eine sehr werte Freundin. Sie war wirklich ein in jeder Beziehung liebenswürdiges Mädchen, nur wenig älter als ich, stets ruhig und sanft, heiter und zufrieden, obgleich sie nur von ihrer Händearbeit leben mußte, niemals kam ein Wort über ihre Lippen, das nach meinem Urteile einen Tadel verdient hätte. Ich hatte sie recht von Herzen lieb und brachte jede freie Stunde bei ihr zu.

Im Anfange dieses Jahres wurde sie schwer krank. Auch während der Krankheit besuchte ich sie oft. Als ich aber zum letztenmal zu ihr kam" — die Erzählerin stockte, — Thränen traten ihr in die Augen — und erst nach einer längeren Pause konnte sie wieder fortfahren. „Als ich sie zum letztenmal besuchte, war sie schon dem Tode nahe. Sie faßte mich bei der Hand und sagte in abgebrochenen Worten ungefähr folgendes: Liebe Mary! Lebe wohl. Ich werde bald sterben. Wir werden uns hier nicht wiedersehen. Aber ich sterbe zufrieden, ja gerne. Mein größter Trost und meine Freude in diesem Augenblicke ist aber der wahre Glaube und die Gnade, als Katholikin sterben zu können. Vor zwei Stunden habe ich zum letztenmale die heilige Kommunion empfangen. Ich hoffe fest, bald zu Jesus zu gelangen, dann werde ich auch Dich nicht vergessen."

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Wir hatten nie über Religion gesprochen, und ich hatte keine Ahnung gehabt, daß sie, wie ich später erfuhr, schon zwei Jahre

früher katholisch geworden war. Sie drückte mir nochmal die Hand und sagte ganz leise und sprach: „Lebe wohl! Auf Wiedersehen!“ und deutete dabei gegen Himmel.“

Mary mußte wieder kurze Zeit aussetzen, und fuhr dann fort: „Obwohl sie ganz blaß war, sah sie doch aus wie ein Engel, und die innere Ruhe und Freude war noch in ihren brechenden Augen bemerkbar. Ich zog mich in eine Ecke des Zimmers zurück und weinte bitterlich, denn ihr Verlust fiel mir äußerst schwer, und das Gehörte und Gesehene hatte mich im tiefsten Grunde der Seele ergriffen. Eine Viertelstunde später that sie den letzten Atemzug. Ihre Wärterin übergab mir ein kleines Bild Mariens, der Mutter Gottes, das, wie sie versicherte, die Kranke ausdrücklich für mich zum Andenken bestimmt hatte. Dieses Bild — ich trage es seit jenem Augenblicke beständig bei mir, und niemand hat es seit jener Zeit mehr gesehen. Meine Familie hätte es auch nicht sehen dürfen, Ihnen aber will ich es zeigen.“

Es war jenes Bild, von dem schon früher die Rede gewesen. Es stellte die seligste Jungfrau dar, wie sie das heilige Kind auf den Armen hält, welches die Händchen gegen den Beschauer ausstreckt, als wollte es ihn einladen, sich zu nähern und umarmen zu lassen. Das Bild war infolge der vielen Küsse und Thränen ganz schmutzig geworden und abgenützt, aber darum in den Augen der Besitzerin von nicht geringerem Werte.

Nachdem sie das Bild wieder sorgfältig eingewickelt und in die Tasche gesteckt hatte, erzählte sie weiter:

„Ich brannte vor Verlangen, die katholische Religion, in der man so heiter und ruhig sterben könne, näher kennen zu lernen, konnte aber keine Gelegenheit hierzu finden. Nun folgte vor einem Monate der Tod des katholischen Bruders, ohne daß ich ihn als Katholiken ge-

sehen hatte, und zwei Tage darauf übergab mir ein katholisches Fräulein einen an mich adressierten Brief. Die Adresse war von unbekannter Hand und ohne Postzeichen, der Brief selbst aber vom Bruder. Mit zitternder Hand hatte er noch geschrieben: „Liebe — liebe Schwester! Ich sterbe bald. O prüfe, forsche und untersuche, — Du wirst finden, daß der katholische Glaube allein der wahre ist!“ Die Namensunterschrift war nicht mehr leserlich, die Feder war ihm entfallen.

Sie können sich keine Vorstellung machen, Fräulein Regina, wie mir zu Mute war. Zudem konnte ich mich niemanden entdecken, da ich seit dem Tode der Freundin strenge überwacht wurde. Die Eltern hatten nämlich erfahren, daß dieselbe katholisch gewesen und fürchteten nun, ich sei von ihr, wie sie sagten, mit dem Papismus angesteckt worden. Die geringste Entdeckung meines Vorhabens hätte eine, wenn möglich noch strengere Bewachung zur Folge gehabt.

Zum Glücke für mich meinten meine Angehörigen, diese Traurigkeit und Niedergeschlagenheit stamme nur vom Tode meines Bruders her, und um mich zu zerstreuen, gewährten sie mir gerne die Bitte, mit diesem Bruder hierher zu reisen, um Sie und Fräulein Hermine kennen zu lernen, von denen die Mutter so oft gesprochen. Ich kam voll der schönsten Hoffnungen und glaubte, ganz gewiß meine Sehnsucht befriedigen zu können. Aber ach, wie bin ich getäuscht worden! Der katholische Pfarrer von Schönbach ist fort. Der Doktor ist zwar katholisch, allein zu einem Arzte habe ich kein Zutrauen, und auf den Bruder kann ich mich ebenfalls nicht verlassen, denn obgleich ich deutlich merke, daß seine geheime Unterredung mit dem Doktor nicht gut ausgefallen ist, will er mir doch nichts davon mitteilen, und wenn er auch katholisch wird, verheimlicht er es mir, bis wir

wieder zu Hause sind. Und so weiß ich mir nicht zu raten und zu helfen."

„Da ist ja gar leicht zu helfen, wertes Fräulein!" versetzte Regina, „vorausgesetzt, daß Sie mich auf keine Weise verraten und mir das strengste Stillschweigen geloben."

Hastig faßte die Bedrängte Reginas Hand und gelobte hoch und teuer, was diese verlangte.

„Ich werde Ihnen katholische Bücher leihen," erklärte jetzt Regina, „in welchen Sie sich nicht bloß über die katholische Lehre an sich, sondern auch über den Unterschied zwischen katholisch und protestantisch genau unterrichten können."

Mary sprang auf vor Jubel bei dieser Ankündigung.

„Aber," rief sie nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, während sie mit kindlicher Naivität Reginen in die Augen sah, „wenn Sie solche Bücher haben, dann sind Sie wohl katholisch?"

„Ja, seit einigen Monaten."

Mary, vor Freude fast außer sich, fiel ihr um den Hals und weinte Freudenthränen, endlich eine katholische Seele gefunden zu haben, der sie sich ohne Rückhalt anvertrauen durfte.

„Können und wollen Sie mir auch Gelegenheit verschaffen, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden?"

„Sehr gerne, wir haben ja einen Priester hier im Schloß."

„O Sie — böse Regina, hätte ich bald gesagt — Sie treiben nur Scherz mit mir."

„Nein — nein, es ist kein Scherz, wir haben einen katholischen Priester im Schloß."

Mary wußte nicht mehr, was sie sagen oder auch nur denken sollte, und sah nur mit großen Augen auf Regina. Endlich, nachdem sie nochmal die strengste Ver-

schwiegenheit gelobt, legte Regina die Zurückhaltung beiseite, erklärte ihr die eigene und Herminens Lage, den wahren Charakter des vorgeblichen Doktors und den Grund, warum seine Anwesenheit so geheim bleiben mußte.

Das gute Kind schwamm in Freude und Wonne und war herzlich froh, daß der Bruder die Einladung des Barons annahm. Sie hatte auf diese Weise größere Freiheit, und schon nach vier Wochen legte sie mit Nannchen das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Während Mary dieses ihrem Bruder erzählte, ihn liebevoll auszankte, daß er sie „sehr wahrscheinlich hätte sitzen lassen“ und schließlich darüber lachte, ihn „so gut ausgezahlt zu haben“, d. h. ihm zuvorgekommen zu sein, — während dem ging es in den Zimmern des Kranken recht munter und lebendig zu.

Derselbe hatte sich seit einiger Zeit körperlich etwas erholt. Er konnte einen großen Teil des Tages außer dem Bette, auf einem Lehnstuhle zubringen. Seine Gesinnungen in betreff der Religion waren aber noch dieselben geblieben, er glaubte wohl, daß es einen persönlichen Gott gebe und die menschliche Seele unsterblich sei, aber dies war auch alles, er kümmerte sich um nichts. Es war schon so viel für ihn gebetet worden, bislang schien alles vergeblich gewesen zu sein.

Auch an diesem Morgen hatten die katholischen Seelen des Schlosses, ganz besonders Hermine, bei der heiligen Kommunion des teuren Kranken gedacht und für ihn gebetet.

Nach dem Frühstücke wurden gleich die nächsten Vorbereitungen zu einer „großartigen Spazierfahrt“ getroffen. Über den Rollstuhl wurde eine neue schöne Decke ausgebreitet, auf beiden Seiten mit Goldfäden durchzogene Schnüre als Zugstränge angebracht, und nun der Vater

auf den „Wagen“ gesetzt, die zwei ganz weiß gekleideten „Schimmel“ spannten sich selbst an, Edmund aber, der sich in die schönste Livré des Kutschers gesteckt, gab dem Vater die aus Seidenschnüren bestehenden Zügel und die Peitsche des Kutschers in die Hand. Der Kranke kam in die heiterste Stimmung, und nun ging die Fahrt in den großen anstoßenden Saal und daselbst auf und ab, — und während der Vater nicht säumte, von Zeit zu Zeit von der Peitsche Gebrauch zu machen, sorgte der nachfolgende Edmund, daß der Wagen nicht umgeworfen wurde.

Bereits fingen die Schimmel in dem warmen Saale stark zu ermüden an, als das „Fuhrwerk“ durch Anziehen der Zügel zum Stehen gebracht wurde. „Wohin wollt Ihr mich denn eigentlich fahren?“ fragte der Vater, der während der ganzen Fahrt gelacht hatte.

„In den schönen Garten der heiligen Religion und dadurch in den Himmel,“ antwortete Hermine, sich den Schweiß von der Stirne wischend.

Betroffen sah sie der Vater lange und mit starren Augen an, so daß sie erschrack und erst jetzt überlegte, was ihr ohne alle Überlegung, sie wußte nicht wie, entschlüpft war.

„Ich sehe schon,“ sagte er endlich wieder freundlich, „meine Schimmel sind ganz in Schweiß. Bringt mich in das Zimmer zurück.“

Daselbst angekommen, schickte er alle fort und erklärte allein bleiben zu wollen.

Als Hermine später wieder eintrat, fand sie den Vater in Gedanken versunken. Als er sie bemerkte, sagte er lächelnd: „Mein liebes Kind! Du hast Dich heute viel mit mir geplagt. Komm her und sage mir, wie es mit Deiner Kasse steht.“

„O schlecht, lieber Vater, sehr schlecht, schon ein paar Wochen guckt der Neumond aus derselben."

„Was treibst Du denn mit dem Golde?"

„O, es giebt so viele Arme, die am Hungertuche nagen. Wäre mir nicht der Baron v. Hochfeld so liebevoll zu Hilfe gekommen, so hätte ich große Schulden machen müssen, um eine junge, adelige Frau und ihre Kinder vor dem Hungertode zu retten. Höre, Vater, was mir in M. begegnet ist."

Sie erzählte nun, wie sie die Frau aufgefunden und warum dieselbe in so große Not geraten sei. Als sie auch darauf hinwies, daß die Frau selbst im größten Elende sich glücklich gefühlt habe, die wahre Kirche Christi gefunden zu haben und katholisch geworden zu sein, fragte der Vater verwundert:

„Bist Du denn auf einmal katholisch?"

Nach einer kleinen Pause, während welcher sie zu Gott um Erleuchtung flehte, was sie antworten sollte, erwiderte sie:

„Du siehst ja selbst ein, lieber Vater, daß der Protestantismus weder Verstand noch Herz zu befriedigen vermag, und ein genaueres Bekanntwerden mit demselben zwingt ja, ihn als falsch aufzugeben. Darum habe ich ihn auch wirklich verlassen."

„Du bist also katholisch?" fragte er nochmal, aber mit ganz unerwarteter Ruhe.

„Ja, Vater, aber nur deshalb, weil ich mich vorher von der Wahrheit der katholischen Religion vollkommen überzeugt habe."

Zum größten Erstaunen Herminens blieb der Vater auch jetzt noch ruhig. Sie hatte, weil ausdrücklich gefragt, ihren Glauben nicht mehr verheimlichen dürfen, obgleich sie erwarten mußte, daß diese Erklärung einen heftigen Sturm hervorrufen werde. Anstatt dessen blickte

sie der Vater überrascht und betroffen und zugleich fragend und forschend an.

„Kind, mein liebes Kind! Du hast mich durch diese Erklärung mehr erschreckt, als Du begreifen kannst,“ sagte er endlich. „Setze Dich etwas näher zu mir, ich muß Dir etwas erzählen. — Du warst heute schon um fünf Uhr bei mir, nicht wahr?“

„Ja, Vater! Ich wollte nachsehen, ob Du vielleicht einen Wunsch habest.“

„Nun gut. Bald darauf schlief ich ein und hatte einen Traum. Ich sah mich auf die Spitze eines Felsens versetzt. Derselbe war rings von schrecklichen Abgründen umgeben und der Platz, auf dem ich stand, so klein, daß ich nicht wußte, ob mich nicht schon im nächsten Augenblicke der Schwindel erfassen und in die grause Tiefe stürzen werde. Überdies fing der Felsen an zu beben, große Stücke lösten sich unter meinen Füßen vom Felsen los, und kollerten mit donnerähnlichem Getöse in den Abgrund. Ich erwartete jeden Augenblick den gräßlichsten Tod, denn nirgends war Hilfe und Rettung auch nur möglich, noch weniger zu hoffen. Aber auf einmal sah ich Dich, ganz weiß gekleidet und als hättest Du Flügel, über den Abgrund zu mir hinzuschweben. Vater! Folge mir, dann bist Du gerettet, hörte ich Dich sagen. Du nahmst mich bei der Hand und trugst mich, als wäre ich federleicht, schwebend über den Abgrund auf eine schöne Ebene, und von dort in einen herrlichen Garten voll der schönsten Blumen. Was soll dies bedeuten? Oder ist es ein leerer Traum?“

„Nein, Vater!“ rief Hermine voll Jubel, „dies war kein leerer Traum, nein, gewiß nicht.“

„Was soll er anzeigen?“

„Daß Du noch katholisch werden wirst.“

„Noch etwas,“ fuhr der Vater nach einer Pause

fort. „Ich schlief gleich wieder ein und befand mich vor einem überaus schönen und großen Palaste. Das anfangs geschlossene Thor öffnete sich und ich sah Dich unter demselben. Du warst wiederum ganz weiß gekleidet, nur um gar vieles schöner, auf dem Kopfe trugst Du eine Krone von Gold und glänzenden Edelsteinen wie eine Königin. Auf Deine Einladung, zu Dir in den Palast zu kommen, trat ich ein, aber erwachte. Soll dies auch etwas bedeuten?"

Der Sinn des Traumes lag nahe, um jedoch den Vater nicht zu betrüben, sagte sie nur:

„Die Erklärung dieses Traumes müssen wir der Zukunft überlassen."

Es entstand eine Pause, der Vater schien zu überlegen, unterbrach jedoch bald das Schweigen:

„Wir haben ja mit Deiner Kassa angefangen. Wie viel willst Du denn?"

„O Vater! Greife nur etwas tief hinein, der Winter steht vor der Thüre."

„So schieb mich zum Pult. — Dich selbst nehmen lassen, wäre doch gar zu gefährlich," setzte er lachend bei.

Zuerst erhielt sie drei Zwanzigmarkstücke in Gold „für den zweiten Schimmel als Fahrlohn", dann zweihundert Mark für die arme adelige Witwe, mit dem Auftrage, ihn um Neujahr wieder daran zu erinnern. „Wir müssen für das arme Ding und ihre Würmchen schon sorgen," bemerkte er. Endlich kamen noch vierhundert Mark zu beliebiger Verwendung in Herminens Hände.

„Bist Du jetzt zufrieden, Du Nimmersatt?"

„O ja, lieber Vater!" antwortete sie und küßte ihm die Hände.

Wenige Minuten später wußten Edmund und Regina, wie der Vater Herminens Bekenntnis aufgenommen

habe. Durch gemeinschaftlichen Beschluß wurde ausgemacht, auch in betreff Edmunds und Reginas ihm gegenüber offen die Wahrheit zu sagen, da keine Aufregung, noch weniger sonst ein Nachteil mehr zu fürchten war. Die Gelegenheit, ihm diese Mitteilung zu machen, ließ nicht auf sich warten, denn der Vater hatte schon fragen wollen und nur für den Augenblick wieder vergessen, ob noch jemand anderer im Schlosse katholisch sei, deshalb war dies das erste Wort, als Hermine zurückkehrte.

Staunend betrachtete er sein Kind, als dasselbe erzählte, nicht bloß Regina und Nannchen, sondern auch Edmund, dessen Freund, Theodor Langs, der englische Geistliche und dessen Schwester seien katholisch geworden.

„Am Ende werdet Ihr junges Volk noch das ganze Schloß und mir den Kopf umdrehen, ohne mir etwas zu sagen,“ scherzte er.

„O, wenn wir nur gewußt hätten, daß Du darüber nicht böse würdest, so hätten wir es Dir schon längst gesagt,“ antwortete Hermine.

Diese Veränderung der Gesinnung gegen die katholische Kirche war ein offenbares Werk der göttlichen Gnade und berechtigte zur zuversichtlichen Hoffnung, daß der Traum des Kranken in Erfüllung gehen würde.

Gegen Abend saßen die neuen Katholiken mit dem Doktor im Speisezimmer beisammen, als das Kind des Obsthändlers die bekannte Tasche brachte. Dieselbe wurde auf den Tisch ausgeleert, und der Baron so wie der Engländer waren im Begriffe, sich von der Höflichkeit des Doktors ein nicht besonders günstiges Urteil zu bilden, als derselbe zu ihrer Überraschung aus einem der gebrachten Äpfel einen kleinen Zettel hervorzog.

„Gottes Wille geschehe,“ sagte er, nachdem er das Billet gelesen.

„Was giebt es denn?“ fragte Edmund unruhig.

„Lesen Sie," sagte der Doktor und reichte ihm das Billet, das die wenigen Worte enthielt: „Schnelle Flucht, wenigstens noch in dieser Nacht."

Groß war der Schmerz aller über diese unerwartete Nachricht. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Gleich wurden die Mädchen gerufen, und als diese gekommen, gab der Pfarrer eine Anweisung, wie sich alle bei einer gerichtlichen Nachforschung zu verhalten hätten und was sie antworten sollten, um nichts zu verraten und dennoch keine Unwahrheit zu sagen. In wenigen Minuten war die Kapelle verschwunden und in ein gewöhnliches Zimmer verwandelt; die heiligen Gewänder, Kelch und Zubehör wurden von Hermine und Regina in ihren Zimmern unter ihren Sachen versteckt; das heiligste Sakrament aber in der schon früher erwähnten Bursa unter den Kleidern auf der Brust des Pfarrers geborgen.

In größter Eile fuhr der Doktor mit dem Baron auf den Bahnhof, woselbst der letztere zwei Fahrkarten nach Augsburg löste. Beide fuhren auch in dieser Richtung ab. Aber noch vor Mitternacht verließen sie auf einer Station, wo die Waggons gewechselt wurden, die eingeschlagene Richtung, etwas abseits wurde im Dunkel der Nacht aus dem schwarzbärtigen Doktor ein deutscher blondhaariger, stutzermäßig gekleideter Tourist. Dann ging die Fahrt auf derselben Bahn, bei Schönbach vorbei, und am Morgen trafen beide auf der Villa ein. Der Diener aber war abends direkt nach Frankreich, in seine Heimat zurückgekehrt.

Für Smith war es höchste Zeit, nach Hause zurückzukehren, seiner Schwester aber wurde es sehr schwer, die so teuer gewordenen Freundinnen zu verlassen. Nur die Hoffnung, den künftigen Sommer wieder kommen zu können, erleichterte den Schmerz der Trennung und des Abschiedes.

Eine Woche nach der Flucht des Pfarrers geleiteten Regina und Luise ihre Freundin Rosa nach K. zu ihrem Bräutigam Lorg, und zwei Tage darauf war die Hochzeit.

Auf dem Großhof war alles voll Freude. Auch für die Armen der Gegend war dieser Tag unvergeßlich, denn sie hatten ein reiches Mittagsmahl erhalten. Während aber niemand an das Sterben, noch weniger an einen gräßlichen Tod durch Schurkenhände dachte, waren doch solche damit beschäftigt, das neue Paar dem Verderben zu weihen.

Als es dunkel geworden, schlich sich nämlich der früher erwähnte junge Herr wieder in das nahe Wäldchen. Nach sorgfältiger Umsicht, ob er wohl ganz allein sei, ging er auf die Rasenbank zu. Von dort aus sah er die hellerleuchteten Fenster des Großhofes, wo die fröhlichen Hochzeitsgäste noch beisammen waren, und furchtbare Flüche kamen halblaut über seine blassen Lippen. Dann legte er den mitgebrachten Handkoffer beiseite, und schnitt ein bedeutendes Stück Rasen aus der Bank.

„Nur vorwärts,“ sprach er sich selbst Mut zu, während seine Hände zitternd die Arbeit verrichteten, „es sieht dich niemand, du bist sicher vor Entdeckung. — Pah! — Sünde! — Verbrechen! — Was ist das? Nur Einbildung! — Es giebt keinen Gott — keine Hölle.“

Als der Rasen beiseite gelegt war, begann er vorsichtig die unter demselben befindliche Erde herauszugraben, die er in ein Taschentuch warf und dann in einiger Entfernung ausstreute.

„Ha — die Stunde der Rache — sie ist gekommen und gewiß verdient. — Mich so behandeln — anspucken, prügeln wie einen Hund, — das kann unmöglich verziehen werden“ Mit diesen und ähnlichen Worten arbeitete er fort, und als das Loch unter der Bank tief genug zu sein schien, nahm er aus dem Koffer etwas wie ein

eisernes Kästchen, legte dasselbe in die Höhlung der Bank und schraubte noch einen kleinen Mechanismus auf. Dann wurden einige ebenfalls mitgebrachte Steine neben und auf das Kästchen gelegt, mit äußerster Vorsicht der früher ausgeschnittene Rasen an seine ursprüngliche Stelle gebracht, und beim Scheine einer Blendlaterne auch die letzte Spur der höllischen That entfernt.

„Ha, die Stunde der Rache für beide. Ha, gewiß kommen sie schon morgen, viel wollte ich geben, wenn ich sehen könnte, wie" — da bemerkte er ganz in der Nähe vor sich eine Bewegung des Gesträuches.

„Höllenschurke!" donnerte es aus demselben, und im nämlichen Augenblicke wurde die Mündung eines auf seine Brust gerichteten Doppelgewehres sichtbar.

Wie gelähmt, nur zitternd wie ein Espenlaub, starrte der junge Bösewicht auf die schreckliche dräuende Waffe, dann stieß er einen gellenden Schrei der Verzweiflung aus und warf sich mit vorgehaltenen Ellbogen auf die verhängnisvolle Stelle der Bank nieder.

Lorg und seine nunmehrige Frau standen gerade an einem offenen Fenster, aus dem man bei Tage auf das Wäldchen sehen konnte. Beide hörten den gellenden Schrei, dem ein augenblicklicher Feuerschein, wie das Aufleuchten eines Blitzes und ein Knall, wie der eines Kanonenschusses folgte. Einige Augenblicke später hörte man noch zwei Schüsse eines Gewehres.

Wie begreiflich, wurde der ganze Hof in Aufregung versetzt und sogleich eine Untersuchung veranstaltet. Wohlbewaffnet — man konnte ja nicht wissen, was es gebe — rückten Lorgs Knechte in das Wäldchen vor und bald kam die Nachricht zurück, wo früher die Rasenbank gestanden, sei jetzt ein tiefes Loch im Erdboden, in der Nähe liege ein Mann tot, ganz zerschmettert und mit abgerissenen Armen, auf der andern Seite der Grube

aber, in der Nähe der großen Linde habe man den „Waldhannes“ bewußtlos und aus mehreren Wunden blutend gefunden.

Erst im Verlaufe des folgenden Tages kam der durch die Explosion Verwundete wieder zu sich und erzählte, was er gesehen und gehört hatte. Schon bei den früheren wiederholten Besuchen hatte Hannes, wie erwähnt, den Fremden beobachtet und Verdacht geschöpft. Als er ihn abends am Hochzeitstage wieder in den Wald gehen sah, stieg seine Vermutung, derselbe habe keine gute Absicht, und stellte sich, um zu beobachten, hinter die große Linde in der Nähe der Bank. Ob das Gewehr infolge seines Sturzes losgegangen, oder ob er es im bewußtlosen Zustande abgefeuert, darüber konnte er keinen Aufschluß geben. Er genas von seinen Wunden, und erhielt zum Danke für seinen Dienst doppelten Gehalt und das Anrecht auf lebenslängliche Pension.

So war die sehnlichst herbeigewünschte Stunde der Rache gekommen, und auf grauenvolle Weise vorübergegangen.

XI.

Reginald.

Es war in der zweiten Hälfte des Monats Oktober. Ein scharfer Wind wehte über die öden Fluren, spielte mit dem Laube auf dem Boden und suchte den Bäumen den letzten Rest der Blätter zu rauben.

In warme Winterkleider gehüllt, kehrten die zwei Unzertrennlichen aus der Stadt zurück. Es war nämlich

Herminen bereits nicht mehr genug, nur durch Geld die Not der Armen zu lindern, ihre treue Gefährtin an der Seite, verrichtete sie auch die Dienste einer zeitweiligen Krankenwärterin. Je mehr sich anfangs bei den fein erzogenen Mädchen das Gefühl zu sträuben suchte, desto herzhafter überwanden sich beide, um in armen, schmutzigen Hütten die geringsten Dienste zu leisten. Der Gedanke, den sie stets vor Augen hatten, daß der göttliche Erlöser als ihm selbst erwiesen betrachte, was man aus Liebe zu ihm den Armen und Leidenden thue, — dieser Gedanke gab immer wieder Kraft und Stärke, um auf das Widerstreben der Natur nicht zu achten, ja gerade das zu thun, was sie verabscheut und nach Möglichkeit zu fliehen sucht. Zugleich hofften sie, durch solche Werke der Nächstenliebe dem Vater die Gnade der vollen Bekehrung zu erlangen.

Die Mädchen sprachen eben von Reginald, Reginas Bruder, der seit vier Jahren verschollen war und von dem sie nicht wußten, wo er sich befände, ja ob er überhaupt noch am Leben wäre.

Ohne daß sie es bemerkt, war ihnen ein junger Herr nachgegangen. Als er sie eingeholt hatte, grüßte er sehr höflich und fragte, ob sich nicht ein Fräulein Regina v. Moor auf dem Schlosse aufhalte. Regina errötete, denn sie war die Gesuchte, und Hermine antwortete, daß allerdings ein Fräulein dieses Namens schon seit Jahren auf dem Schlosse lebe.

„Ist auch der junge Herr Edmund v. Dalheim zu Hause?“ fragte der Unbekannte wiederum.

„Ja, d. h. er ist nicht verreist, ob er sich gerade jetzt im Schlosse befindet, ist uns unbekannt.“

Der Fremde dankte und ging voraus. Neugierig sahen sie ihm nach, bis er unter dem Schloßthore verschwand. Die Frage um Regina war es eben, was ihnen so auffiel. Überdies hatte er zwar deutsch, aber auf eine

Weise gesprochen, die ihn als einen Nichtdeutschen zu verraten schien. Allerlei Vermutungen wurden ausgesprochen, ohne daß eine derselben wahrscheinlich genannt werden konnte.

Im Schlosse, in den eigenen Zimmern angekommen, konnten beide den Herrn nicht aus dem Kopfe bringen, und tauschten eben wieder ihre Gedanken aus, als Edmund mit demselben in das Zimmer trat und ihm Regina und dann seine Schwester, ihn selbst aber den beiden als seinen neuen Sekretär vorstellte.

„Das sind ja die Fräuleins,“ sagte der Sekretär lächelnd, „mit welchen ich auf dem Wege zusammen gekommen bin. — Sie haben sich nicht zu erkennen gegeben,“ sagte er zu Edmund gewendet, „sie haben mich, weiß Gott für was angesehen, und haben ganz recht gethan.“

Sie setzten sich und der Sekretär begann ohne lange Einleitung:

„Ich komme von England und soll Ihnen, Fräulein Regina, herzliche Grüße melden. — Von wem — werden Sie leicht erraten.“

„Vielleicht gar von meinem Bruder Reginald? Lebt er noch? Kennen Sie ihn?“ fragte sie in freudiger Aufregung.

„Freilich kenne ich ihn und zwar sehr gut, ich lebte ja mit ihm in der innigsten Freundschaft.“

„Wo ist er denn?“

„Wenigstens kurz vor meiner Abreise war er noch in London.“

„Was macht er? Was treibt er denn?“

„Er ist vor einigen Jahren des Protestantismus überdrüssig und Katholik geworden.“

Thränen der Freude liefen über Reginas Wangen.

„Gott sei tausendmal dafür gedankt. Wie wird sich auch die Mutter darüber freuen!“

„Da Ihnen diese Nachricht so viel Freude bereitet,“ fuhr der Sekretär fort, „darf ich schon mehr ausschwätzen. Er ist sogar Priester geworden. Ich habe ihn mit eigenen Augen weihen gesehen und war bei seiner ersten heiligen Messe vor drei Monaten selbst gegenwärtig.“

Reginas Freude war unbeschreiblich, und auch Hermine nahm lebhaften Anteil an dem Jubel ihrer Freundin.

„Tausendmal Dank, verehrter Herr, für diese Nachrichten. — Doch“ — setzte sie, plötzlich ernst werdend hinzu. — „wie weiß Reginald, wo ich bin? Und wenn er es weiß, warum hat er nicht wenigstens der Mutter geschrieben? Er mußte sich doch denken, daß wir um ihn sehr bekümmert seien.“

„Reginald hat erst vor zwölf Tagen erfahren, daß Sie und die Mutter noch leben und sich hier aufhalten. Alle seine Briefe, die er seit vier Jahren geschrieben, kamen als unbestellbar zurück. Vor zwölf Tagen kam er mit dem Ihnen bekannten Herrn Smith und dessen Schwester Mary zusammen. Smith kannte Reginald schon von früher, und teilte ihm deshalb jetzt seinen Übertritt in die katholische Kirche mit; Reginald aber erzählte, in Deutschland Eltern und Geschwister zu haben, die noch protestantisch seien, von welchen er aber nicht nicht einmal wisse, wo sie befänden. Als Smith Reginalds Familiennamen nannte wurde Fräulein Mary aufmerksamer und erklärte, auf Schloß Dalheim bei Schönbach wohne ein Fräulein Regina v. Moor, deren Bruder im Alter von vierzehn Jahren von einem Onkel nach London mitgenommen worden, aber seit vier Jahren ganz verschollen sei. Reginald stellte noch ein paar Fragen an das Fräulein und kam so zur vollen Gewißheit, daß Sie seine Schwester seien.“

„Ich habe vor einer Stunde einen Brief von Smith erhalten," unterbrach Edmund, „der einen andern von Mary an Euch enthielt. Er war offen und so habe ich auch etwas die Nase hineingesteckt. Er bestätigt die eben gemachten Angaben."

Mit diesen Worten zog er den Brief aus der Tasche und reichte ihn Herminen hin, die denselben auf den Tisch legen wollte, um ihn erst später zu lesen.

„Lesen Sie ihn nur gleich," mahnte der Sekretär, „da er Nachrichten von Reginald enthalten soll, wäre der Aufschub für Fräulein Regina ein zu großes Opfer."

Hermine las:

„Unvergeßliche Freundinnen Hermine und Regina! In aller Eile nur einige Zeilen, damit der Brief des Bruders nicht warten muß.

Am Tage unserer Ankunft gab es beim Vater finstere Wolken, jedoch ohne Blitz und Donner, bei der Mutter etwas Regen. (Der Bruder hatte ihnen von Dalheim aus alles berichtet.) Am zweiten Tage standen nur mehr trübe Wolken am Himmel, die am vierten und fünften Tage nach und nach ganz verschwanden, seitdem klarer Sonnenschein. Meine Schwester ist sehr neugierig, den halben Tag muß ich von meinen Erlebnissen und von der katholischen Kirche und Lehre erzählen. Ich hoffe das Beste. — Jetzt etwas für Dich, liebe — liebe Regina! Ich habe vor einigen Tagen Deinen Herrn Bruder Reginald kennen gelernt. O denke Dir — er ist nicht bloß ebenfalls Katholik, sondern sogar seit drei Monaten Priester. Er hatte die größte Freude, als ich ihm von Dir und Deiner Mutter erzählte. Er will Dich sogar besuchen, wenn möglich noch in diesem Winter. Lebet wohl, teuerste Freundinnen, das nächste Mal viel und ausführlich, betet für meine Schwester. Mary."

„Zu diesem soll ich noch etwas hinzufügen," sagte

jetzt der Sekretär lächelnd. „Zwar sollte ich es Ihnen im geheimen sagen, Fräulein Regina, aber ich will es doch gleich jetzt auskramen. Wenn Sie es durch Ihre Bitten bewirken könnten, daß er auf längere Zeit im Schlosse bleiben dürfte, so möchte er auf einige Wochen kommen, um zugleich seine angegriffene Gesundheit etwas zu stärken."

„O freilich — freilich," rief Hermine lebhaft, während Regina verlegen die Augen senkte, „je länger er bleiben kann, desto lieber wird es uns sein. — Schreibe ihm, Regina, heute noch, er soll sobald als möglich kommen."

Regina blickte bittend und fragend auf Edmund, der sie verstand, aber erwiderte: „Wie kannst Du noch fragen, nachdem Hermine es will?"

Freudig eilte Regina zu Herminens Schreibtisch, und brachte ein Blatt Papier und Bleistift zurück.

„Haben Sie die Güte, mir die Adresse des Bruders aufzuschreiben."

Der Sekretär warf einige Worte auf das Papier, das er ihr dann überreichte.

Mit offenem Munde starrte sie ihn einige Augenblicke an, denn sie hatte gelesen: Reginald v. Moor, Sekretär auf Dalheim bei Schönbach."

„Schwester!" rief jetzt Reginald, „ich selbst bin Dein Bruder."

Als die heftigsten Aufwallungen der Freude über ein solches Wiederfinden nach zehn Jahren vorüber waren, ersuchte Reginald, zur Mutter geführt zu werden. Die Schwester verlangte jedoch Zeit, um dieselbe darauf vorzubereiten, damit nicht die plötzliche Freude und Aufregung schlimme Folgen nach sich ziehe.

Es wäre eine vergebliche Mühe, die Gefühle der Mutter schildern zu wollen, als sie ihren verlornen und

tot geglaubten Sohn wieder sah, und überdies in einem Stande wieder fand, der in den Augen ihrer glaubensvollen Seele als der heiligste und ehrwürdigste galt.

Erst am folgenden Tage konnte eine zusammenhängende Mitteilung der beiderseitigen Erlebnisse stattfinden. Das Wichtigste über die Familie v. Moor besteht im folgenden:

Reginald und Regina waren die jüngsten der vier Kinder Heinrichs v. Moor, der ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß. Sein Bruder, der in London ein großes Kaufmannsgeschäft inne hatte, gewann bei einem Besuche Reginald so lieb, daß er versprach, wenn derselbe mit ihm nach London gehe und bei ihm bleibe, wolle er ihn zum Haupterben seines großen Vermögens einsetzen.

Die Eltern willigten nach langem Drängen ein, und Reginald ging mit Freuden in die Weltstadt, die seine neue Heimat werden sollte.

Sobald er der englischen Sprache hinreichend mächtig war, setzte er seine unterbrochenen Gymnasialstudien fort. Nach Vollendung derselben sollte er sich entschließen Kaufmann zu werden. Ohne Neigung zu diesem Stande und ohne festen Entschluß, begann er damit, einstweilen seinem Onkel im Komptoir Hilfe zu leisten.

In der Nähe wohnte eine reiche und angesehene Familie, mit welcher der Onkel gut bekannt war und wohin er auch seinen Neffen bei seinen Besuchen oft mitzunehmen pflegte. Unter den sechs Kindern dieser Familie befand sich auch ein Mädchen, das bald Reginalds Aufmerksamkeit auf sich zog, denn es zeichnete sich vor den übrigen durch besondere Sittsamkeit, Bescheidenheit und schnellen Gehorsam gegen die Eltern aus, wie er nicht selten zu bemerken Gelegenheit hatte. Diese Eigenschaften, verbunden mit sanfter Heiterkeit und Freundlichkeit, mach-

ten auf Reginald bald so großen Eindruck, daß, ohne es klar zu bemerken, sein Herz gefangen wurde.

Ein Tages überraschte ihn in den Straßen Londons ein heftiger Regen. Um sich vor demselben in Sicherheit zu bringen, trat er in eine nahe Kirche, ohne zu wissen, welchem Bekenntnisse dieselbe angehöre. In England giebt es nämlich nebst der katholischen Kirche noch 135, sage hundertfünfunddreißig protestantische, von einander abweichende, sich gegenseitig widersprechende Sekten, und wohl eine große Anzahl derselben mag in der Riesenstadt ihre „Kirchen", „Tempel", „Bethäuser", „Versammlungsorte" (Meeting-house) u. s. w. haben.

Die Kirche, in welche sich Reginald flüchtete, war groß und geräumig. Obgleich er noch nie in seinem Leben ein katholisches Gotteshaus gesehen, merkte er doch bald, daß er sich in einem solchen befinde. Es war ihm dabei ganz eigentümlich zu Mute, denn er hatte zu viel des Schlimmen und Schlechten über die katholische Kirche gehört und gelesen. Doch wollte er die Gelegenheit benutzen, und die Kirche näher in Augenschein nehmen, was um so leichter und ungestörter geschehen konnte, als nur eine einzige Person und zwar ganz vorne beim Hauptaltar zu bemerken war.

Die Kirche war mit verschiedenen Wandmalereien geziert, und sämtliche Bilder waren der heiligen Schrift entnommen.

„Wahrhaftig, dies ist auch ein Stück Bibel, besonders für jene, welche nicht lesen können," dachte Reginald, und begann die einzelnen Vorstellungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Ohne eigentlich zu wissen warum, fesselte ihn am meisten ein großes Gemälde, das den göttlichen Erlöser darstellte, wie er dem aus der Schar der übrigen Apostel hervortretenden Petrus mit der linken Hand zwei Schlüssel,

die Sinnbilder der Binde- und Lösegewalt, übergiebt, mit der rechten aber auf einen großen, aus dem Meere hoch emporragenden Felsen hinweist, auf dessen Mitte sich ein herrlicher Tempel erhebt, während rings um denselben eine Herde von Schafen und Lämmern weidet. Aus dem wild aufgeregten Meere aber stürmen verschiedene Ungetüme und Ungeheuer mit aufgesperrten Rachen gegen den Felsen an, sinken jedoch ohnmächtig mit zerschellten Köpfen in den Abgrund zurück.

Es war ihm ein Leichtes, sich alle jene Bibeltexte in das Gedächtnis zu rufen, die hier mit Bildern an die Wand geschrieben waren, und sie machten auf ihn, den Protestanten, zum erstenmale einen bemerkbaren Eindruck.

Endlich ging er vorwärts zum Hochaltar, um das daselbst angebrachte Bild näher in Augenschein zu nehmen. Es stellte die seligste Jungfrau als die Unbefleckte dar. Lange betrachtete er es mit Aufmerksamkeit und bewunderte die Schönheit des Ausdruckes, unwillkürlich versank sein Geist in Betrachtung und schaute diejenige, deren Bild der Pinsel des Malers dem leiblichen Auge vorgestellt. „So vollkommen, so unschuldig und rein — so versunken in Gott — so freundlich und mild — und zugleich so erhaben und majestätisch — wie passend für die Mutter Gottes, des Welterlösers. So mag sie schon in diesem Leben ausgesehen haben. — Und jetzt im Himmel?!“

So und ähnlich dachte Reginald und vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken.

Wie zufällig bemerkte er die breiten Spitzen, welche vom Altartische niederhingen und mit Gold eingestickt die Worte enthielten: O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns.

„Also richtig,“ dachte er, „die Katholiken beten die

Heiligen nicht an, nicht einmal die Mutter Jesu. „Bitte für uns,“ das lasse ich mir schon gefallen. Sie ist ja doch im Himmel.“

Wiederum sah er auf das Bild, das eine magnetische Kraft auf ihn auszuüben begann, und: „O Maria! Ohne Sünde empfangen — bitte für mich,“ kam es über seine Lippen. Er erschrack, als er sich klar bewußt wurde, was er gethan, wiederholte aber dennoch mehrmals diese Worte.

Ein Rätsel blieb ihm die greuliche Schlange, deren Kopf vom Fuße Mariens zertreten wird. Schon wollte er auf die Person zugehen, die an dem Gitter vor dem Altare kniete, allein sie schien ganz in Andacht versunken, und gehörte dem Äußern nach den bessern Ständen an. So wagte er nicht, sie zu stören und beschloß zu warten.

Als sie endlich weggehen wollte, eilte auf sie zu und fragte um die Bedeutung der Schlange. Die Angeredete wandte sich um, und er erkannte zu seiner Überraschung in ihr jenes Fräulein, das er sich in der letzten Zeit bereits zur Lebensgefährtin ersehnt hatte. Als sie ihn ebenfalls erkannte, schlug sie den Schleier zurück, den sie bei seiner früheren Annähung herabgelassen hatte und erklärte ihm: die Schlange sei das Bild des Satans, der in dieser Gestalt die ersten Eltern im Paradiese verführt und dem Gott schon damals angekündigt hatte, daß ein Nachkomme Evas ihm den Kopf zertreten werde. Diese Darstellung zeigte den Triumph an, den Maria durch die ganz besondere Gnade der Bewahrung vor der Erbsünde über den Satan gefeiert habe.

Reginald hörte diese Erklärung nur halb. Das Fräulein hatte seine Ansprache nicht erwartet, und so lag auf ihrem Antlitze noch jener Ausdruck, welchen dasselbe während des Gebetes angenommen hatte. Jener fast himmlische Friede, der aus ihren Augen strahlte, jene

Innigkeit, die alle Züge gleichsam verklärte, und ein paar Thränen, die, der Betenden selbst unbewußt, aus den Augen getreten waren, — dies war es, was Reginalds Aufmerksamkeit fesselte.

„Hat Ihnen jemand ein Leid zugefügt, Fräulein?“ fragte er, als er die Thränen bemerkte.

„O nein; nur der Abschied von diesem Altare und von diesem Bilde fällt mir etwas schwer.“

„Abschied! — Abschied!“ stotterte Reginald, „was soll das bedeuten?“

„Vor vier Jahren bin ich vor diesem Altare in die katholische Kirche aufgenommen worden. Hier habe ich auch die erste hl. Kommunion empfangen, und seitdem täglich das Bild Mariens besucht, deren Fürbitte ich es verdanke, ein Kind der katholischen Kirche zu sein. Dieses war mein Abschiedsbesuch. In zwei Stunden reise ich ab und verlasse London vielleicht für immer.“

Heftig erschrocken fragte Reginald: „Was zwingt Sie zu einem solchen Schritte?“

„Niemand zwingt mich. Aber ich gehe in ein Kloster und will barmherzige Schwester werden.“

Das Fräulein lächelte über den Schrecken, der sich bei den Worten: Kloster — barmherzige Schwester — in Reginalds Zügen zu erkennen gab, und sagte: „Als Protestant können Sie dies freilich nicht begreifen.“

Reginald beschäftigte sich mit dem Gedanken, daß seine Hoffnungen und Pläne vernichtet seien. Das Fräulein aber nahm aus ihrem Gebetbuche ein kleines Bild — eine Copie des Altarbildes — und übergab es ihm mit den Worten: „Nehmen Sie dies als Andenken. Beten Sie oft das Ave Maria, welches auf der Rückseite abgedruckt ist, und“ — setzte sie lächelnd bei — „wenn Ihr Protestantismus dagegen protestiert, so fragen Sie sich, ob wohl der Erzengel Gabriel, oder der hl. Geist,

der aus Elisabeth sprach, sich der Ketzerei oder gar des Götzendienstes werde schuldig gemacht haben."

Das Bildchen in der Hand sah er der Wegeilenden nach bis zur Thüre. „Dieser Engel ist katholisch!" sagte er dann zu sich selbst, „und von solcher Tugend, daß er jetzt Gott zuliebe alles verläßt, allen Reichtümern und Bequemlichkeiten entsagt, um in freiwilliger Armut sein Leben im Dienste der Armen und Elenden aufzureiben. — Eine Religion, die solche Tugenden hervorbringt, kann nicht so schlecht sein, wie man mir gesagt hat."

Er las das Ave Maria. „Ja, der Engel hat recht; ich will seinen Rat befolgen," dachte er, kniete vor dem Altare nieder und begann das Ave Maria zu beten. Er wußte nicht, wie ihm war — es wurde ihm so wohl um das Herz, und dieser Zustand steigerte sich, je öfter und inniger er das Gebet wiederholte. Er mochte wohl eine halbe Stunde auf diese Weise zugebracht haben, als er sich endlich erinnerte, daß er zu Hause erwartet werde und sich nun gewiß um vieles verspätet habe.

Zwei Monate später erhielt das Fräulein, das sich in der Nähe von Oxford befand, ein Billet mit den wenigen Worten:

„Herzlichen Dank für Ihr Bildchen und noch mehr für das Gebet, daß Sie, ich kann nicht zweifeln, für mich verrichtet haben. Gestern, 1. August, bin ich vor dem Ihnen so gut bekannten Altare in die katholische Kirche aufgenommen worden; heute habe ich daselbst kommuniziert. Fahren Sie fort, für mich zu beten. Ich beginne das Studium der Theologie. Reginald v. Moor."

Reginald säumte nicht, seinen Onkel von dem gemachten Schritte in Kenntnis zu setzen. Dieser schien sich wenig darum zu kümmern und forderte nur, „den Eltern den Verdruß zu ersparen, hören zu müssen, daß

ihr Sohn treulos die Religion seiner Ahnen verlassen habe“. Reginald versprach zwar, den Eltern keine Mitteilungen darüber zu machen, wies aber mit aller Entschiedenheit den gemachten Vorwurf zurück. „Ich bin nur zur Religion meiner Ahnen zurückgekehrt,“ erklärte er, „die alle katholisch waren und stets geblieben wären, hätten nicht Luther und Calvin treulos Glauben und Kirche verlassen, und durch Wort und Beispiel so viele zu gleicher Treulosigkeit verleitet.“

So gleichgültig der Onkel Reginalds Übertritt anzusehen schien, — merkte dieser doch bald, daß dem nicht so sei und der Onkel im geheimen dahin arbeite, ihn wieder für den Protestantismus zu gewinnen. Scheinbar ganz zufällig kam er mehrmals mit lutherischen Pastoren zusammen, die ihm durch Aufwärmung alter Lügen und Verleumdungen die katholische Kirche zu verleiden suchten, bis er endlich, empört über eine solche Handlungsweise, ihnen in das Gesicht sagte: entweder seien sie Dummköpfe oder absichtliche Betrüger; er verbiete sich auf das entschiedenste, ihm gegenüber noch ein Wort über Religion zu sprechen.

Der Bekehrungseifer der Pastoren fiel durch diese Erklärung unter den Gefrierpunkt und sie ließen ihn in Ruhe.

Groß war aber des Onkels Überraschung und Ärger, als der Neffe bald darauf erklärte, er habe sich entschlossen, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Alle Bemühungen, ihn davon abzubringen, waren vergeblich. Nun schämte sich dieser nichtswürdige Mensch nicht, zu den schändlichsten Mitteln die Zuflucht zu nehmen, um den Vorsatz seines Neffen zum Wanken zu bringen. Eine kurze, aber kräftige Anwendung des Stockes genügte zwar, die Gefahr zu beseitigen und das unglückliche, zu ihm geschickte Geschöpf zu eiliger Flucht

zu veranlassen; allein Reginald erkannte, was er im Hause des Onkels zu erwarten hätte, und beschloß deshalb, in Cambrigde zu studieren.

Für das erste Jahr erhielt Reginald von seinem Onkel eine hinreichende Summe, um anständig leben zu können; aber im Verlaufe desselben starb der Onkel, und bei Eröffnung des Testaments, das erst nach Reginalds Abreise geschrieben worden, fand es sich, daß ihm nur ein äußerst spärliches Jahrgeld ausgesetzt war; alles übrige erhielt ein in London lebender entfernter Verwandter. Reginalds Vater, obwohl eigener Bruder, war nicht einmal erwähnt worden.

Nun schrieb er an seine Eltern, erhielt aber keine Antwort und glaubte deshalb, der Onkel habe ihnen seinen Schritt angezeigt, sie seien infolgedessen auf ihn erzürnt und wollten von ihm nichts mehr wissen. In Wirklichkeit aber hatten sie kurz vorher durch den allgemeinen „Krach" und ein Brandunglück ihr Vermögen verloren; jener Brief Reginalds war verloren gegangen, und als der Vater und der ältere Bruder schon wenige Wochen darauf starben, folgte die Mutter ihrer Tochter Regina, die, wie schon erzählt, von Hermine als Gesellschafterin angenommen worden. So kam es, daß Reginald seine späteren Briefe stets mit der Bemerkung: Adressat nicht zu finden, wieder zurück erhielt. Die Briefe der Mutter aber wurden höchst wahrscheinlich in London vom Erben des Onkels unterschlagen, und gelangten so ebenfalls nie an ihre Adresse.

Kaum Priester geworden, beschäftigte ihn mehr als je der Gedanke an seine, wie er glaubte, noch protestantischen Eltern und Geschwister. Es gelang ihm, die nötigen Geldmittel aufzutreiben, um in seine Heimat reisen zu können, in der Absicht, von dort aus Nachforschungen anzustellen, wo sich etwa die Eltern auf-

hielten. Diese Mühe wurde ihm durch die Zusammenkunft mit Smith und dessen Schwester erspart, und so reiste er verkleidet nach Dalheim ab.

Die kleine katholische Gemeinde auf dem Schlosse fühlte sich sehr glücklich, einen Priester in ihrer Mitte zu haben. Regina übernahm ausschließlich seine Bedienung, und Edmund machte bei der heiligen Messe den Altardiener oder Ministranten. Hermine und Regina sehnten sich nach einem gründlichen Unterrichte in allen Lehren der hl. Kirche. Selbst die beste und eifrigste Vorbereitung zum Rücktritt in die Kirche wird noch immer große Lücken lassen im Verständnis der katholischen Lehre, die erst durch das längere thätige Leben in derselben ausgefüllt werden; um so mehr war den beiden Mädchen zu lernen übrig geblieben. Nun konnte das Zimmer der Mutter eine Art Schulzimmer werden, ohne daß die Dienerschaft etwas Auffälliges an dem häufigen Verkehr mit Reginald finden konnte.

Da der Pfarrer von einem andern Schlupfwinkel aus „sein Unwesen“ forttrieb, für Reginald aber durchaus keine Gefahr erwachsen konnte, wurde in gemeinsamer Beratung beschlossen, den stattgefundenen Religionswechsel nicht länger zu verheimlichen, jedoch auch keine formelle Erklärung darüber abzugeben. Die nächste günstige Folge davon war, daß Hermine sehr bald und für immer der lästigen Werbung und Gegenwart Bergsteins enthoben wurde.

Derselbe war nämlich bald nach Reginalds Ankunft wieder gekommen, und hatte diesmal auch einen ihm befreundeten Pastor mitgebracht. Er hatte ausgekundschaftet, daß gar kein Anzeichen einer stattgefundenen Verlobung zwischen Hermine und dem Baron vorhanden sei, und wollte darum einen neuen Versuch machen, die Festung zu erobern; der Pastor sollte bei schicklicher

Gelegenheit durch religiöse Momente sein Schärflein zum Gelingen des Planes beitragen.

Was dem Werber das erste Mal so oft die Galle in Aufregung gebracht, geschah auch jetzt. Schon am ersten Abende klagte er seinem Begleiter, dem Pastor: „Das verdammte Mädchen (Regina) sitzt Herminen beständig auf den Nacken, als wäre es ihr wie ein Höcker angewachsen. Es ist nicht möglich, auch nur ein Wort mit Hermine allein zu reden.“

Am zweiten Tage kam der Pastor zu ihm auf das Zimmer. „Jetzt habe ich eine wichtige Entdeckung gemacht,“ sagte er, „die ich Ihnen gleich mitteilen muß. Ich ging soeben vor dem Zimmer vorbei, das allem Anscheine nach „Herminens Höcker“ bewohnt. Ganz zufällig und ohne das geringste zu ahnen, fiel mein Blick durch die offene Thüre, und da bemerkte ich Heiligenbilder und ein schönes Kruzifix. Dies liefert fast volle Gewißheit, daß das Mädchen katholisch ist. In diesem Falle aber ist sehr große Gefahr, daß auch Hermine den Protestantismus verlassen habe, und ist dies wirklich der Fall, — dann möchte ich Ihnen raten, Herr v. Bergstein! alle Versuche, Hermine zu gewinnen, als völlig nutzlos und vergeblich aufzugeben. Als Papistin würde sich Hermine gewiß nie und nimmer entschließen, einen Protestanten zu heiraten.“

„Warum nicht?“ fragte Bergstein erschrocken und unwillig zugleich. „Es werden doch unter dem Volke und beim Adel so viele gemischte Ehen geschlossen.“

„Ja, Sie haben recht,“ versetzte der Pastor; „übersehen jedoch eine wichtige Vorbedingung zu Mischehen.“

„Welche Vorbedingung?“

„Gleichgültigkeit gegen den Glauben auf Seite des katholischen Teiles. Jene Fälle ausgenommen, wo ganz besondere und wichtige Gründe zu einer solchen Ehe

nötigen, und die katholische Erziehung aller Kinder sicher gestellt ist, wird kein rechtschaffener Katholik, noch weniger ein braves, katholisches Mädchen sich entschließen, eine solche Verbindung einzugehen. Überdies hat die katholische Kirche diese Verschiedenheit der Religion zum Ehehindernis erhoben, das nur durch eigene Dispens gehoben werden kann; und sollen gar noch die Kinder, — wenn auch nur die Knaben oder die Mädchen — protestantisch erzogen werden, — was ein Katholik von seinem Standpunkte aus nie zugeben kann — so ist eine solche Eheschließung nicht viel weniger, als der gänzliche Abfall vom Glauben. Hermine, offenbar erst vor kurzer Zeit katholisch geworden, ist im ersten Eifer; Gründe zu einer solchen Verbindung fehlen meines Wissens gänzlich — folglich werden Sie sich durch jeden weiteren Versuch nur bloßstellen."

Während die Herren nun Rat hielten, wie sie auf schickliche Weise über Hermine in Karheit kommen könnten, trat der Diener ein, der die Fremdenzimmer zu besorgen hatte. Auf ihre Frage sagte nun derselbe, daß die beiden Fräulein katholisch seien, und auch Edmund dieselbe Absicht haben müsse, wenigstens habe auch er seit der Rückkehr aus dem Bade an katholischen Fasttagen keine Fleischspeisen genossen.

Die Folge dieser Nachricht war, daß Bergstein jede Hoffnung fahren ließ, und mit dem Pastor noch denselben Tag abreiste, um nicht mehr zurückzukehren.

XII.
Das Ende.

Hermine hatte dem Vater ausführlich erzählen müssen, auf welche Weise sie katholisch geworden. Den ganzen Oktober sprach er jedoch kein Wort mehr über Religion, war aber auffallend nachdenklich und in sich gekehrt. Erst am zweiten November gab er durch Fragen an Hermine Gelegenheit, über die katholische Kirche zu sprechen, und sie benützte dies der Art, das er endlich ausrief:

„Ei, ei! Du kannst ja reden wie ein Doktor der Theologie. Woher hast Du denn alles dieses?"

„Teils aus Büchern, teils von Rosa, der jetzigen Frau Lorg, von der ich vieles gelernt habe."

„Hast Du noch die Bücher?"

„Ja, Vater!"

„So bring' sie mir doch auch mal!"

„Mit Freuden. Ich fürchte aber, das Lesen und selbst das Vorlesenlassen wird Dich zu sehr anstrengen. Vielleicht wäre es das beste, Dich mit einem Priester zu besprechen, er könnte Dir dann stets gerade über jene Punkte Aufklärung geben, über welche Du sie wünschest."

„Was nützt mir Dein schöner Rat, da er nicht ausführbar ist. Eine solche Angelegenheit läßt sich nicht in ein paar Stunden abmachen, und ich kann doch nicht so oft einen Priester vier bis fünf Stunden weit herführen lassen. Welcher hätte dazu Zeit und Lust?"

„Väterchen! Ich kann zaubern," rief sie voll Jubel, „wenn es Dir recht ist, zaubere ich Dir in wenigen Minuten einen Priester in das Zimmer, er kann überdies so oft zu Dir kommen, als Du wünschest."

„Ist einer hier?“ fragte er erstaunt.

„Ja, Vater, aber niemand außer uns Katholiken weiß es und darf es wissen, wegen der Polizei — Du verstehst schon. — Du hast ihn auch schon gesehen und gesprochen.“

„Wer soll das sein? Etwa gar Reginald?“

„Ja, der ist's, leider kann er nur bis zum Beginne des neuen Jahres hier bleiben, und muß dann nach England zurück.“

„So geh' gleich zu ihm, ich lasse ihn bitten, mir heute noch ein paar Stunden zu schenken.“

Wer war glücklicher als das gute Kind, dessen Herzenswünsche nun der Erfüllung entgegen gingen. Reginald aber fand keine schwierige Arbeit, ganz umgeändert, war der Kranke leicht von der Wahrheit zu überzeugen.

„O Du mein liebes Kind!“ sagte der Vater nach einer solchen Unterredung, „jetzt begreife ich schon den ersten Traum. Du hast mich wirklich vom Abgrunde des ewigen Verderbens gerettet, und lässest mich jetzt in einen herrlichen, blumenreichen Garten führen. Gott vergelte es Dir. Den zweiten Traum aber verstehe ich noch nicht.“

„Die Erklärung des Traumes müssen wir Gott überlassen, Vater!“

Auf Reginald warteten noch zwei andere Arbeiten, die eine leichte im Schlosse, die andere sehr schwierige in Gosen.

Den ganzen Sommer hindurch war der Zustand der „armen Lina“ derselbe geblieben, und Nannchen hatte keine leichte Aufgabe.

Ende Oktober, bald nach Reginalds Ankunft, beschlossen die beiden Mädchen, ihr mitzuteilen, daß sie katholisch geworden seien, und in diesem Glauben eine reiche Quelle des Trostes gefunden hätten. „Möglicher-

weise können wir dadurch einen Schritt vorwärts machen," meinten sie. Bisher hatten sie nur erfahren, daß Lina sich früher mit einem jungen, aber ganz armen Grafen in ein Liebesverhältnis eingelassen, dasselbe jedoch bald und gerade vor Beginn ihres krankhaften Zustandes der Art gelöst habe, daß sie nicht einmal mehr seinen Namen hören wollte.

„Gebt auf jedes ihrer Worte acht," mahnte Reginald, „besonders, wenn sie von sich selbst spricht, und berichtet es mir, ich glaube, bereits mit ziemlicher Sicherheit zu wissen, was der Grund ihrer Leiden sei und worin das Heilmittel bestehe."

Mitte November ergab sich eine günstige Gelegenheit. Lina war wieder sehr leidend, und Hermine allein bei ihr.

„Sie sind heute wieder besonders traurig," sagte sie teilnahmsvoll. „Früher war auch ich oft sehr traurig und niedergeschlagen, und nicht selten trat dieser Zustand plötzlich ein, wenn ich eben einige Minuten recht munter und heiter gewesen. Ich wußte selbst nicht, woher dies komme, bis mir Regina Ende Mai dieses Jahres die Ursache erklärte und zugleich das Mittel bezeichnete, welches diese Öde und Leere des Herzens zu bannen imstande wäre. Nach langer und reiflicher Prüfung habe ich dies Mittel in Anwendung gebracht, und seitdem ist mein Leiden spurlos verschwunden, jetzt weiß ich nur aus dem früheren, was Traurigkeit ist."

„Wenn die Frage nicht unbescheiden ist, was hat Ihnen Regina als Grund Ihrer Traurigkeit bezeichnet? Und worin bestand das Heilmittel?" fragte Lina mit einiger Neugierde.

„Kurz gesagt, der Mangel der wahren Religion war die Ursache und die Rückkehr zu derselben das Heilmittel."

„Das heißt,“ ergänzte Lina mit auffallender Ruhe und ohne alle Überraschung, „Sie sind katholisch geworden?“

„Ich staune, wie Sie dies erraten konnten.“

„Auch ich wäre schon seit zwei Jahren bereit, katholisch zu werden, ich bekenne es Ihnen aufrichtig. Nur ein einziger Punkt ist es, der mich abhält, der mir zu schwer vorkommt und von dessen Richtigkeit und Wahrheit ich mich nicht vollständig überzeugen kann.“

„Welchen Punkt meinen Sie denn?“

„Es ist die Beicht, die in der katholischen Kirche gefordert wird, das Bekenntnis der einzelnen Sünden. Dies kommt mir zu schwer, ja unmöglich vor.“

„Mir hat dies gar keine Schwierigkeit bereitet,“ bekannte Hermine. „Ich wußte, daß die vom heiligen Geiste geleitete Kirche stets die Notwendigkeit der Beicht zur Vergebung der Sünden gelehrt und dieselbe, als von Christus selbst vorgeschrieben, zu allen Zeiten gefordert habe. Daß es einem Protestanten das erste Mal etwas sonderbar vorkommt, ist eben aus der Neuheit leicht zu erklären. Auch Regina hat mir gesagt, an der Beicht gar keine Schwierigkeit gefunden zu haben.“

„Das glaube ich leicht,“ versetzte Lina mit einem gewissen schmerzlichen Lächeln. „So große Sünderinnen, wie Sie und Regina, müssen freilich entsetzlich viel zu beichten gehabt haben. Nannchen hat mir alle Ihre Sünden mitgeteilt. So lange sie bei Ihnen ist, hat sie an Ihnen und Regina niemals eine Spur von Zorn oder Unwillen bemerkt, nie ein Wort gehört, das Tadel verdient hätte, nicht einmal eine Eitelkeit wahrgenommen. Ihre größte Sünde bestehe in allzugroßer Liebe zu den Armen, sie (Nannchen) selbst sei ein lebendiger Beweis, wie weit“ . . .

„Das ist doch zu viel, Fräulein!“ unterbrach Her-

mine mit geröteten Wangen, „das kleine Ding scheint in uns ganz vernarrt zu sein, und Sie, Fräulein, sind einfältig genug, ihr alles auf Wort zu glauben.“

„Das Wort, „vernarrt“, paßt hier gar nicht, Fräulein Hermine, es ist zu grob. Nannchen hat zu viel Ursache, Sie von Herzen zu lieben, und was sie mir gesagt, glaube ich leicht. Hätten Sie große Sünden, recht beschämende Sünden zu beichten gehabt, — Sie würden schon erfahren haben, wie schwer es sein muß, alles dem Priester zu sagen. Sie verdienen mein ganzes Vertrauen und darum bekenne ich Ihnen, wäre ich noch nicht getauft, so daß ich über das bisherige Leben nicht zu beichten nötig hätte — für die Zukunft würde ich sicher auch keine Schwierigkeit in der Beichte finden.“

Dieser Fingerzeig war zu klar und deutlich, als daß er Herminen entgehen konnte, hierin mußte auch die Ursache ihrer Leiden zu finden sein.

„Daß es eine große Selbstüberwindung koste, recht beschämende Dinge zu beichten, gebe ich schon zu und sehe es auch ein,“ sagte Hermine, „aber je größer das Opfer, desto größer und fühlbarer muß auch die Freude und Ruhe des Herzens sein, die man nach der Beicht empfindet. Übrigens wüßte ich keinen einzigen stichhaltigen Grund, durch den sich jemand von der Beicht abhalten lassen sollte. Es geschieht ja sogar, daß nicht bloß die Schwester dem eigenen Bruder, sondern auch die Mutter dem eigenen Sohne beichtet, welcher Priester ist.“

„Ist's möglich?“

„Ja, ich kenne selbst solche. Und was soll uns denn abhalten, aufrichtig zu beichten? Dem Priester ist die strengste Verschwiegenheit zur höchsten Pflicht gemacht, so daß er in keinem Falle und unter keiner Bedingung eine gebeichtete Sünde offenbaren darf, selbst dann nicht, wenn ihm diese Verschwiegenheit das Leben kosten sollte.“

Als Hermine noch zwei Beispiele aus der neuesten Zeit anführte, daß Priester lieber die Verbannung nach Sibirien erduldeten, als auch nur dem Scheine, das Beichtgeheimnis zu verletzen, sich auszusetzen, wie sich dies später aus dem öffentlichen Bekenntnisse derjenigen herausstellte, welche die Verbrechen begangen, den Verdacht aber auf jene Priester geleitet hatten — äußerte Lina: „Diese Verschwiegenheit auch vollkommen zugegeben — wie wird der Priester den armen Beichtenden ausschelten, ja verachten, wenn derselbe eine große Sünde beichtet?"

„O durchaus nicht, wenn anders der Beichtvater so ist, wie er sein soll. Christus der Herr zeigt den Priestern durch sein eigenes Beispiel, durch die liebevolle Aufnahme der großen Sünderin Magdalena und anderer, wie sie die Sünder behandeln sollen, und durch die Parabel vom guten Hirten und vom verlornen Sohne stellt er uns vor Augen, mit welcher Liebe er selbst den reumütig zu ihm zurückkehrenden Sünder wieder in seine Gnade aufnimmt."

Lina begann heftig zu weinen.

„Verzeihen Sie mir," bat Hermine, „daß ich Ihnen weh gethan habe. Ich wollte keinen Vergleich anstellen, sondern nur zeigen, daß ein guter Priester wirklich ein geistlicher Vater ist, der das Beichtkind nicht verachtet und nicht ausschilt, sondern nur dessen Bestes sucht."

„O, es ist alles so schön und anziehend, was Sie gesagt haben," erklärte die Leidende, noch immer weinend. „Es kommt mir selbst vor, es müsse ein großer Trost sein für ein betrübtes Menschenherz, einen so guten und verschwiegenen Freund zu haben, dem man alles klagen könne, vor dem man kein Geheimnis zu bewahren brauche, und der nur auf das Beste der Seele bedacht sei, der tröstet, aufmuntert oder warnt, je nachdem es notwendig

ist. Jedoch kommt es mir noch immer sehr schwer vor, alles zu offenbaren."

„Man scheut sich nicht, seine Krankheit, seine Wunden dem Arzte zu entdecken, obgleich es sich dabei nur um das zeitliche Leben handelt. Warum soll man sich schämen, dasselbe mit den geistigen Wunden zu thun, da es sich hier um die ewige Glückseligkeit handelt, um die Ruhe und der Friede des Herzens schon in diesem Leben weit das Opfer überwiegt, welches mit dem Bekenntnisse vor Gottes Stellvertreter verbunden ist?"

Die arme, schwerbedrängte Lina fühlte, wie wahr Hermine gesprochen. Sie sehnte sich mit dem glühendsten Verlangen nach dem so lange entbehrten Frieden des Herzens, der ihr so nahe gerückt war, und nach der Befreiung von einem so fürchterlichen Leiden, das sie das Leben einer Verzweifelnden führen ließ und an den Rand des Grabes brachte. Aber noch sträubte sich der angeborne Stolz, es fehlte auch noch die besondere Gnade von oben, und wohl deshalb, weil sie nicht auch selbst darum gebetet hatte.

Hermine brach das Gespräch über die Beicht ab, weil Lina aufs neue in Thränen ausbrach.

„Lassen wir dieses," sagte sie, „es thut Ihnen zu wehe. — Herr Reginald, Reginas Bruder, läßt anfragen, ob er Sie nicht einmal besuchen dürfte?"

„Sein Besuch wird mir nur Freude bereiten," entgegnete Lina, „besonders, weil er Reginas Bruder ist. Aber ihn muß es eine große Überwindung kosten, mit mir zu verkehren."

Hermine berichtete genau, und Reginald erklärte, nun werde „dem armen Dinge" bald und leicht geholfen werden.

Nachmittags begab er sich zu ihr, begleitet von Hermine und seiner Schwester. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, und begann die Unterhaltung mit Erzäh-

lungen über England. Allmählig lenkte er das Gespräch auf das religiöse Gebiet, und Lina fragte, ob auch dort Protestanten katholisch würden.

„Sehr viele, Arme und Reiche, selbst aus dem höchsten Adel und verhältnismäßig sehr viele Geistliche."

„Müssen diese Geistlichen auch beichten, wenn sie katholisch werden?" fragte sie mit großer Neugierde.

„Freilich beichten sie auch. Gott der Herr hat dieses Gebot für alle Menschen gegeben und für niemand eine Ausnahme gemacht. Und wie der ärmste Katholik beichtet, so auch der reichste und höchste, Könige, Kaiser und selbst der Papst in Rom."

„Was? Der Papst beichtet auch?"

„So wie der geringste Katholik."

„Aber wem denn?"

„Wie jeder Katholik einem Bischofe oder Priester. Er kniet sich, wie jeder andere, vor dem Beichtvater nieder, bekennt reumütig seine Sünden und Fehler, erhält eine Buße auferlegt und wird dann losgesprochen."

Lina schien ganz verwirrt.

„Ihnen kommt das Beichten so schwer vor," fuhr Reginald fort, „und doch bezeugt die tägliche Erfahrung ganz das Gegenteil. Als Beweis dafür genügt, das eifrige und reumütige Seelen, denen es mit der Besserung recht Ernst ist, gerade bei jenem Priester zu beichten fortfahren, bei dem sie eine Beicht über das ganze frühere, wenn auch vielleicht sehr sündhafte Leben abgelegt haben. Es stände ihnen frei, nach einer solchen Lebensbeicht einen andern Priester zu wählen, der von ihrem früheren Leben nichts weiß, und sie thun es nicht."

Lina schwieg; man erkannte deutlich, daß sie sich in großer Verlegenheit befand. Reginald gab den beiden Mädchen ein verabredetes Zeichen, worauf dieselben das Zimmer verließen.

„Fräulein!“ sagte jetzt Reginald, wie Lina später selbst erzählte; „ich beklage aufrichtig Ihre traurige Lage in geistiger und leiblicher Beziehung. Ich bitte Sie, lassen Sie sich doch nicht länger durch eingebildete Schwierigkeiten von der Beicht abhalten, die allein im stande ist, Ihnen die Ruhe und den Frieden des Herzens, und damit auch die Gesundheit wieder zu verschaffen. Sie werden den Beichtvater gewiß nicht überraschen. Ohne die besondere Gabe zu haben, die Herzen zu durchschauen, wie sie Gott manchen Heiligen gegeben, weiß ich doch, was Ihnen das Herz so schwer macht. Sie haben das Unglück gehabt . . . . .“

Lina bedeckte sich das vor Beschämung glühende Antlitz mit beiden Händen und schluchzte so laut, daß es die vor der Thüre stehenden Mädchen hörten.

„Also,“ schloß Reginald, „legen Sie alle Furcht ab; schieben Sie den Gebrauch des einzigen und gewiß wirksamen Heilmittels nicht hinaus, und bedürfen Sie meiner, so bin ich zu jeder Stunde bereit und stehe Ihnen zu Diensten.“

Bei diesen Worten stand er auf und verließ das Zimmer; die Mädchen aber traten wieder ein. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Lina sich etwas ausgeweint hatte und wieder sprechen konnte.

„O, wenn doch der liebevolle Herr Reginald Priester wäre,“ waren ihre ersten Worte; „vor ihm hätte ich keine Furcht mehr; ihm wollte ich jetzt gerne beichten.“

„Er ist es ja,“ riefen beide wie aus einem Munde; „wir haben schon mehrere Male bei ihm gebeichtet.“

Lina sah sie anfangs starr und ungläubig an; sie meinte, die Mädchen wollten mit ihr nur Scherz treiben. Als sie sich endlich überzeugen ließ, wurde ihr schon um vieles leichter und sie bat Regina, den Bruder zu

ersuchen, wieder zu kommen, und Reginald säumte keinen Augenblick.

Bald war alles in Ordnung. Eine kurze Prüfung ergab, daß sie sich schon früher die notwendigsten Kenntnisse in der katholischen Lehre angeeignet hatte; ihr leidender Zustand drängte, ihr recht bald den Frieden des Herzens zu verschaffen, und so wurde schon der folgende Tag zur bedingungsweisen Taufe und Aufnahme in die Kirche bestimmt.

Zwar zitterte das arme Kind, als es, vor dem Altare knieend, wartete, bis Hermine und Regina gebeichtet hatten. Beide mußten darauf die Kapelle verlassen; denn es wäre der Weinenden unmöglich gewesen, ganz leise zu sprechen. Als sie aber fertig war und in Reginalds Vorzimmer herauskam, wo die Mädchen sie erwarteten, da glänzten ihre Augen vor Freude; sie fiel ihnen um den Hals und ließ den Ausbrüchen unbeschreiblichen Jubels freien Lauf.

„O Gott! O Gott!" rief sie aus, „wie leicht ist mir jetzt! O ich Närrin! daß ich mich aus dummer Furcht zwei Jahre habe hinhalten und fast zu Tode martern lassen! O, hätte ich dies doch früher gewußt."

Wir unterlassen es als etwas Unmögliches, zu schildern, was Lina am nächsten Tage bei der ersten hl. Kommunion empfand und fühlte.

Mittags speiste sie zum erstenmale mit der Familie des Hauses, und dies gab den ersten Anlaß zu einer andern, ebenfalls nicht geringen Freude. Nannchen übersah nämlich bei der Bedienung eine Kleinigkeit, und wurde von Edmund darauf aufmerksam gemacht, wobei er sie, wie nicht selten, scherzweise „kleine Zigeunerin" nannte. Hermine korrigierte diese Benennung und sagte zu Edmund: „Du könntest mit mehr Recht sagen: kleine Baronesse oder Comtesse." Nannchen selbst aber

sagte lachend: „Zigeunerin, Baronesse oder Comtesse — ist mir alles gleich und gilt lange nicht so viel als: Kammermädchen des gnädigen Fräulein Hermine, meiner Mutter, und meiner Tante, Fräulein Regina."

Alles lachte, und Hermine schalt: „Du kleiner Bösewicht!"

„Gnädiges Fräulein haben mir das Leben gerettet, während meine Eltern mich vielleicht verkauft oder verschenkt haben an die häßlichen Zigeuner."

Die letzten Worte fielen der neuen Katholikin auf; sie betrachtete die „kleine Zigeunerin" wiederholt mit großer Aufmerksamkeit. Als sich nach Tisch alle in ihre Zimmer zurückgezogen, sagte Lina zu Nannchen: „Sobald Du Zeit hast, komme zu mir."

Sie ließ nicht lange auf sich warten und mußte sich zu Lina setzen.

„Was soll das bedeuten," fragte diese, „was bei Tisch von Dir gesprochen wurde? Du hast mir bloß erzählt, daß Dich die Fräulein als verlassenes Bettelmädchen vom Tode im Schnee gerettet haben."

Nun erzählte Nannchen von ihrem Zigeunerleben und von ihrer Flucht, die ihr ohne Dazwischenkunft der Fräulein das Leben gekostet hätte.

Lina forschte nun mit großer Aufmerksamkeit über die Zeit, bevor Anna zu den Zigeunern gekommen.

„Ich weiß nur sehr wenig," sagte diese. „In dem Orte, wo ich mit den Eltern wohnte, gab es viele und große Häuser, und auch unser Haus war groß und schön. Ich hatte schöne Kleider und viele Spielsachen. Mit einem größeren Mädchen, wahrscheinlich einer Schwester, hatte ich einmal großen Verdruß; sie hatte nämlich meiner großen Wickelpuppe mit Ruß einen garstigen Schnurrbart gemacht, und" — sie konnte nicht vollenden; denn Lina ergriff mit Hast ihre linke Hand und streifte

ihr den Ärmel bis zum Ellenbogen zurück. Ein Blick auf den entblößten Arm — und im nächsten Augenblicke umschlang sie das staunende Nannchen mit beiden Armen: „Du bist ja meine Schwester, meine geraubte, lang gesuchte und viel beweinte Schwester Mathilde," rief sie voll inniger Freude und zärtlicher Liebe; „alle Deine Erinnerungen, besonders der Schnurrbart der Puppe, den ich gemacht, und das eigentümlich gestaltete Mal am Arme, das Du mit auf die Welt gebracht, lassen nicht den geringsten Zweifel übrig. Wir lebten damals, als Du von den Zigeunern geraubt wurdest, auf einer Villa in der Nähe Wiens. O wie werden sich die Eltern freuen, Dich wieder zu finden."

Es folgte eine lange Besprechung über das, was nun zu thun sei. Endlich einigten sie sich dahin: Lina sollte den Eltern ihren Übertritt zur katholischen Kirche anzeigen und zugleich melden, daß sie ihre geraubte Schwester als Katholikin wieder gefunden habe, daß dieselbe jedoch fest entschlossen sei, nur dann in das elterliche Haus zurückzukehren, wenn sie ihrer erst vor kurzem angenommenen Religion wegen durchaus nicht belästiget werde, und derselben ganz ungehindert nachleben könne. „Lieber verzichte ich auf meine Eltern und auf den größten Reichtum, als auf meine Religion und dadurch auf Gott und Himmel," erklärte Mathilde mit aller Entschiedenheit.

Für Lina war dieser Entschluß der Schwester von großem Nutzen; denn er nötigte die Eltern, auch ihr der Religion wegen keine Vorwürfe zu machen und sie mit der Schwester ungestört zu lassen.

Da Mathilde ihre Schwester nicht dahin bringen konnte, diese Entdeckung vor Hermine vorläufig geheim zu halten, eilte sie selbst zu ihrer Gebieterin und teilte ihr alles mit, nachdem sie sich jedoch zuvor das Ver-

sprechen hatte geben lassen, daß sie bis auf weiteres noch in der Eigenschaft als Kammermädchen bleiben dürfe, und außer Regina niemand etwas erfahre.

Die Bitte Herminens an Lina, die Mitteilungen an die Eltern bis nach der Abreise Reginalds zu verschieben, um diesen nicht der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, wurde mit Freude gewährt; verlangte ja Lina selbst so sehr, des weiteren Unterrichtes und öfteren Empfanges der heil. Sakramente wegen noch länger auf dem Schlosse bleiben zu können. — Wie vorauszusehen war, wirkte die innere Ruhe und die Freude des Herzens bei Lina so wohlthuend und heilsam auch in leiblicher Hinsicht, daß sie sich zusehends besserte, ja in ganz kurzer Zeit zu voller Gesundheit gelangte, so daß die Eltern, die am 3. Jänner des folgenden Jahres, freudetrunken über das Wiederfinden des geraubten Kindes, nach Dalheim kamen, Lina fast nicht mehr erkannten.

Wie schon gesagt, wartete auf Reginald noch eine schwierige Arbeit in Gosen, und zwar in betreff des dem Leser schon bekannten Pastors.

Derselbe fühlte sich anfangs Dezember unwohl, und mußte sich endlich am 10. desselben Monats zu Bette legen. Sehr bald stellten sich bedenkliche Symptome ein, und obgleich zwei Ärzte ihn über seine gefährliche Lage mit der Hoffnung auf Genesung zu täuschen suchten, merkte er doch bald selbst, daß es mit ihm zu Ende gehe. Große Unruhe und Aufregung war die Folge dieser Wahrnehmung und steigerte sich in dem Maße, als die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes sich deutlicher zu erkennen gab. Der Vorschlag der Frau, einen Pastor rufen zu lassen, wurde mit höhnischem Lachen erwidert, und als sie nach langem Widerstreben ihres Innern die Frage stellte, ob er vielleicht einen katholischen Priester verlange, antwortete er: „Woher?

Und wozu? Für mich giebt es keine Hilfe, keine Rettung mehr, ich bin auf ewig verloren."

Die Angst der armen Frau war unbeschreiblich; sie weinte sich fast die Augen aus, so hart er sie früher auch behandelt hatte.

Ohne sein Wissen ließ sie den Pastor einer benachbarten Gemeinde um einen Besuch ihres Mannes bitten, und beschwor ihn noch vor der Thüre des Krankenzimmers, sich durch die Ausbrüche der Verzweiflung nicht gleich schrecken zu lassen, vielleicht gelinge es doch, ihn zu beruhigen.

„Ich danke Ihnen, Herr Pastor S.! für die Mühe, zu mir zu kommen; aber ich bitte, mich mit solchem Geschwätz zu verschonen," antwortete der Kranke, als ihn der Pastor durch allgemeine Redensarten und den Hinweis auf die lutherische Rechtfertigungslehre zu beruhigen suchte. „Ich war katholischer Priester, ja bin es noch; und wissen Sie, was mich zum Protestanten und Pastor gemacht hat? Einzig und allein das Laster. Ich wurde Priester ohne Beruf, und blieb als solcher derselbe Sklave meiner Leidenschaften, wie ich es schon als Student gewesen. Durch zehn Jahre aß und trank ich mir täglich das Gericht hinein, indem ich Sakrilegien auf Sakrilegien häufte, — obgleich meine Schlechtigkeit nicht so öffentlich bekannt wurde, wie bei manchen andern jener Priester, die von der katholischen Kirche abfallen, Protestanten und Pastoren werden. Wie bei diesen, so war auch bei mir nicht der Gedanke, der Protestantismus habe die Wahrheit, sondern das Verlangen zu heiraten, der Grund meiner Treulosigkeit gegen die Kirche. — Vor Gott und meinem Gewissen war diese Ehe niemals gültig, nur vor den Protestanten wurde ein leerer Schein bewahrt. Pastor wurde ich nur, um leben zu können. — Jetzt erfaßt mich die

göttliche Gerechtigkeit, der ich so oft in das Antlitz gefrevelt."

Es entstand eine für den Pastor wahrhaft schauderhafte Pause.

„Ha!" rief dann der Kranke in einem heftigen Anfalle wilder Verzweiflung plötzlich aus, während er das Gesicht zu einem erschreckenden Lachen verzog.

„Ha! das wird ein Schauspiel abgeben beim allgemeinen Gerichte! — Mein Engel, meine Klara, im Kleide der Unschuld zur Rechten des göttlichen Richters unter der jubelnden Schar der Jungfrauen — und der Vater — als höllisches Scheusal unter den verruchtesten der Verdammten."

Von namenloser Angst ergriffen, stieß er den Kopf mit Heftigkeit an die Wand; Pastor S. aber, voll Entsetzen, nahm seinen Hut und eilte davon, gewiß mit dem Vorsatze, nicht mehr zurückzukehren.

Die unglückliche Frau hatte im Nebenzimmer, wo einst Klara gestorben, gelauscht und alles gehört; wußte sich aber nicht zu helfen. Sie wagte nicht, dem Kranken jetzt unter die Augen zu gehen.

Nach einiger Zeit hörte sie ihn weinen und sagen: „Klara! mein Engel! Du hast dem Priester bei Deinem Tode versprochen, für mich zu beten. Hast Du dies vergessen? Ja, es ist nur zu wahr — ich bin nicht würdig — aber — Erbarmen." — Heftiges Weinen machten seine weiteren Worte für die Frau unverständlich. Plötzlich erfolgte ein schwerer Fall im Zimmer des Kranken. Die Frau öffnete leise die Thüre und sah, daß ein großes Jagdgemälde mit schwerem Rahmen, welches dem Kranken gegenüber an der Mauer gehangen, herabgefallen, und an dessen Stelle ein liebliches Muttergottesbild sichtbar geworden war.

Der Kranke, durch den Fall erschreckt, starrte an die

Wand und erblickte das Bild, das er, selbst seiner Frau unbekannt, seit seinem Abfall von der Kirche, stets bei sich behalten hatte. Es war dasselbe, an das ihn die sterbende Klara erinnert, die es aufgefunden, vor dem er sie auch einigemale im Gebete überrascht hatte.

Jetzt erinnerte er sich alles dessen, und die Frau hörte ihn wieder sagen: „Klara! Ist dies Deine Antwort? Ist noch nicht alles für mich verloren? — Du weisest mich an Maria, — wendet sie sich nicht mit größtem Abscheu von mir, dem Elenden, ab?“

„O Maria! Du Zuflucht der Elendesten! Habe Erbarmen um Klara willen, ich“ — ein Strom von Thränen erstickte aufs neue seine Stimme.

Als sich die Frau etwas gefaßt und er ruhiger geworden, trat sie an sein Bett. „Soll ich Dir einen katholischen Priester rufen?“

Der Kranke starrte sie an: „Marianna, kannst Du mir verzeihen, Dich so betrogen zu haben?“

„O sei still davon, willst Du einen Priester?“

„O ja, um unserer Klara willen, die mich auch bei diesem Bilde Mariens beschworen hat, ihr einen Priester zu rufen, gehe und suche einen, vielleicht erbarmt sich Gott noch meiner.“

Die Frau eilte fort. Sie wollte nicht mit langem Herumfragen um einen Wagen Zeit verlieren. Aber wohin? Diese Frage stellte sie sich erst, als sie in größter Verwirrung an das Ende des Dorfes in der Richtung nach Schönbach gekommen war. Mit den Worten: „Klara! Klara! Rette Deinen armen Vater, laß mich einen Priester finden,“ stürmte sie weiter.

In der Nähe von Schönbach begegnete sie Herminen, welche mit Regina und Luise eben von einem Spaziergang zurückkehrte. Das Aussehen der ganz verweinten Frau, die Hermine gut kannte, war zu auffallend, um

nicht sogleich bemerkt zu werden, und letztere fragte teilnehmend um die Ursache ihrer Betrübnis. Als die Frau auf ihre Gegenfrage, ob das Gerücht wahr sei, daß Hermine katholisch geworden, eine bejahende Antwort erhalten, erzählte sie, was sich mit ihrem Manne, dem Pastor, ereignet und beschwor sie, ihr wenn möglich anzugeben, wo ein Priester zu finden wäre.

„Weiß es jemand, daß Sie um einen Priester ausgegangen sind?“ fragte Hermine.

„Nein, niemand, nicht einmal meine Magd.“

„Gut, kehren Sie gleich um und sagen Sie niemanden, daß Sie einen Priester gesucht, oder Ihr Mann einen verlangt hat. Wohlgemerkt — unter schwerer Verantwortung, vollkommene Verschwiegenheit. Heute noch, ungefähr in einer Stunde, wird ein Priester zu Ihnen kommen. Als Erkennungszeichen wird er Ihnen einen „wahrheitsgetreuen Gruß“ von mir melden.

Im Augenblicke, als die Frau in ihre Wohnung treten wollte, kam auch Edmund an.

„Ich habe soeben gehört,“ erklärte er, „daß der Herr Pastor schwer krank sei. Ich habe ein wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen, und deshalb auch meinen Sekretär mitgebracht.“

Er wurde mit Reginald sogleich zum Kranken geführt, zog sich aber schon nach wenigen Worten in das schon öfter erwähnte anstoßende Zimmer zurück.

Der Sekretär war noch kaum eine Viertelstunde allein beim Pastor, als die Frau zu Edmund kam und jammernd die Nachricht brachte, zwei Gensdarmen seien angekommen, die sich in der Nähe des Hauses aufgestellt hätten, offenbar in der Absicht, den Priester zu fangen. Zugleich schwor sie hoch und teuer, Herminen nur die Wahrheit gesagt, und auch seitdem keinem Menschen etwas mitgeteilt zu haben. Als sie die Versicherung gegeben, daß

alle Thüren verschlossen und daher eine Überrumpelung im Hause unmöglich sei, beruhigte sie Edmund, es sei keine Gefahr vorhanden, sie sollte auf etwaige Fragen nur antworten, er, Edmund, habe erklärt, mit dem Pastor ein wichtiges Geschäft abmachen zu müssen, weshalb er auch seinen Sekretär mitgenommen, den sie übrigens nicht näher kenne.

Es war Dezember, also der Tag kurz, und bevor noch Reginald seine Aufgabe vollendet hatte, war die Nacht hereingebrochen. Als endlich Edmund mit ihm aus dem Hause trat, kamen sogleich beide Gensdarmen auf sie zu und einer fragte:

„Mein Herr! Wer sind Sie?"

„Edmund v. Dalheim," lautete die im höchst barschen Tone gegebene Antwort.

„Und dieser Herr?"

„Ist Herr Reginald v. Moor, mein Sekretär."

„Ist dies auch wahr?"

„Ich muß statt einer Antwort ersuchen, mir Ihren Namen anzugeben und zu sagen, wer Sie geschickt hat. Solche Anmaßung und Grobheit ist unerträglich. Ich werde höheren Ortes die Anzeige machen."

Anstatt auf diese Forderung einzugehen, machten die Handlanger des Kulturkampfes Kehrt, und verschwanden im Dunkel der Nacht. Pastor S. hatte in L. alles erzählt, was er beim Kranken erlebt, die langen Ohren eines Kulturkämpfers hatten es gehört, und — daß es hier wahrscheinlich Gelegenheit gebe, einen „Verächter der Gesetze" zu fangen, war nicht schwer vorauszusehen.

Denselben Abend diktierte er seiner Frau die Erklärung, daß er als Katholik sterben wolle, Edmund v. Dalheim ersuche, die Vormundschaft über sein Kind zu übernehmen und dasselbe katholisch erziehen zu lassen, und schließlich, daß er auf einem katholischen Friedhof beerdigt zu

werden begehre. Darauf ließ er drei Männer seiner Gemeinde als Zeugen rufen, und unterschrieb in ihrer Gegenwart.

Des andern Tages nach Tisch machte Reginald „Toilette", d. h. er steckte sich in die Livré des Kutschers, um „die beiden Unzertrennlichen" spazieren zu fahren. Der Verabredung gemäß wurde er vor dem Dienstpersonal geneckt, um nicht aufzufallen. In Gosen, im Gasthaus, wo der Wagen eingestellt wurde, erklärten die Fräuleins, dem kranken Pastor einen Besuch machen zu wollen, und der Diener mußte sie dahin begleiten. Während aber dieser allein zum Kranken ging, hielten sich die Fräuleins mit der stets jammernden Marianna im anstoßenden Zimmer auf.

Nach einer Stunde kam Reginald zu ihnen und sagte in englischer Sprache: „Kinder! betet; er stirbt." Die Frau war kurz vorher aus dem Zimmer gegangen; Hermine und Regina warfen sich auf die Kniee, bis nach ungefähr zehn Minuten Reginald verkündete, daß der Kranke soeben verschieden.

Eine halbe Stunde später lenkte der Kutscher, ohne einen Unfall erlitten zu haben, sein Gespann wieder in den Schloßhof ein.

* * *

Weihnachten war nahe. Dem Baron auf seiner Villa schien jetzt die Zeit Schneckenfüße zu haben; die letzten zehn Tage vor dem Feste schienen ihm ein Jahrzehnt zu sein; er verging fast vor Erwartung; denn jetzt sollten seine Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen. Er hatte von Hermine ein Briefchen erhalten, worin sie nicht bloß meldete, daß sich der Zustand des Vaters um sehr vieles gebessert habe, sondern ihn auch ersuchte, womöglich mit seinem Sekretär am 24. Dez. bei der Aufnahme des Vaters in die katholische Kirche als Zeuge zu fungieren. Edmund hatte dieser Einladung dadurch noch größeres Gewicht verschafft, daß er meldete,

Hermine werde an demselben Tage ihren 19. Geburtstag feiern.

Jetzt wollte er nicht länger zögern, und als Bräutigam auf die Villa zurückkehren, um dann sogleich die nächsten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen.

Hermine hatte jene Einladung in vollster Unbefangenheit ergehen lassen; jetzt sah sie dem Besuche mit gemischten Gefühlen entgegen: er sollte über Wichtiges Entscheidung bringen; die Freude konnte eine gewisse Bangigkeit nicht verscheuchen. Sie hatte nämlich im Antwortschreiben des Barons „zwischen den Zeilen gelesen", die Absicht desselben erraten.

Seit dem Tage, an dem sie den Baron das erstemal gesehen und gehört, hatte sie ihn immer mehr schätzen gelernt. Es war nicht sein Äußeres, so einnehmend dasselbe auch war, was so großen Eindruck auf sie gemacht hatte, sondern sein männlicher Mut, mit dem er, frei von der gerade bei der Männerwelt so häufigen Menschenfurcht, für die Religion eintrat, und sich nicht scheute, in gebildeter ungläubiger Gesellschaft sich als entschiedenen Katholiken zu zeigen. Dazu kam das Gefühl der Dankbarkeit für die große Wohlthat, ihr die Aufnahme in die Kirche vermittelt zu haben. Tugend und Wohlthun zwingen aber jedes Herz zur Liebe.

So sehr nun auch Hermine dem Baron ergeben war. Dachte sie doch nie ernstlich an Weiteres, schlug wenigstens jeden etwa aufsteigenden Gedanken schon beim ersten Bemerken aus dem Sinn. Sie hegte keinen andern Plan, als an der Seite Reginas als Freundin und Schwägerin ihre Tage zuzubringen. Zudem nahm der leibliche und insbesonders der geistige Zustand des Vaters ihre ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß sie auf ihre eigenen Interessen wenig achtete.

Seit Anfang Dezember gestaltete sich die Sachlage

anders. Der körperliche Zustand des lieben Kranken hatte sich bedeutend gebessert, und der geistige ließ nichts zu wünschen übrig. Die Sorge um den Vater wurde geringer, dafür der Gedanke an den Baron, dessen Einladung zur Zeugenschaft schon geplant war, wurde immer häufiger; doch war er selten der Gegenstand der Unterhaltung mit Regina.

Noch immer wähnte sie ihr Herz frei, bis das Schreiben des Barons sie vom Gegenteil überzeugte. Daß der Baron diese Gelegenheit zu einem Antrage benutzen würde, konnte wohl nicht in Zweifel gezogen werden; aber wofür sollte sie sich entscheiden? Sollte sie dem Triebe ihres Herzens folgen, zusagen, und den Vater, der ihres Beistandes nicht mehr so dringend bedürfe, ihrer Freundin Regina überlassen? Oder sollte sie die kindliche Liebe vorherrschen lassen?

Sie war noch zu keinem Entschlusse gekommen, als der 23. Dezember den Baron und seinen ebenfalls erbetenen Sekretär brachte. Edmund hatte die Beiden am Bahnhofe mit einem Wagen erwartet. Unter der Einfahrt ins Schloß wurde er von Hermine, Regina und Louise begrüßt. Erstere suchte sich auf alle Weise zu beherrschen, und wollte die Unbefangene spielen; allein das Rot ihrer Wangen und ihr ganzes Benehmen übten Verrat an ihrem Herzen, und ließen den Baron erkennen, daß seine Absichten entdeckt seien, oder daß er im entgegengesetzten Falle um so weniger eine abschlägige Antwort zu besorgen habe.

Er wurde sogleich zum Schloßherrn geführt, mit der größten Liebe aufgenommen; Hermine hatte alles berichtet, was sie Gutes und Lobenswertes an ihm bemerkt hatte. Der Baron wußte sich jedoch selbst in Gegenwart Herminens so zu beherrschen, daß der Vater von seiner Absicht nichts merken konnte.

In der Voraussicht, ohne Auffälligkeit nur schwer eine Gelegenheit zu finden, Herminen mündlich sein Herz eröffnen und seine Wünsche und Bitten vortragen zu können, hatte er schon vor der Abreise von der Villa Vorsorge getroffen, nämlich alles dem Papier anvertraut. Er fand bald Gelegenheit, den Brief durch das Nannchen überbringen zu lassen, das zugleich den Auftrag erhielt, denselben im Geheimen an das Fräulein abzugeben.

Als Hermine den Brief sah, konnte sie über den Inhalt nicht im Zweifel sein. Sie schickte die Kleine fort, warf sich dann auf die Kniee, und betete lange unter Thränen um Erleuchtung und Leitung, um den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen. Mit dem geöffneten Briefe begab sie sich zu Herrn Reginald, in dem sie als Priester in ganz besonderer Weise den Stellvertreter Gottes erblickte. Erst als sie mit ihm alles besprochen, schrieb sie ihr Jawort nieder, vorausgesetzt, daß der Baron selbst vom Vater die Einwilligung erwirke.

Die kirchliche Feierlichkeit wurde am nächsten Morgen in sehr früher Stunde gehalten, um sie Reginalds halber vor der protestantischen Dienerschaft zu verheimlichen. Im Verlaufe des Vormittags befand sich der Baron allein bei dem Schloßherrn, der sich in der besten Laune befand. Er gab dem Baron selbst die Gelegenheit, mit seinem Anliegen hervorzurücken, indem er seinen früher mitgeteilten Traum erzählte, und sich in den anerkennendsten Ausdrücken über Hermine äußerte.

Als der Baron in einfachen schlichten Worten die Wünsche seines Herzens geoffenbart und um Hermine — um seine Einwilligung gebeten hatte, erklärte der Vater:

„So erfreut ich einerseits bin, daß Sie, Herr Baron! so für mein Kind eingenommen sind, kann ich anderer=

seits doch auch nicht verhehlen, daß mich das Jawort ein größeres Opfer kostet, als Sie jetzt begreifen können, ein Opfer, daß Sie erst bemessen können, wenn Sie Hermine noch näher werden kennen gelernt haben. Ich bin alt, krank und hilflos. Hermine war von jeher mein Liebling wegen ihrer engelgleichen Tugend; sie ist mir noch teurer geworden durch die liebevolle Pflege, die sie mir jetzt hat angedeihen lassen, und überdies verdanke ich es nach Gott nur ihr, ihrem Gebete, ein Kind der wahren heiligen Kirche geworden zu sein. Nun soll ich mich davon trennen? Der Vater, der kranke hilflose Vater soll sein Kind, — und welches Kind! seinen sichtbaren Schutzengel — von sich scheiden lassen?"

Er begann zu weinen, so sehr ergriff ihn der Gedanke an eine Trennung. Der Baron, dem der Schmerz des Vaters ein neuer Beweis vom Werte Herminens war, geriet in die größte Verlegenheit. Konnte, durfte er noch auf seiner Bitte bestehen? Er fürchtete, sein Glück, das er schon in Händen zu haben vermeinte, wieder aufgeben zu müssen, oder die Erlangung wenigstens in unberechenbare Entfernung hinausgeschoben zu sehen. Doch nur der Umstand, daß er nicht mündlich mit Hermine gesprochen, und er die Lage und Anhänglichkeit des Vaters zu wenig in Rechnung gezogen, war die Ursache, daß ihm erst jetzt, in seiner Verlegenheit der einfache Ausweg aus der Klemme in den Sinn kam.

„Wenn Sie, Herr v. Dalheim! nicht sonst etwas gegen mich als Schwiegersohn einzuwenden haben, könnte Ihnen ja dieses Opfer gar leicht ganz erspart bleiben, wenn Sie sich entschließen würden, dies Schloß mit meiner Villa zu vertauschen. Sie hätten den Engel stets an Ihrer Seite, wir würden beide alles Mögliche thun, um Ihnen den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen; das herrliche Klima könnte auch auf Ihren

körperlichen Zustand guten Einfluß üben, und was gewiß nicht zu unterschätzen ist — dort ist auch für die geistigen Bedürfnisse gesorgt, da ja der Priester im Hause ist, und wenigstens bis jetzt noch kein Grund vorliegt, seinen Aufenthalt als gefährdet betrachten zu müssen."

Der Schloßherr warf einen freudigen Blick auf den Baron, sagte aber:

„Wie dürfte ich Ihnen, Herr Baron! mit einem kranken gelähmten Manne eine solche Last aufbürden? Denn —"

„Um Gotteswillen! Sprechen Sie nicht von einer Last," unterbrach der Baron, „Sie würden mir und Hermine die größte Freude bereiten, wenn Sie darauf eingehen wollten. Hermine hat in ihrer schriftlichen Antwort auf meine schriftliche Anfrage eben auch auf diese Schwierigkeit der Trennung von Ihnen hingewiesen, und kennt nur dieses Hindernis."

„So sei es," erklärte der Vater, „ich überlasse Ihnen mein Kind; seien Sie ihm ein Beschützer durch das Leben, und —" der Baron hatte sich vor Ihm auf die Kniee geworfen, und seine Hand gefaßt, als sich die Zimmerthüre öffnete, und Hermine unter derselben sichtbar wurde. Sie wollte zurück; allein der Vater rief:

„Komm Hermine! mein liebes Kind! mein Schutzengel! Ich verdanke Dir — nach Gott — den heutigen Tag, und gebe nun mit Freuden mein Jawort. Du bist Braut."

Hermine fiel ihm ebenfalls zu Füßen; er legte ihre Hand in die des Barons: „Gott segne euch und euren Bund." Die beiden weinten vor Freude, und auch dem Vater erging es nicht besser. „Gott gebe euch auch viel Geduld mit mir" setzte er bei, und zur Tochter gewendet! „Ich kann mich von Dir nicht trennen; Du mußt mich auf die Villa mitnehmen."

Nun erst war die Freude Herminens vollkommen. Die Verlobung sollte bis Mittag Geheimnis bleiben, und beim Diner vom Vater selbst publiziert werden. Zu großer Überraschung wurde aber noch eine andere Verlobung verkündet; auch Edmund und Regina hatten bald nach dem Baron und Hermine vor dem Vater ihre Verlobung gehalten. Zwar hatte Regina längere Zeit hindurch sich mit Klostergedanken abgegeben; aber die Hilflosigkeit der Mutter hatte sie auf Anraten ihres Bruders bestimmt, Edmunds Antrag anzunehmen.

Die beiden Hochzeiten wurden anfangs Februar auf Schloß Dalheim, jedoch ganz einfach gefeiert. Da eben wärmere Witterung eingetreten war, benutzte der alte Schloßherr diesen Umstand, um schon jetzt, nicht erst im Frühjahr, in die Villa zu übersiedeln.

* * *

Sechzehn Monate verflossen in ungetrübtem Frieden. Herminens Vater hatte sich soweit erholt, daß er allein Spaziergänge in den nahen Wald machen konnte. Hermine war, wie Pfarrer Roff es vorausgesagt hatte, auch in der neuen Heimat die Mutter der Armen geworden. Wer in Not und Bedrängnis kam, wußte, bei der „Gnädigen Frau in der Villa“ sei Hilfe zu finden; den Kranken schickte sie Almosen, und erfreute sie nicht selten durch persönlichen Besuch, sie ging selbst in die elendesten Hütten, um Kranke durch liebevolle Worte zu trösten.

War sie schon nach außen ein Engel der Liebe und des Trostes, so war sie es noch mehr im eigenen Hause für den Vater, für den Gatten und die gesamte Dienerschaft. Während nur zu oft ein näheres Bekanntwerden mit einem Menschen auch dessen mehr oder minder dunkle Schattenseiten erkennen läßt, war hier nur das Umgekehrte der Fall. Trotz ihrer Jugend war sie die

liebevollste, zärtlichste, besorgteste Mutter aller im Hause, selbst der geringsten Küchenmagd.

So hatte Hermine in kurzer Zeit jene Stufe erreicht, auf der die göttliche Vorsehung sie abberufen wollte von einem glücklichen Leben auf Erden zu einem noch unendlich glücklicheren Leben in der andern Welt.

Sicher war der Umstand, daß sie nicht Mutter geworden, ein Akt der göttlichen Vorsehung, um sich ungehindert den Werken der Liebe hingeben, und leichter diese Erde verlassen zu können.

Es war Ende Mai. Hermine war in ein eine Wegstunde entferntes Dorf gefahren, und hatte daselbst mehrere Kranke besucht, und große Almosen ausgeteilt. Abends bei der Maiandacht überfiel sie ein heftiges Unwohlsein, ja sie wurde ohnmächtig; zwei Tage darauf empfing sie morgens die hl. Sterbesakramente; mittags kamen Edmund und Regina, die telegraphisch benachrichtigt worden waren, und gegen Abend verschied sie mit einem anmutigen Lächeln auf ihren Lippen, ohne eigentlichen Todeskampf in den Armen ihrer Freundin. —

Tags darauf wurden auch dem Vater, der aufs neue vom Schlage getroffen worden, die hl. Sakramente gespendet; er folgte wenige Stunden darauf dem geliebten Kinde in die Ewigkeit nach; so wird auch sein zweiter Traum in Erfüllung gegangen sein.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

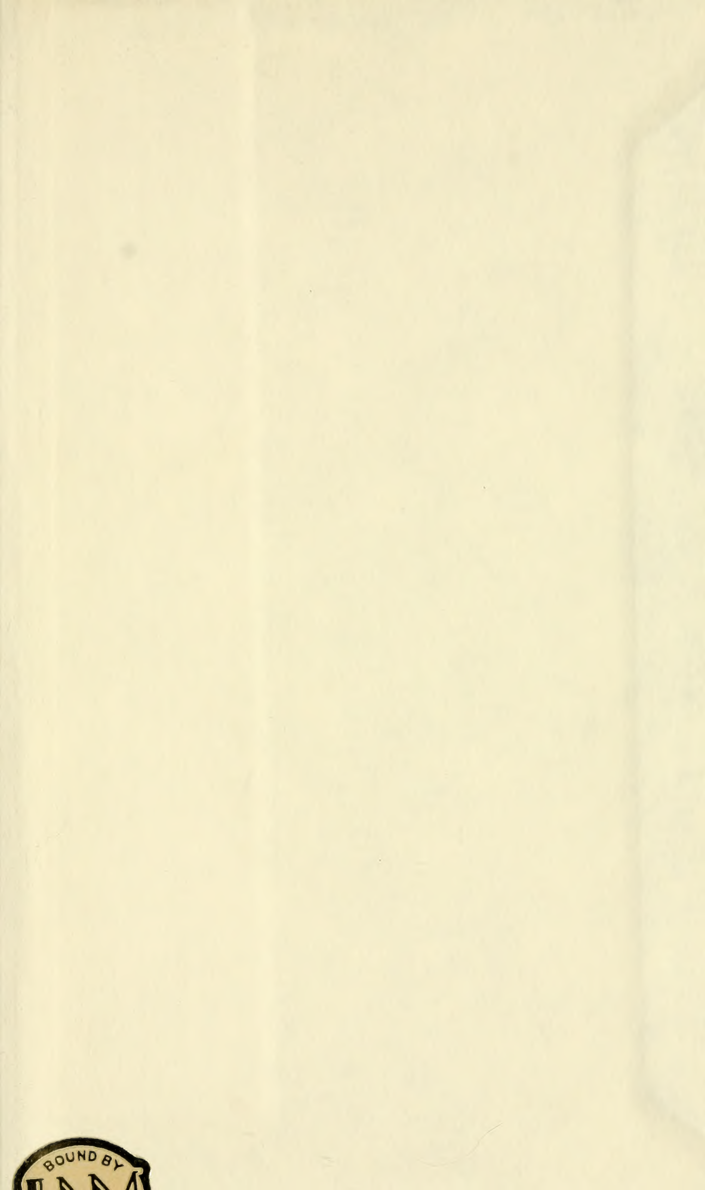
I. Im Schloßgarten 5
II. Auf der Universität 36
III. Der Baron 55
IV. Die Erdbeeren 79
V. Der Ausflug 103
VI. Moderne Wissenschaft 133
VII. Der Atheist 156
VIII. „Pfarrliche Umtriebe" 174
IX. Der Ritualist 208
X. Die Stunde der Rache 226
XI. Reginald 251
XII. Das Ende 268










BOUND BY

